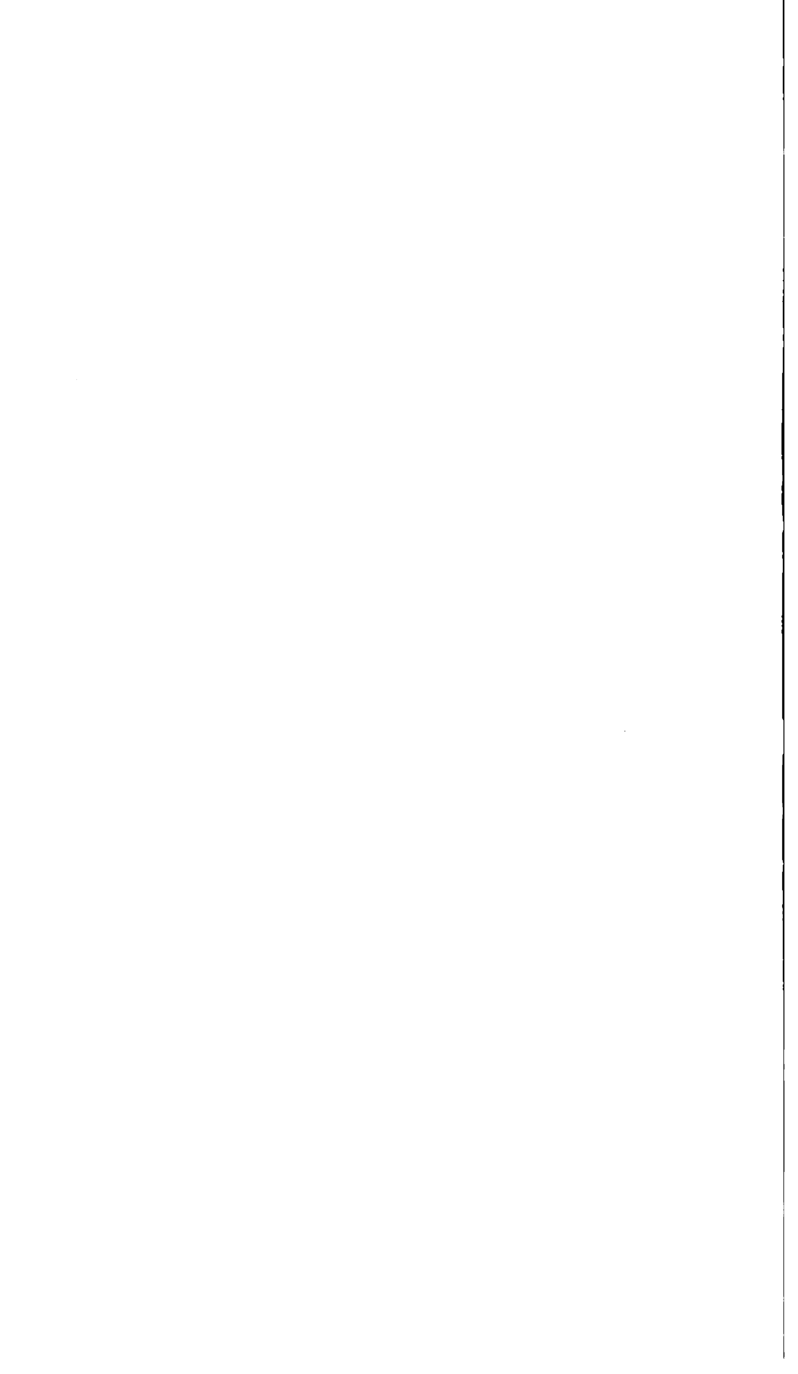


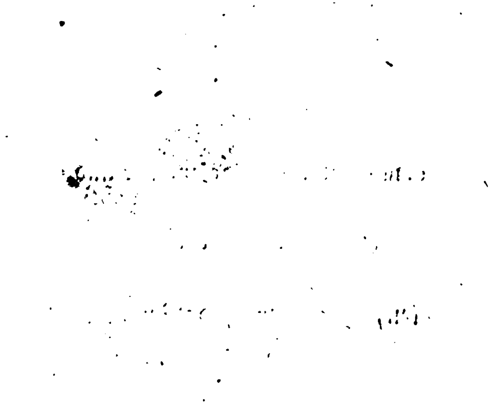












Jung-Stilling, Johann Heinrich

Johann Heinrich Jung's,

genannt Stilling,

Doktor der Arzneikunde und der Weltweisheit, Großherzoglich-Badische geheimer Hofrath,

sämmtliche Schriften.

Zum

erstenmale vollständig gesammelt und herausgegeben

von

Verwandten, Freunden und Verehrern des Verewigten.

Zwölfter Band.

Enthält:

Erzählungen.

Stuttgart.

J. Scheible's Buchhandlung.

1837.

Erzählungen

von

Johann Heinrich Jung,

genannt Stilling.

In Einem Bande.

Stuttgart.
J. Scheible's Buchhandlung.

1837.

1.

Auch eine heilige Familie.

Ich habe oft von Männern, die am Christus-Eckel kränkeln, den Einwurf gehört: was denn doch die Religion Jesu viel nütze, und genützt habe? — Die europäischen oder christlichen Nationen seyen ja doch in Ansehung ihrer sittlichen Vervollkommnung keinen Grad besser, als von jeher auch andere gebildete Völker gewesen sind.

Im Ganzen genommen ist freilich etwas dran: die Staatspolitik ist noch immer eben so pfiffig, als sie bei den Assyriern, Babyloniern, Persern, Griechen und Römern war; und unsere Kriege haben durchgehends so wenig Christliches, daß man eine europäische Armee wohl schwerlich von Nebukadnezars oder Alexanders Heeren, was die Handelsweise betrifft, würde unterscheiden können. Was vollends den physischen und moralischen Luxus angeht, so geben wir darin den Völkern aller Orten und aller Zeiten nichts nach. Wenn wir aber in's Einzelne gehen, und die Volksmasse von Haus zu Haus, und von Familie zu Familie prüfen, so findet der ruhige und Gott liebende Beobachter manches verborgene, aber eben darum desto reinere Gute; — einen Fortschritt in der Heiligung, den man außer der Christenheit, in dem Grade, vergebens sucht. Man trifft allerdings unter Juden, Mahomedanern und Heiden auch einzelne edle Menschen an; aber

bei weitem nicht in der Menge, und in dem hohen Grade der Menschengüte, als unter den Christen.

„Das Reich Gottes ist einem Sauerteige gleich, den Jemand nahm, und ihn unter das Mehl verbarg, bis es ganz durchgesäuert ward.“ Noch immer ist der Teig nicht gesäuert, aber das Ferment wirkt im Verborgenen unaufhaltbar fort, und Er wird schon daraus machen, was daraus werden soll.

Wenn Prediger und Aerzte Augen und Willen zum Beobachten haben, so können sie Wirkungen der Religion, besonders unter dem gemeinen Volke, entdecken, die Einem Herz und Seele erquicken. Ein treffliches Beispiel von der Art will ich jetzt erzählen; es geht ohnehin stark auf Mitternacht zu: wir werden über dem langen Warten auf die Zukunft unseres Herrn schläfrig, und es giebt der muthwilligen Knaben so viele, die immer darüber aus sind, einem das ohnehin so schwach brennende Lämpchen unvermerkt auszublasen, welches sie aufklären nennen; so daß es höchst nöthig ist, sich untereinander wachend zu halten: Und da ist bekanntlich nichts besser und zweckdienlicher, als wenn man sich etwas Hübsches erzählt. Nun, Kinder, seyd aufmerksam! — Aber gebt auch Acht auf die pausbackigen Jungens, und haltet die Hand um das Flämmchen!

In dem herrlichen Thal, in welchem unten am Ende Schönthal liegt, blühen die Leinwand-Fabriken in einem hohen Grade; von Osten gegen Westen zu, zwei Stunden lang, sieht der ganze Grund einem Lustgarten voller prächtiger Landhäuser ähnlich; hier wohnen reiche Kaufleute und wohlhabende Fabrikanten zerstreut durcheinander. Jeder hat das, was er bedarf, um sich her, Alles wimmelt von Thätigkeit, und im Sommer staunt der Wanderer aus der Ferne die großen, prächtigen Fluren an. — Er kann nicht begreifen, wie sich der Schnee mit schwüler Sommerhitze verträgt; kommt er aber näher, so entdeckt er erst, daß sie über und über mit schneeweißem Garn belegt sind.

In einer abgelegenen Ecke des großen Thals, da, wo ein kleiner Bach sich durch ein enges Thälchen herabschlän-

gelt, und dann den Bleichern zum Begießen des Garns dient, guckt ein kleiner, einsamer Schornstein aus einem Obstgebüsche hinter dem Hügel hervor. Zoar fällt einem ein, wenn man dahin blickt, und es ist einem so, als wenn da der Blitz nicht einschlagen könnte. Tausende reiten, fahren und gehen die nur eine Viertelstunde entfernte Straße, und schwerlich bemerkt einer die niedrige Hütte; aber desto besser kennen sie die unsichtbaren Gesandten, die dienstbaren Geister, die denen zum Dienst thätig sind, die die Seligkeit ererben sollen.

In dieser Hütte wohnte ehemals eine arme Wittwe, mit einer einzigen Tochter; sie ernährte sich mit Baumwollenspinnen und Garnspuhlen, und in ihrem kleinen Gärtchen hinter dem Hause erzog sie sich die ärmliche Nahrung für sich und ihr Mädchen. Viele Jahre lang kannte sie die Nachbarschaft nur von Angesicht; der Kaufmann, für den sie arbeitete, sagte von ihr, sie sey eine arme, aber fleißige und treue Frau; aber da sie nie in ihrem Leben außer Gott Jemand ihre Leiden klagte, so dachte auch Niemand weiter an sie; sie war mit ihrer Tochter ein alltäglicher Gegenstand, von dem man weder Gutes noch Böses sprach, eine Nulle in der menschlichen Gesellschaft, die aber gemeiniglich sehr viel bedeutet, wenn eine gültige Zahl vor sie gesetzt wird.

Gute und treue Prediger pflegen sonst wohl arme, gute Menschen zu kennen; aber das war auch hier nicht einmal der Fall. Diese Frau äußerte sich auch in Ansehung ihrer Empfindungen und Kenntnisse nicht; man hielt sie für dumm, unwissend und gefühllos; und so bekümmerte sich Niemand um sie. Immer hatte sie gekränkelt, und ihr Leben war eine Kette von Jammer gewesen, ohne daß es Jemand wußte; auf den nämlichen Fuß hatte sie auch ihre Tochter erzogen: dies Mädchen fiel hübsch und bescheiden in's Auge, aber sie hatte im geringsten nichts Anziehendes; von allen ihren innern Kostbarkeiten hing sie nichts auf den Laden, um Käufer anzulocken, folglich kam auch keiner, der etwas bei ihr suchte.

Endlich wurde es schlimmer mit der Frau; sie konnte nichts mehr arbeiten, ihre Tochter mußte ihr aufwarten. Schmerzen und Elend bestürmten sie unaufhörlich und ohne Zahl, und noch immer blieben beide bei ihrem Grundsatz, ihren Mund auch auf der Schlachtbank zum Klagen nicht zu öffnen. Daher kam's denn, daß kein Mensch auf der Welt von diesen beiden großen Dulderinnen etwas wußte.

Dieses Elend mochte ungefähr ein Vierteljahr gewährt haben, als an einem Nachmittage zwei Bleichergesellen, von welchen der eine Johannes Langenborn hieß, in der Nähe der Hütte auf einer Bleiche geschäftig waren. Da sie nun gleich oft und vielfältig da gearbeitet, und sich nie um das Häuschen und seine Bewohner bekümmert hatten, so wurden sie doch jetzt dadurch aufmerksam gemacht, daß die Tochter der armen Wittwe aus ihrer Hausthüre gelaufen kam, und die Hände über dem Kopfe zusammen schlug, dann im Hofe herum lief und wehklagte.

Beide Bleichergesellen durften nicht zugleich vom Garn gehen, sie wurden also einig, daß Langenborn hinlaufen und nachsehen sollte, was das zu bedeuten habe; dieser war aber auch der rechte Mann zu dieser göttlichen Gesandtschaft, und er war der Ehre werth, Engeldienste zu übernehmen. Er lief, was er laufen konnte, und war in einer Minute an Ort und Stelle.

Angelegentlich rief er schon aus der Ferne: „Mädchen! Mädchen! was ist? — was fehlt Dir?“ — „Johannes,“ antwortete sie ängstlich: „komm und siehe es!“ —

Langenborn lief an den Ort des Elends, und siehe da, die Kreuzträgerin lag auf ihrem Bette und schien todt zu seyn. Flugs nahm er das kleine Spiegelchen von der Wand und hielt es ihr vor den Mund; — da bemerkte er denn, daß es noch anlief; so hielt er sie mit Recht noch nicht für todt. Er wusch sie also mit kaltem Wasser und Essig, und brachte sie wieder zurecht; sie konnte vor Schwäche zwar noch nicht reden, aber sie lächelte himmlisch und streichelte seine Wangen.

So eigensinnig waren die beiden Dulderinnen nicht, daß sie auf Langenborns liebevolle Fragen nicht nach der Wahrheit hätten antworten sollen; er erfuhr also den ganzen Jammer. Schmerz und Mangel an Erquickung waren die Peiniger, denen die sonst starke Natur der guten Frau unterliegen mußte. Er suchte also seinen Sparpfennig hervor, begab sich seiner Bleichergeschäfte, und ward der Pfleger der armen kranken Wittwe.

Jetzt lernte er nun das verborgene Kleinod, das in ein ärmliches Gewand und in der niedern Hütte versteckt war, recht kennen, und er glaubte, die größte irdische Belohnung für seine Dienste sey Katharinens Besitz; das glaubte er, und er betrog sich nicht. Eben so hielten auch Mutter und Tochter ihren Johannes für den größten Schatz, den sie in diesem Leben erringen konnten, und auch sie betrogen sich nicht. Langenborn und Katharine heiratheten sich am Krankenbette der Mutter; im Himmel war Freude über diese Verbindung, auf Erden aber besorgte man, durch diese Heirath würde nun eine Familie entstehen, die mit der Zeit durch Betteln und durch ihre Bedürfnisse dem Armenfond zur Last fallen könnte; allein diese Sorge war unnöthig: denn Johannes ernährte sich, seine Frau und nachher seine Kinder recht ordentlich, er war allgemeinerer Wohlthäter als alle, die für den Armenfond besorgt gewesen waren.

Die alte Kreuzträgerin wurde so lange auf den Händen getragen, bis sie von den Engeln in Abrahams Schooß getragen wurde. In ihren letzten Tagen besuchte sie der Prediger; dieser erfuhr nun, welch' eine kostbare Seele er in der Nähe gehabt hatte, ohne sie zu kennen. Er bedauerte laut und öffentlich diesen Verlust, und zog den großen Nutzen daraus, daß er von nun an die Hütten des gemeinen Mannes fleißiger besuchte, und die daselbst wirkenden Geister genauer prüfte; er hielt der abgeschiedenen Edlen die Leichenpredigt über die Worte: Jes. 57, V. 1. 2. „Aber der Gerechte kommt um. Und Niemand ist, der es zu Herzen nehme, und heilige Leute werden aufgerafft, und

Niemand achtet darauf: denn die Gerechten werden weggerafft für dem Unglück, und die richtig für sich gewandelt haben, kommen zum Frieden und ruhen in ihren Kammern."

Johannes Langenborn und sein Weib Katharine hielten nun lange und viele Jahre im Segen Haus; beide waren allgemein geliebt, und ihre Kinderzucht war ein Muster für alle ihres Gleichen.

Kreuz hat jeder gottesfürchtige Hausvater. Langenborn wurde also auch nicht damit verschont. Indessen fand es der große Schmelzer der Mühe werth, ihn auf den Treibheerd zu bringen, und ihn da recht tüchtig auszubrennen. Erst starben dem guten Ehepaar alle Kinder bis auf die zwei ältesten Töchter, darauf bekam Langenborn einen Zufall an's rechte Knie, so daß er Jahr und Tag das Bett hüten mußte, und als er es wieder verlassen konnte, so war das Knie so krumm gewachsen, daß er ein hölzernes Bein anschnallen und auf einer Krücke gehen mußte. Jetzt war er nicht mehr fähig, mit Bleichen sein Brod zu erwerben; er sah also, wenn er blos seine Vernunft zu Rathe zog, einer traurigen Zukunft entgegen; allein er war ein Christ, das heißt: er glaubte und hoffte, wo nichts zu glauben und zu hoffen war, und dann war er zu jedem ehrlichen Gewerbe, sey es auch das niedrigste, geringste und verächtlichste, bereit, sobald es ihm die Vorsehung anwies, sich dadurch zu ernähren.

Es währte nicht lange, so bekam er ein Geschäft, womit er sich zwar kümmerlich, aber doch ehrlich durchbringen konnte: es wurde nämlich eine Maschine erfunden, womit man durch bloßes Drehen einer Kurbel, nachdem die gehörige Vorrichtung geschehen war, in großer Geschwindigkeit viele Ellen Schnürbänder flechten konnte. Ein Kaufmann verschaffte dem lahmen Johannes eine solche Maschine; nun konnte er sich dabei setzen und wenigstens das trockene Brod verdienen, seine Frau und beiden Töchter spannen und spuhlten dazu, und so brachten sich die lieben Leute ehrlich und redlich durch.

Bis soweit findet der Menschenbeobachter noch nichts Ausgezeichnetes, das mich berechtigen könnte, dieser Familie vorzugsweise den Charakter der Heiligkeit beizulegen. Daß auch diese vier Leute von Herzen fromm waren, ohne Anspruch auf den Ruf der Frömmigkeit zu machen, macht es noch nicht allein aus; daß sie aber bei ihrer Armuth aus reinem und lauterm Liebestriebe noch die Pfleger armer Kranken und eine Zuflucht der Verlassenen waren, das ist schon etwas Erhabenes. Dazu kommt denn noch, daß sie alle vier einen so hohen Grad der Erleuchtung und der sittlichen Kultur erstiegen hatten, wie ihn wenige, auch der wahrhaft Aufgeklärten unter den Christen ersteigen.

In diesem Zustande war diese Familie, als der Doktor Stilling nach Schönthal kam; er hörte zwar zuweilen etwas von diesen Leuten, das ihm wohlgefiel; allein da sie arm und gering waren, so schätzte man ihre Handlungen nicht nach ihrem wahren Werthe. Das Gerücht sagte daher immer viel zu wenig von ihnen, und er erfuhr vor der Hand weder ihre Geschichte, noch ihre ausgezeichnet edlen Thaten, bis er sie endlich bei folgender Gelegenheit selbst kennen lernte.

In der Nachbarschaft des Langenborn'schen Hauses wohnte ein reicher Mann; dieser hatte über zwanzig Jahre eine Magd gehabt, die durch vorzügliche Treue in ihrem Dienst, und durch ihre christliche Aufführung als eine fromme und brave Person, wenigstens ihrem Gott, und dann auch einigen Wenigen, die das wahre Verdienst allenthalben, auch da schätzten, wo es nicht mit äußerem Glanz umgeben ist, bekannt war. Diese gute Seele mußte viele Jahre lang mit Engbrüstigkeit kämpfen, die ihr ihren Beruf öfters äußerst beschwerlich machte. Endlich bekam sie am Beine eine Geschwulst und zugleich verlor sich ihr kurzer Odem, und die Brust wurde frei; jetzt aber konnte sie nicht mehr fortkommen, ihr Dienst wurde ihr also sehr sauer. Anstatt nun, daß ihr Dienstherr sie hätte verpflegen und für ihre Genesung sorgen sollen, verfuhr er mit ihr nach der gewöhnlichen Weise, so wie es die Gesetze der Dienstordnung

mit sich bringen; er kündigte ihr also an, daß sie aus dem Dienst gehen müsse, bis sie von ihrem Uebel geheilt wäre.

Die arme Magd wußte jetzt weder aus noch ein; in's Hospital konnte sie nicht aufgenommen werden, denn sie war keine Bürgerstochter, und Geld hatte sie auch nicht, um sich verpflegen, viel weniger um sich kuriren zu lassen. Sie schleppte sich also mit ihrem Jammer, und arbeitete über Vermögen. Unter der Hand bemerkte sie nahe am Schienbein, einwärts gegen den Waden zu, an ihrem braun angelaufenen und geschwollenen Bein einen schwärzlichen Flecken. Diese Erscheinung machte ihr Angst, und nun sehnte sie sich nach einem Arzte, den sie auch an einem Leinweber zu finden hoffte, der zwei Stunden weit in einem Flecken wohnte, und durch seine Kuren berühmt war. Da sie nun nicht selber dahin gehen konnte, so erbarmte sich ein Webergeselle über sie, der an einem Sonntage hinging und den Doktor Leinweber ihrenthalben konsultirte; dieser erklärte gleich das Uebel für gefährlich, und gab den Flecken für den kalten Brand aus; er verordnete also seiner Meinung nach eine sehr kräftige Arznei: denn er gab ein ätzendes Pulver, das auf den Fleck gestreut werden sollte.

Die arme Leidende folgte treulich dem Rath des After-Arztes, sie streute das Pulver auf den schadhaften Ort, das Pulver fraß um sich und verursachte ihr unleidliche Schmerzen, wobei sie nun ihren Fuß nicht mehr von der Stelle bewegen konnte. Jetzt mußte sie also das Bett hüten.

Ihr Herr wurde darüber äußerst ungeduldig, er fuhr sie an und sagte: wenn sie nicht machte, daß sie aus dem Hause käme, so würde er sie hinaustransportiren und auf die Straße werfen. Diese Unbarmherzigkeit schnitt Wunden in ihr Herz, und sie rief mit unaussprechlichem Weinen in ihrem trostlosen Zustande Gott um Hülfe an, der sie dann auch gnädig erhörte.

Langenborn, der immer der Erste war, der so etwas erfuhr, ward auch bald den Zustand der bedauerungswürdigen Dienstmagd gewahr; flugs nahm er seine Krücken unter den Arm und stolperte nach dem undankbaren Hause.

gleich bei dem Eintritt begegnete ihm der hartherzige Kaufmann, der ihn anfuhr und fragte, was er wölle? — Mit dem erhabenen Ernst des Christen antwortete Johannes: „ich will Ihre Magd abholen und zu mir nehmen.“ „So?“ antwortete der Kaufmann; „Ihr habt ja selber nichts; Ihr hofft vielleicht für die Magd zu betteln, und dann mitzuessen!“ — Mit sanftem Lächeln versetzte Langenborn: „O ja! ich hoffe bei dem lieben Gott recht viel für Ihre arme Magd zu erbetteln, und dann freilich auch von dem, was Er bescheeret, mitzuessen! Aber,“ setzte er entschlossen hinzu: „bei Menschen habe ich noch nie gebettelt, und wenn's ja dazu kommen sollte, so würde ich doch einem so sehr armen Mann, wie Sie sind, niemals beschwerlich fallen; denn wahrlich! Sie müssen wohl blutarm seyn, weil Sie nicht einmal vermögend sind, Ihren kranken Dienstboten die Kost zu geben, wenn sie nichts verdienen können.“

Der Kaufmann eilte glühend weg, und Johannes hockte hinauf auf die Kammer. Hier war er nun freilich kein hinkender Bote, sondern ein Engel des Herrn, der Heil verkündigt. Mit einem Wort: noch in der nämlichen Stunde trugen einige Gesellen und Knechte die fromme Dulderin in Langenborns segenvolle Hütte. Nun waren aber nur zwei Betten im Haus. In der Stube schliefen Vater und Mutter, und in der Kammer beide Töchter, allein die Liebe findet allenthalben Auskunft; die Kranke wurde in's beste Bett, in die warme Stube gelegt; der gebrechliche Vater und die schwächliche Mutter schliefen in der Kammer, und die beiden Töchter lagen bei der Kranken in der Stube auf der Erde auf bloßem Stroh, um immer bei der Hand zu seyn. Jetzt war nun die Magd war in soweit versorgt, aber deswegen war ihr Bein doch immer nicht besser. Sie streute das Pulver und duldete die fürchterlichsten Schmerzen, indessen wurde das Loch am Waden immer größer; Langenborns älteste Tochter lief also wieder zum Arzte, der aber befahl, immer mit dem Pulverstreuen fortzufahren. Einige Zeit wurde dieser Rath

unter unsäglichen Schmerzen noch fortgesetzt; allein nun fing die Sache an, gefährlicher zu werden. Die Patientin zehrte ab, und es hatte das Ansehen, als ob das Bein verloren gehen würde.

Endlich fiel dem guten Langenborn ein, daß er von dem neuen Doktor Stilling gehört habe, er sey ein guter Mann, der den Armen nichts abnähme, er wolle also selbst zu ihm gehen, und ihn erst einmal ausforschen, ob dem Ding auch wohl so wäre, und was er zu dem Umstand sagen würde.

Stilling saß eben auf seiner Studirstube und arbeitete, als er ein dreifüßiges Wesen, einen hölzernen Fuß, eine Krücke und einen natürlichen Fuß, die Treppe herauf kommen hörte. Er eilte an die Thür und führte den edlen Langenborn, den er jetzt zum ersten Male sah, herein. — Das ist wahr, ein solch apostolisches Gesicht hatte er in seinem Leben noch nicht gesehen. Ehrfurcht und Liebe durchschauerte ihn bei dem Anblicke dieses ärmlich, aber sehr reinlich gekleideten Mannes; er ließ ihn sitzen und seine Kappe aufsetzen: denn wahrlich! Langenborn war ein vornehmerer Mann als er. Auch Stilling mußte dem scharfblickenden Geist so ziemlich behagen; denn er floß alsofort von Zutrauen und Leutseligkeit über, und bedauerte, daß er den Herrn Doktor nicht eher gekannt habe. Stilling freute sich ebenfalls über diesen neuen und würdigen Freund, und fragte ihn dann, was sein Begehren wäre. Jetzt erzählte Langenborn nun die Geschichte mit der Magd so umständlich, als ich sie hier erzähle, und im Augenblick machte sich Stilling bereit, und eilte zu der Kranken.

Nie in seinem Leben wird er das Leidensbild vergessen, das er hier zwischen den dienenden Christinnen antraf. — Abgezehrt bis auf die Gebeine, lag sie da, — jede Miene war Ausdruck der schrecklichsten Schmerzen, und jeder Odemzug war ein himmelansteigender Seufzer um Erbarmung. Dieser Anblick trieb dem Arzte häufige Thränen aus den Augen, die Wangen herab; er eilte also zur Linderung.

Aber großer Gott! — welch' ein Anblick! — er fand das Schienbein fast vom Knie bis auf den Knöchel entblößt, der ganze Waden hatte sich abgelöst, und hing nur noch vermittelst der Haut und ein Paar Muskeln mit dem Bein zusammen, und man konnte beinahe den ganzen Vorderarm in dieser ungeheuern Wunde verbergen.

Stilling nahm also die schleunigsten Maaßregeln zur Hülfe; die älteste Tochter Langenborns mußte in den nahen Wald laufen, um einen Arm voll Goldwurzeln (chelidonium majus) zu suchen; die zweite mußte in die Stadt und Bienenhonig holen, und die Mutter, der Vater und der Arzt pflückten Scharpie. Als nun Alles bei der Hand war, so wurden die Wurzeln und Stängel der Goldwurzel in einem Mörser gestoßen, und der Saft durch ein Tuch gepreßt. Zu einem halben Schoppen dieses Saftes mischte Stilling eben so viel Honig, tauchte dann Büschlein von Scharpie in dieses Gemische, und füllte die ganze Höhle der Wunde damit aus; dann legte er den beinahe abgelösten Waden wieder an seinen Ort, und umwand das ganze Bein mit dem gehörigen Verband. Durch dieses Arzneimittel und durch diese Methode nebst der gehörigen Diät wurde das Bein innerhalb drei bis vier Wochen vollkommen heil und brauchbar, so daß die gute Person hernach wieder bis an ihr Ende in Dienste gehen konnte. Daß sie ihrem vorigen Herrn diese Ehre nicht erzeigte, versteht sich von selbst.

Während dieser Kur wurden Stilling und Langenborn vertraute Freunde; beide erzählten sich ihre Schicksale, und wenn der Erste zuweilen in seinen schweren Prüfungen sich erholen wollte, so ging er zu seinem Freunde Langenborn, dem kreuzgewohnten Dulder, der ihn dann aus seiner Fülle reichlich zu trösten wußte.

Endlich zog Stilling bekanntlich als Professor der Staatswirthschaft nach Rittersburg; er nahm auch bei Langenborn Abschied. Alle fünf weinten zärtliche Thränen, und das Präsent, das der erhabene Streiter seinem Freunde mitgab, bestand in dem herrlichen Spruche: „Trachtet nicht

nach hohen Dingen, sondern haltet Euch herunter zu den Niedrigen."

Jetzt dreht Langenborn nicht mehr Schnürbänder, auch braucht er seine Krücke und sein hölzern Bein nicht mehr; denn er wandelt mit andern seines Gleichen unter den Lebensbäumen im Paradiese Gottes, und genießt, was seine Thaten werth sind.

2.

Die beiden Brüder.

(Eine arabische Erzählung.)

Dort, wo das wüste und glückliche Arabien an einander gränzen, wohnte seit Jahrhunderten eine ansehnliche Familie, die sich nie durch Raub und Plünderung, sondern blos von ihren Heerden nährte; Gott segnete sie auch mit Wohlstand, jeder Fremdling war willkommen in ihren Hütten, und rund um sie her fand sich kein Armer, kein Nothleidender und kein Kranker, der nicht von dem Emir oder von seinem Weibe wäre erquickt und getröstet worden.

Vorzüglich aber schien Alreddin in der ganzen Reihe seiner Vorfahren der glänzendste und weiseste zu seyn; wer in einer schweren Sache Rath bedurfte, der fragte den Emir Alreddin; wo Streit war, da stiftete sein Ansehen und seine Gerechtigkeitsliebe Frieden; wer arm war, der flehte ihn nicht vergebens, und aus seinem Vorrath von Arzneimitteln wurde manchem Kranken geholfen.

Alreddin und sein Weib (er hatte nur eine, aber sehr geliebte Gattin) genoßen bei allem dem ihr Glück nur halb; denn sie hatten keine Kinder, und es schien, als wenn mit ihnen ihr vortreffliches und edles Geschlecht aussterben sollte; je älter sie wurden, desto mehr stieg ihr Kummer, und es hatte das Ansehen, als wenn die Sonne ihres Lebens dereinst trübe untergehen würde.

An einem Frühlings-Abend, als Alreddin über Feld geritten war, und erst spät wiederkehren wollte, saß Machpelach, seine Gattin, vor ihrem Zelt, und sah mit bethräntem Auge die Sonne über dem waldigten Berge untergehen, und hinter ihr schimmerte der Vollmond safrangelb zwischen den Cederstämmen durch. Indem sie nun den trüben Blick von der abgeschiedenen Sonne seitwärts wandte, sah sie ein altes, krummgebücktes Mütterchen an einem Stabe langsam durch's Gebüsch heran kriechen. Machpelach winkte ihr mit liebevollem Lächeln, ging ihr dann mit offenen Armen entgegen, und ließ sie neben sich auf den Blumenrasen sitzen.

Das edle Weib ließ ihr Zeit, zu Odem zu kommen, und fragte sie dann mit einem Herzen voll Wohlwollen, womit sie sie erquicken könne? — Gott belohne dir diese Frage! versetzte die Alte; gieb mir etwas Honig mit Rahm gemischt, und ein Stück Brod! — Machpelach lief in's Zelt, holte das Verlangte, und setzte es ihr in einer Schüssel vor; die Alte aß die Hälfte, zog dann ein Fläschchen mit einem kostbaren Balsam aus ihrer Tasche, dessen Wohlgeruch die Luft umher erfüllte, goß ihn in die andere Hälfte der Speise und sagte: Ich bin die Fee Elfagor — die in der Felsengrotte bei der Silberquelle im Thal Bukraim wohnt; ich liebe gute Menschen, und habe vom Vater aller Wesen die Gnade empfangen, die billigen Wünsche der Sterblichen zu erfüllen. Der Ruf deiner guten Werke hat mich zu dir geführt, und ich habe in dieser armen Hülle die Wahrheit dieses Gerüchts erfahren; bitte also von mir, was ich dir thun soll!

Machpelach erstaunte; sie hatte viele Mährchen von der guten Fee Elfagor erzählen hören, und jetzt freute sie sich ihrer Gegenwart; gute Fee! antwortete sie; ich habe nichts zu wünschen, als einen Sohn, der seinem Vater ähnlich ist.

Dein Wunsch ist billig, fuhr Elfagor fort; iß nun die übrige Hälfte dieser wohlthätigen Speise, und du wirst innerhalb Jahresfrist zween wohlgebildete und gesunde Söhne haben.

Machpelach genoß die Speise begierig, und dankte der Fee für ihre Güte. Kaum hatte sie den letzten Mundvoll genommen, als sich ein Silberwölkchen im Mondenglanz vor ihren Augen bildete; Elfagor wurde in ein Kind von englischer Schönheit verwandelt, sie stieg auf dieses Wölkchen und schwang sich dann langsam empor; aber im Hinschwinden hauchte sie dem Weibe des Emirs noch die Worte zu: Sey reines Herzens, Machpelach! — damit deine Kinder nicht im Keime vergiftet werden mögen. Das edle Weib ging nun in ihre Hütte und dachte der seltsamen Erscheinung nach, die sie auch Alreddin gleich nach seiner Heimkunft erzählte. Der Emir wunderte sich und sagte: Söhne, die vom Himmel angekündigt und von unfruchtbaren Weibern geboren werden, waren wohl ehe zu großen Männern emporgewachsen. Gottes Wille geschehe!

Das Versprechen der Fee wurde erfüllt, Machpelach gebar zween Söhne auf einmal, und während dem Gebären schwebte eine schneeweiße Taube mit einem Purpurhals um sie her, und nachdem die beiden Knaben auf ihrem Bettchen lagen, so schwang die Taube ihre Flügel über ihnen und verschwand.

Die anwesenden Frauen wahrsagten den Kindern viel Gutes, die beiden Eltern aber dachten an die Fee Elfagor.

Die Knaben wuchsen in aller guten Zucht und Ehrbarkeit heran; Alreddin gewöhnte sie zur Arbeit, und Machpelach lehrte sie Gott fürchten und die Menschen lieben.

So wie nun die Knaben anfingen groß zu werden, so fingen auch die Eltern an zu wünschen; darin kamen sie beide überein, daß sie tugendhafte und rechtschaffene Männer werden möchten, aber Alreddin hatte sich große Dinge in den Kopf gesetzt, und das darum, weil ihm seine Söhne auf eine außerordentliche Weise angekündigt worden; Machpelach aber wünschte nichts weiter, als daß sie beide nur das Glück ihrer Väter genießen möchten.

Dieser friedfertige Zwiespalt beider Eheleute brachte sie endlich auf den Gedanken, der wohlthätigen Fee Elfagor ihre Wünsche zu entdecken, und sie dann entscheiden zu lassen,

sie gingen also zusammen in einer mondhellen Nacht in's Thal Bukraim; da, wo dieses Thal ein Becken von einer Viertelstunde im Durchmesser bildet, das rund umher mit hohen Cypressen und Terebinthbäumen, die einen schönen Rasenplatz in der Mitte frei lassen, begränzt ist, klingelt eine wasserreiche Quelle an dem Eingang einer tiefen und weiten Felsenhöhle zwischen den Steinen hervor; tiefe Stille ruhte auf jedem Aestchen des Waldes, und die ganze Natur horchte der sprudelnden Quelle; der Mond glänzte hoch über den Cypressen-Wipfeln herüber, und verbreitete einen silbergrauen Schimmer über das bethaute und mit Mettenfädlein und Geweben übersponnene Grün des Rasenbodens.

Alreddin und Machpelach schritten langsam und mit heiligem Schauer erfüllt der Quelle entgegen, deren Krystall mit schmelzendem Gold im Mondesschimmer gemischt schien, und dessen Wiederstrahl, oben im Gewölbe der Grotte, auf den Kieselspitzen des grauen Gesteins ein leuchtendes Gewimmel verursachte. Hier neben den Brunnen stellte Machpelach ihr Opfer, das sie in einem Körbchen trug, und das aus Milchrahm mit Honig und etwas Brod bestand, auf einen breiten Stein nieder, und rief dann mit gemäßigter Stimme: Gute Fee Elfagor! Wenn's dir Gott erlaubt, unsere Wünsche zu erfüllen, so erscheine uns und höre sie! — Allmälig schien ein zweifelhaftes Gelispel aus der dunkeln Tiefe der Grotte die horchenden Ohren aufmerksamer zu machen, und zu gleicher Zeit schwirrte ein Haufen schwarz und silbergrau gesprenkelter Nachtschmetterlinge in einem Zug von hinten heraus, vorwärts, gegen die Quelle zu; sie waren an graue Mettenfaden gespannt, mit denen sie einen Muschelwagen zogen, der aus einer Straußen-Eierschale verfertigt und mit leuchtenden Johanniswürmchen statt der Juwelen besetzt war. Vier große, dunkelblaue und mit goldenen Sternchen prangende Schmetterlinge trugen den Muschelwagen schwebend ein Paar Schuh hoch über der Erde empor, auf dem die Fee Elfagor auf einem Polster von Bienenhärchen saß, sie war etwa Fingerslang, und hatte die vollkommenste weibliche Gestalt;

ihr zarter Körper glänzte von Gold und Edelsteinen, und ihr feines, lockiges Haar wallte wie ein goldenes Wölkchen den zarten, schlanken Rücken hinab bis auf die Lenden. Dreimal schwirrte der Zug um die Silberquelle, dann verwandelte sich die Fee in ein Kind von vier Jahren, genoß wieder etwas von der mitgebrachten Speise, und fragte nun: was begehrst du, Machpelach? —

Das Weib des Emirs antwortete: Liebe gute Elfagor! mein Mann und ich haben verschiedene Wünsche; du weißt, daß wir zwei wackere und liebenswürdige Söhne haben; nun geht unser erstes und flehentliches Bitten dahin, daß sie beide gute und vortreffliche Männer werden mögen; dann aber wünscht Alreddin Ruhm, Ehre und Ansehen in der Welt, ich aber begehre nichts weiter, als ein ruhiges, stilles und höchst wohlthätiges Leben für unsere beiden Kinder. Jetzt sind wir nun deßhalb zu dir gekommen, um von dir zu hören, welche Wünsche du erfüllen willst.

Die Fee lächelte heiter und froh, und erwiederte: ich will eure beiden Wünsche erfüllen, und zwar so: der älteste soll nach dem Willen des Vaters groß, geehrt und ansehnlich in der Welt werden, und der jüngste soll nach deinem Begehren ein stilles, unbekanntes, aber höchst wohlthätiges Leben führen. Zeit und Erfahrung wird euch dann am Ende belehren, wer am besten gewünscht hat.

Nun genoß Elfagor einen Theil des mitgebrachten Opfers, goß dann einen Balsam auf das Uebrige und sagte: da nimm diese Speise wieder mit zurück, Machpelach! und gieb sie deinen beiden Söhnen zu genießen, so werden sie beide einen unauslöschlichen Hunger nach Wahrheit und Rechtschaffenheit bekommen; dann schwebte sie über den Rasen hin und holte zwei verschiedene wohlriechende Krautpflänzchen; eines davon gab sie dem Vater und sprach: dieses Kräutchen laß deinen ältesten Sohn ohne sein Wissen in irgend einer Speise genießen, so werden ihn alle gute Menschen lieben und ehren, die bösen fürchten, und es wird ein großer und berühmter Mann aus ihm werden.

Das andere aber gab sie der Mutter mit den Worten: dies backe dem jüngsten in einem Oelkuchen und lasse es ihn, aber auch ohne sein Wissen, genießen, so wird ihm jede gute That gelingen, aber er wird dabei unbekannt und von Niemand gehaßt und gefürchtet, aber auch nur von Wenigen im Stillen geliebt werden. Jetzt verschwand die Fee mit ihrem ganzen Zuge vor ihren Augen; beide nahmen nun die Speise und jedes sein Kräutchen, und wanderten vergnügt und befriedigt nach Hause.

Der Rath der Fee wurde genau befolgt; Alreddins ältester Sohn Ali bekam seinen Theil vom Speiseopfer und sein ihm zugehöriges Kräutchen, und Hassan, der jüngste, desgleichen.

Beide Jünglinge wuchsen heran und wurden bald mannbar; Ali konnte sich allenthalben beliebt machen; wo eine Jagd, oder ein Pferdefest, oder sonst eine öffentliche Feierlichkeit angestellt wurde, da vergaß man ihn nie; wo man Klugheit, Tapferkeit und Edelmuth zeigen konnte, da war Ali gewiß immer der Erste. Hassan hingegen kannte man nicht weiter als eine halbe Tagereise umher; er besorgte die Heerden seines Vaters mit unbeschreiblicher Treue und mit überschwenglichem Segen. Alles was trächtig war, verpflegte er so, daß alles neugeborne Vieh viel vollkommener war und ward, als sonst jemals; er vertilgte alle reißenden Thiere in der ganzen Gegend, so daß auch die Heerden der Nachbarn sicher weiden konnten; allein er rühmte sich nie seiner Thaten, und Niemand erfuhr, daß Hassan der allgemeine Wohlthäter war. Wenn auch zuweilen eine seiner Thaten bekannt wurde, so lag doch die Hülle seiner Bescheidenheit so darüber her, daß man das Mehrste dem Zufall zuschrieb. Er war in der ganzen umliegenden Gegend weiter nichts, als der brave, rechtschaffene Hassan, der gute, sorgfältige Hirte.

Indessen verbreitete sich der Ruhm Ali's immer weiter; und da der Bassa von Damaskus Hülfsvölker gegen den aufrührerischen Bassa von Bagdad verlangte, und diese ihm verwilligt wurden, so wurde Ali zum Anführer von

zweitausend Arabern zu Pferde gemacht, und er hielt sich so tapfer, daß ihm die erhabene ottomanische Pforte den vorzüglichsten Antheil an der Bezwingung des Aufrührers zu verdanken hatte. Ali kam also mit Ruhm und Ehre gekrönt zurück, und der Großsultan zu Konstantinopel beschenkte ihn nicht nur, sondern verlangte ihn auch in seine Dienste, die aber Ali nicht annahm.

Hassan führte indessen in dem Hause seines Vaters seine Heerden wie vorher, und wenn sein Vater über den Ruhm seines Sohnes entzückt war, so freuten sich Machpelach und Hassan mit ihm, aber nie stieg diesem auch der leiseste Wunsch auf, zu seyn, was sein Bruder war; im Gegentheil, er freute sich seines unbemerkten Lebens, und des guten Fortgangs seiner wohlthätigen Anstalten; denn er hatte nun auch eine Schule errichtet, in welcher er selbst der Lehrer war; er versammelte Knaben um sich her, die er in allem Guten unterrichtete und sie die große Kunst lehrte, gute Hausväter und fromme Menschen zu werden. Dann las er auch die Schriften der besten Aerzte, sammelte die kräftigsten Kräuter und verfertigte daraus Arzneimittel, womit er unentgeldlich die armen Kranken heilte. Das Alles brachte ihm keinen großen Ruf zuwege, Jedermann sah seine Aufführung als eine Sache an, die sich von selbst verstand, und die nichts als Erfüllung seiner Pflichten war; indessen hieß er immer der gute, der rechtschaffene Hassan.

Nun erscholl auch der Ruhm des Ali bis zu den Ohren des Königs von Yemen; der Imam sandte einen Großen seines Hofes an ihn, und ließ ihm die Stelle eines Wesirs antragen; Ali nahm diesen glänzenden Posten an, und stund ihm auch so vor, daß sowohl der Imam, als auch alle Rechtschaffenen, Freude an ihm hatten; hier heirathete er die Tochter eines vornehmen Arabers, mit der er sehr glücklich lebte, aber keine Kinder zeugte; Hassan heirathete auch ein frommes, stilles Mädchen aus der Nachbarschaft, das sich für ihn und seine Heerden schickte, und er erlebte bald die Freude einer blühenden Nachkommenschaft.

In diesen Verhältnissen lebten beide Brüder viele Jahre, Ali stand auf der Spitze des Glücks, aber er genoß es nicht mehr; weiter konnte er nun nicht steigen, und des Genusses gewohnt, fing er an Langeweile zu spüren, dieser Plagegeist quälte ihn so, daß er von Tag zu Tage unglücklicher wurde, und nun einsahe, daß alle Güter der Welt der Seele keinen Frieden geben, und ihren unersättlichen Hunger nicht stillen können. Hassan hingegen wurde jeden Tag froher, denn da er keinen andern Wunsch hatte, als wohlzuthun und sich täglich zu vervollkommnen, so fand er jeden Morgen und jeden Abend neue Quellen der Freude.

Endlich starben Machpelach und Ali's Weib ungefähr zu einer Zeit. Alreddin trauerte sehr um seine vortreffliche Gattin und wünschte ihr bald zu folgen, und da er zugleich den Tod seiner Schwiegertochter und die Unzufriedenheit seines Sohns Ali vernahm, so seufzte er tief, und beklagte seine ehemaligen eiteln Wünsche; jetzt sahe er ein, wie viel glücklicher Machpelach gewählt hatte; er ging einsam umher und wehklagte in der Stille; dieses mattete seinen Körper so ab, daß er sich allmälig dem Tode näherte: er ließ dieses seinem Sohn Ali sagen, der denn auch unverzüglich kam, um seinen Vater noch einmal zu sehen und seinen Segen zu empfangen.

Einsmals an einem Abend ließ der Emir seine beiden Söhne zu sich rufen, dann bat er sie, sie möchten ihn doch vor das Zelt in die Sonne tragen: denn er möchte ihren Untergang gerne noch einmal sehen. Die Söhne gehorchten; als er nun da im Grünen saß, und die Sonne sein ehrwürdiges Antlitz und seinen langen eisgrauen Bart bestrahlte, so schaute er sie eine Weile wie ein Adler mit unverwandten Blicken an, seufzte dann tief und sprach: setzt Euch daher meine Söhne, ich habe Euch einen merkwürdigen Traum zu erzählen!

Ali und Hassan setzten sich. Nun fing Alreddin an: höret mich, ihr Söhne Machpelachs und nehmt die

eßte Rede Eures Vaters zu Herzen! Ruhm und Ehre sind
nicht die Güter, die der Mensch suchen muß, sondern die
stille und unbemerkte Tugend der Gottes- und Menschen-
liebe, dieses habe ich schon eine geraume Zeit eingesehen,
aber erst vor einigen Tagen in einem Traumgesicht sehr leb-
haft empfunden: ich wälzte mich an einem Abende lange
auf meinem Lager; die glücklichen Tage der Vergangenheit,
die ich mit Machpelach verlebt, und die Freuden, die
ich an den Schicksalen meines Ali und an dem häuslichen
Segen meines Hassan genossen habe, schwebten mir wie
Engel in aller ihrer Herrlichkeit vor der Seele, dann
schwanden sie weg und ließen mich im dunkeln und öden
Thal des traurigen Alters allein; nun wandte ich meinen
Blick in die Zukunft, aber diese war in undurchdringliche
Nacht verhüllt.

Endlich schlief ich unter diesen quälenden Vorstellungen
ein, und nun träumte ich: — Ihr werdet euch noch der
Gegend um Jerusalem erinnern, die wir ehemals mit so
vieler Rührung durchwanderten, als wir den Emir auf
dem Gebirge Carmel besucht hatten. Hier befand ich
mich in meinem Traum; es war mir als wenn ich durch
das Thal Josaphat am Bach Kedron hinauf wandelte,
rechter Hand schaute ich nordostwärts den Oelberg hinan,
und zur Linken warf ich meine Blicke auf den Gihon;
ich konnte mich nicht genug wundern über meine Anwesen-
heit in dieser denkwürdigen Gegend. Leichten Tritts wan-
derte ich fort, und bald sah ich den felsigten Abhang des
Berges Zion nordwestwärts vor mir. Es währte nicht
lange, so erschien mir auch die prächtige Kuppel der Mo-
schee auf dem Berge Moriah.

Indem ich nun so mit Staunen vorwärts schritt, und
mich nicht genug wundern konnte, wie ich dahin gekommen
seyn möchte: denn es war mir gar nicht so als wenn ich
träumte, so befand ich mich auf einmal am Fuße des Ber-
ges Zion, und zwar an seiner südöstlichen Ecke, auf welcher
ehemals die königlichen Gärten gewesen sind; linker Hand

lief das Thal Ben Hinnom gegen Abend an den Felsenwänden des Zion fort, und rechter Hand schaute ich durch das Thal des Bachs Kedron, zwischen dem Oelberg und dem Tempelberg gegen Mitternacht hinauf.

Jetzt entstand der Gedanke in mir, wie kommst du da auf den Berg? denn den Kedron hinauf, bis an das Schafthor zu gehen, das war mir zu weitläufig, und dahin zu klettern schien mir unmöglich und doch däuchte mir es müßte seyn; ich versuchte es also, und so wie ich mich anstrengte hinauf zu steigen, so fühlte ich, daß ich über die Erde erhaben war und so hinschwebte. Dies verursachte eine freudige Bestürzung in mir: denn ich konnte nicht begreifen, wie ich das Fliegen gelernt hätte, da ich mich doch wohl besinnen konnte, daß ich nicht gestorben war. Ich erinnere mich noch gar eigentlich, daß ich im leichten Hinaufschweben, zur Linken den Brunnen und den Teich Siloah, und zur Rechten die uralten Grundmauern des ehemaligen Tempels zwischen den Felsen erblickte.

Bald war ich droben, aber Gott welch' ein Anblick! — hier war das wüste öde jetzige Jerusalem nicht mehr, sondern ich fand eine Stadt, die ihres Gleichen in der Welt nicht hat. Links stand eine Burg, die gewiß alle Pracht der Palläste Davids und Salomons übertraf, sie nahm die ganze Breite des Zions ein, und rechts war auch nun die Moschee auf dem Moriah nicht mehr, sondern es stand da wieder ein Tempel, dessen Herrlichkeit nicht beschrieben werden kann; und da ich meinen Blick auf den gegenüberliegenden Oelberg warf, so fand ich seine ganze Seite mit Gärten und prächtigen Gartenhäusern übersäet.

Vor mir gegen Mitternacht die ganze Fläche hinab, lag eine neue Stadt, die unübersehbar weit hin, aus lauter Pallästen zu bestehen schien, und überall wimmelte es von Menschen, die aus allen Nationen des Erdbodens schienen dahin gezogen zu seyn. Allenthalben aber herrschte eine so friedfertige und frohe Stille, als wenn sie alle zusammen nur eine Familie ausgemacht hätten.

Indem ich nun so da stand, und mich an dem erstaun-
)en und frohen Anblick weidete, fiel mir endlich ein, in
ı Tempel zu gehen: denn ich sahe das südliche Thor
en, und viele Menschen da ab- und zugehen; ich wandte
ch also gegen Nordosten und stieg in das flache Thal
ıab, das zwischen dem Zion und dem Moriah liegt;
enthalben fand ich schöne Häuser und Gärten; nun stieg
er schwebte ich vielmehr auch den Tempelberg hinan, und
ıg durch das Thor in den Tempel hinein. Hier war alles
ll froher Menschen, die aber im geringsten kein Getüm-
el machten, sondern sich freundlich unterredeten, auch
ırde da gebetet, geopfert und gelehrt.

Nachdem ich Alles eine Weile angesehen hatte, so be-
erkte ich einen schönen jungen Mann, der mir vornehmer
seyn schien als alle andere; freundlich nahm er mich an
r Hand und führte mich in ein überaus schönes Zimmer,
o eine große beschriebene Rolle auf einem Tische lag; jetzt
rach er zu mir: Alreddin, deine Wünsche und deine
ekümmernisse sind mir bekannt; willst du die Lebensrech-
ıngen deiner beiden Söhne sehen? ich antwortete Ja!

Darauf rollte er das große Buch aus einander, und
igte mir erst die Rechnung meines Sohnes Ali; die eine
eite herab standen alle guten Handlungen seines Lebens;
rer waren viel, aber ihr innerer Gehalt war schwach,
e Totalsumme bis dahin war nach der Größe seines
standes gar nicht beträchtlich. Auf der andern gegenüber-
ehenden Seite aber fand ich den ganzen Genuß seines
ebens berechnet. — Ach Gott! wie groß war der, gegen
as was er geleistet hatte? — mir brachen die Thränen
äufig aus den Augen hervor, und ich bat für meinen
rmen Sohn Ali. — Der göttliche Jüngling aber tröstete
ich und sagte: laß ihn in seines Bruders Fußstapfen
reten, so kann er das Versäumte noch einbringen. Jetzt
ntwickelte er mir auch Hassans Rechnung; da fand
h nun gerade das Gegentheil; groß und vollwichtig
ar die Summe des Guten, und klein der Betrag des
Genusses.

Nachdem ich das gesehen hatte, erwachte ich au
meinem Traum. Nun meine Söhne! folgt dem Rat
Eures sterbenden Vaters: zieht von hinnen! Und d
Ali sey von nun an Hassans Hirte! thue wie er g
than hat, damit du deine Rechnung ausgleichen mögest!

So redete Alreddin und bald darauf verschied er.

3.

eschichte eines Mannes, welcher lernte warum er in der Welt war.

Bertram der arme Bettelknabe war nun sechszehn
hre alt, als er an einem langen Sommertage, gegen
end, einen hohen Bergrücken herab wandelte, um drun-
in einem Dörfchen sein Abendbrod zusammen zu betteln,
d dann irgendwo in einer Scheuer sein Nachtlager zu
hen. Er hatte noch nie darüber nachgedacht, ob und wie
n lieben Gott seine Lebensart gefiel? — aber ich weiß
ch nicht einmal, ob er auch irgend etwas vom lieben
ott wußte. Die girrende Turteltaube im Walde, die
ön untergehende Sonne und alle Reize der Natur mach-
bei weitem nicht den Eindruck auf ihn, als wenn ihm
e gutmüthige Bäuerin ein Schüsselchen saure Milch mit
nem Stück Brod an die Thüre reichte.

Ohne etwas zu denken, oder sich um etwas zu beküm-
rn, kam er in das Dörfchen, wo ein eisgrauer alter
ann vor der Thüre saß und sich in seinem schönen Gegen-
de der untergehenden Sonne wärmte. Bertram kam
dem Patriarchen, und mechanisch, ohne etwas dabei zu
nken, sagte er: Gebt mir doch etwas um Gottes-
illen! Der Alte sahe ihn eine Weile durchdringend an,
nn antwortete er: Geh', ich geb' dir nichts; du bist ge-
nd und stark, du mußt arbeiten und dein Brod verdienen.
ertram versetzte: Ach lieber alter Vater! gern wollte
etwas lernen und arbeiten, aber keiner giebt mir etwas
thun, und keiner lehrt mich etwas.

Der Greis bedachte sich ein wenig, und sagte zu
selbst: es ist doch auch wahr, was der Junge da sa
ein jeder wirft ihm vor, er soll arbeiten, und er kann ni
arbeiten, auch will ihn keiner nehmen und anführen. Se
dich da, Junge, sprach er zu Bertram und rief da
seiner Tochter, welche Frau im Hause war, zu, sie so
dem armen Knaben ein Butterbrod geben; der Knabe se
sich und aß es mit Appetit. Während der Zeit dachte d
Alte darüber nach, warum doch der liebe Gott so wun
sich mit den Menschen verführe? Dieser gesunde wach
Jüngling habe nichts in der Welt zu thun, er könne w
entbehrt werden, und sey überflüssig; dagegen viele and
Menschen, die so nöthig wären, stürben von unerzogen
Kindern weg, oder wären kränklich und zu ihrem Be
unfähig. Der gute Alte hätte fast gestrauchelt wie Asa
und den lieben Gott gemeistert.

Indessen hatte Bertram sein Butterbrod gegessen, u
nun fiel ihm ein, er wolle noch eine halbe Stunde wei
auf ein Dorf gehen, wo er ein besseres Nachtlager zu f
den hoffte als hier. Indem er nun so längs die Str
fortwandelte, kam er bald an einen Wald. Vorn an d
Ecke saß neben dem Wege ein armer alter Mann, welch
weinte und betete; Bertram sahe das, es ging ihm a
Herz, er trat zu ihm, und sahe nun, daß der arme a
Mann blind war. Was weint Ihr, alter Vater? — frag
er. Ach, sagte der Alte, ich bin ein armer blinder Man
ich hatte einen Buben, der mich leitete, und der ist n
vorhin entlaufen. Da sitz' ich nun und weiß mir nicht
helfen. Bertram freute sich; er dachte, den Mann wil
du führen, dann wirft dir Niemand mehr das Arbeit
vor. Guter Alter! sagte er, ich bin auch ein Bettelkna
ich will Euch führen, und Euch nie entlaufen. Der Blin
kniete nieder auf den Rasen und sagte: Ich danke d
lieber Vater im Himmel, daß du mich erhört
hast. Bertram sahe und hörte das, es wunderte ih
mit wem der Alte da reden möchte; von seinem Va
wußte er nichts und seine Mutter hatte er im sechst

ahre verloren. Er hatte zwar von Gott gehört, auch
wohl gesehen, daß die Leute Morgens und Abends vor
dem Essen und nach demselben die Hüte oder Mützen ab-
nahmen, die Hände falteten und viele Worte sagten, er
wußte auch, daß das Beten hieß, aber so beten, wie da
der Blinde, das hatte er nie weder gesehen noch gehört.
Er nahm nun den Alten am Rock, ging vor ihm her, und
führte ihn dem Dorfe zu, woher er gekommen war, denn
da wollte der Blinde hin. So wie sie gingen, fragte ihn
Bertram, was er da gesagt habe, als er gekniet hätte?
Der alte Leonhard erstaunte über diese Frage. Er er-
kundigte sich nach Bertrams Alter, wo er her wäre und
wie er gelebt habe, und hörte nun alles. Jetzt konnte er
es begreifen, woher es käme, daß Bertram von Gott
und seinem Wort nichts wüßte, er sagte also: Mein Sohn
Bertram! Du bist doch bei deiner Armuth recht glück-
lich, daß du zu mir gekommen bist, denn jetzt will ich dich
lehren, wie du auch nach deinem Tode ewig glücklich wer-
den kannst. Bertram freute sich das zu hören, denn er
war im Grund ein guter Junge, nur mangelte es ihm an
Erziehung. Er kam also mit seinem alten Blinden in's
Dorf; der alte Greis saß noch vor seiner Thüre, und sah
die beiden daher kommen; der Knabe lächelte ihn an und
sagte: da bin ich wieder. Der Alte aber dachte weiter, er
war noch am Grübeln wie es doch käme, daß unser Herr
Gott Leute, die zu nichts zu brauchen seyen in der Welt,
leben ließe, und dagegen so viele nützliche und nöthige
Leute sterben müßten. Jetzt fiel ihm ein: Siehe! da braucht
ja unser Herr Gott den armen Jungen dem Blinden zum
Leiter, ist das nun nicht Berufs genug? — ist's nicht ge-
nug, daß er einen Menschen ernährt? — Nun schämte sich
der Alte seines schnellen und kurzsichtigen Urtheils und war
neugierig zu wissen, wie Bertram zu dem blinden Mann
gekommen war; er rief ihn also zu sich, gab ihm ein Al-
mosen und fragte: wo er den blinden Mann gefunden habe?
Bertram erzählte ihm alles, und der Blinde fügte noch
hinzu: er sey von seinem Führer verlassen worden, er habe

einsam da gesessen und zu Gott gebetet und geweint, da habe ihn der liebe Gott erhört, und ihm den Knaben Bertram zugeführt. Der alte Paul hörte den Mann so fromm reden, das gefiel ihm, er fing also ein Gespräch mit ihm an, und hieß ihn bei sich sitzen und Bertram auch; sie saßen unter einer Linde auf einer steinernen Bank. Nun erzählt mir, sagte Paul, euere Geschichte; der Knabe da, der euch führt, war vorhin hier und bettelte, und ich hatte so meine Gedanken darüber, warum doch Gott die armen Leute in der Welt leben ließ, da sie so wohl zu entbehren wären, und so viele nützliche und wohlthätige Menschen ließ er sterben, das Ding konnte ich nicht begreifen; darüber geht der Knabe weg, und indem ich noch so nachdachte, siehe, da kommt er und ist euer Führer geworden, da schlug mir das Herz und ich dachte: da sieht man doch, daß der Knabe auch einen wichtigen Beruf haben kann; der alte Leonhard lächelte, reichte Paul die Hand und sprach:

Gott sey gelobt! lieber Freund! daß ich doch einmal einen Mann gefunden habe, der herzlich an Gott denkt, und mit dem man ein gutes Wort reden kann; ich glaube auch, daß es Gott so gefügt habe, daß ich zu Euch kommen mußte, damit ich Euch das, was ich erfahren habe, erzählen könne. Ich habe eben so gedacht wie Ihr, aber ich habe es gelernt, warum ich in der Welt bin. Nun hört mir zu, ich will Euch erzählen, wie es mir gegangen ist.

Mein Vater war ein Schreiner auf einem Dorfe, der ordentlich sein Brod hatte, auch sonst ein guter Mann war. Meine selige Mutter war ebenfalls eine brave Frau, sie war aber kränklich; ich war ihr erstes und einziges Kind, sie wurde dann drei Jahre bettlägerig und starb an der Auszehrung; ich war immer um sie, wartete ihr auf, auch ich war schwächlich und voller Flüsse, doch war mir diese Zeit sehr nützlich, denn meine Mutter sprach immer vom Christenthum mit mir, und pflanzte mir wahre Gottseligkeit ein, sie starb auch so freudig, als wenn sie zur Hochzeit gegangen wäre.

Ich blieb noch immer kränklich, so daß ich fast beständig
)as Bette hüten mußte. Ein Jahr nachher heirathete
nein Vater wieder, und beging da den Fehler, daß er auf
Seld und Gut sah; er bekam auch eine reiche Frau, aber
ie wußte es auch, und ließ es ihn täglich bitter fühlen;
je machte ihm das Leben so schwer, daß er es kaum er-
ragen konnte. Ich aber hatte es noch weit schlimmer.
Kaum bekam ich so viel Brod, daß ich den Hunger stillen
'onnte, und Wasser mußte ich mir selbst holen; oft schickte
ie mir wohl etwas gewärmtes Gemüse, das aber so sauer
geworden war, daß ich es nicht essen konnte.

So lag ich nun die liebe lange Zeit auf dem Bette und
lehte zu Gott um meine Auflösung, aber Er erhörte mich
ticht. Endlich fing ich an wider Gott zu murren, und
nich zu beklagen, daß Er mir eine so böse Stiefmutter ge-
eben habe. Ich konnte nicht begreifen, warum ich in der
Welt wäre, da ich nichts darinnen zu thun hätte.

Nun hatte meine selige Mutter einen Bruder, der ein
Schuhmacher war, er war viel jünger als sie, hatte auf
einem Handwerk gewandert, und kam nun wieder, als ich
chon drei Jahre lang von meiner Stiefmutter geplagt wor-
en war; er war dreißig Jahre alt und wollte sich nun
uf sein Handwerk setzen. Dieser besuchte uns, und sahe
ald was zu thun war; er kam zu mir und ich mußte ihm
lles erzählen. Ich konnte es auch nicht lassen, ich mußte
hm sagen, daß ich mit dem lieben Gott übel zufrieden sey,
weil Er mich nicht von der Welt nähme, da ich doch nicht
u brauchen wäre. Mein Oheim aber verstand es besser,
r antwortete mir: du versündigst dich sehr, Vetter Leon-
ard! wie kannst du wissen, warum du in der Welt bist
ind wozu dich unser Herr Gott noch brauchen will? durch
eine lange Kränklichkeit wirst du in der Geduld geübt; du
ernst da besser Gott dienen, und deiner Stiefmutter dienst
u zur Probe; sie versündigt sich an dir, sie wird aber noch
ur Erkenntniß kommen, und sich vielleicht auch noch be-
ehren. Dein Vater aber muß dies Kreuz haben, weil er
iach Reichthum und nicht nach Tugend getrachtet hat; ich

will aber dem Dinge ein Ende machen, dich zu mir nehmen und dich verpflegen, und versuchen, ob du nicht kurirt werden kannst.

Das gefiel mir so wohl, daß ich vor Freude weinte; mein Oheim machte meiner Mutter keine Vorwürfe, er sprach nur mit ihr und meinem Vater wegen meiner, und sie waren beide wohl zufrieden, daß er mich zu sich nahm; es währte auch nicht lange, so holte er mich ab.

So bald ich bei ihm war, befand ich mich besser, er hatte eine brave Frau geheirathet; ich wurde ordentlich verpflegt, brauchte Arzneien, und in einem halben Jahre konnte ich anfangen bei meinem Oheim das Schuhmacherhandwerk zu lernen.

Mein Vater ertrug indessen sein Hauskreuz nicht lange, er bekam die Auszehrung und starb. Meine Stiefmutter heirathete wieder, und nun vergalt ihr ihr Mann alles doppelt, was sie an uns verschuldet hatte, er schlug sie täglich; wenn er betrunken nach Hause kam, mußte sie ihm wie ein Hund zu Füßen liegen, dann trat und mißhandelte er sie; auch durfte sie sich nicht satt essen, daß er es gewahr wurde. Jetzt kam sie zu uns; sie klagte uns mit rothgeweinten Augen ihre Noth, und wir machten ihr keine Vorwürfe: denn sie fühlte selbst, daß sie sich an meinem Vater und mir versündigt hatte; jetzt war ich ihr größter Trost.

Endlich da ich mein Handwerk recht wohl verstand, verhalf mir mein Oheim auch zu einer braven Frau. Ich heirathete ein Mädchen, das weder Vater noch Mutter, aber ein Haus, ein wenig Güter und etwas Geld hatte; dabei war sie recht fromm und brav, sie willigte in meinen Wunsch, daß wir meine Stiefmutter zu uns nehmen wollten, ich ging also hin und holte sie ab. Es war aber auch hohe Zeit; denn ihr Mann hatte alles durchgebracht; und sie waren nun blutarm; die arme Frau war durch die vielen Schläge und Stöße so kränklich geworden, daß sie bei uns drei Jahre zu Bette lag, uud endlich starb, wir ließen sie ihr Unrecht nicht entgelten, sondern wir pflegten sie so gut wir konnten.

Während dieser Zeit fühlte ich wieder, wozu ich in der Welt war, nämlich denen wohl zu thun, die mir übels gethan hatten. Das hätte ich aber nicht gekonnt, wenn ich in meiner Jugend nicht selbst gedrückt worden wäre.

Nach dem Tode meiner Stiefmutter lebten wir ruhig; es ging uns recht wohl, wir hatten fünf Kinder, und wir glaubten, es würde nun immer so fortgehen. Mein ältester Sohn lernte auch mein Handwerk, und ich sahe gerne, daß er auf die Wanderschaft ging; er reiste auch fort, schrieb mir die ersten Jahre einige Mal; aber ich habe leider! in achtzehn Jahren nichts mehr von ihm gehört noch gesehen; er soll auf die See gegangen seyn.

Die mittelsten drei Kinder starben innerhalb einem Jahr an der rothen Ruhr. Dann wurde meine Frau auch kränklich, ich mußte alles, was ich hatte, an die Aerzte wenden, und meine Sachen gingen allmälig hinter sich; ich konnte nicht viel arbeiten, denn ich mußte meiner kranken Frau aufwarten, und so wurde ich bald auch arm.

Wie ernstlich ich während der Krankheit meiner guten Frau gebetet habe, der liebe Gott möchte mir sie doch am Leben lassen, das könnt Ihr nicht glauben, aber er erhörte mich nicht. Genug meine Frau starb, und hinterließ mir ein Kind von anderthalb Jahren.

Nun fing ich wieder an zu arbeiten; aber nun spürte ich, daß meine Augen immer dunkler wurden, ich fragte einen geschickten Wundarzt um Rath, und dieser sagte mir, ich hätte den grauen Staar. Ich erschrak, als wenn mich Jemand vor den Kopf geschlagen hätte, aber was half's, binnen einem halben Jahre war ich ganz blind. Mein Haabe, Haus und Gut wurde nun völlig verzehrt, und nun freute ich mich, daß meine Frau todt war, und nicht mit mir zu betteln brauchte; mein Kind wurde in's Hospital gebracht, und darinnen erzogen, dies Mädchen ist recht brav, sie dient jetzt bei ehrlichen Leuten und hat gut Haushalten gelernt.

Wie hart mich das Betteln ankam, könnt Ihr leicht denken, allein ich mußte. Ich bete wieder, unser Herr

Gott möchte mich doch aus der Welt nehmen, denn ich wäre da nichts mehr nütze, aber Er erhörte mich nicht, und ich lernte auch da einsehen, warum.

Anfänglich konnte ich noch so viel sehen, daß ich allein gehen konnte; allein endlich konnte ich auch das nicht mehr.

Nun wünschte ich einen armen Knaben zu haben, der mich führte, und da ging es mir ganz sonderbar.

Lange konnte ich keinen solchen Knaben finden, endlich hörte ich von einem Diebe, der gehangen werden sollte, welcher ein Paar Knaben hätte, die bettelten. Nun fiel mir ein: solche Kinder seyen in der Welt verlassen, und würden gescheuet und verachtet; ich wollte also die Kinder annehmen, sie mit mir herum führen und in allem Guten unterrichten. Ich ging zu einem gewissen braven Mann, von dem ich wußte, daß er mir helfen würde, und sagte ihm mein Vorhaben. Der gute Mann lobte mich, er gab sich Mühe die Kinder aufzusuchen, fand sie, und brachte mir beide.

Als ich die Knaben hatte, ließ ich sie nicht von mir, einen Tag mußte mich der Johann, den andern der Jakob führen. Ich unterrichtete sie in allem Guten, und damit ich's kurz mache, erzog wackere Bursche aus ihnen. Ich hatte sie vier Jahre bei mir, da vermiethete ich den Einen zum Hirten in ein Dorf; er führte sich gut auf, kam nachher als Knecht zu einem Bauer, heirathete endlich, und ist nun ein rechtschaffener Mann, der sich redlich nährt. Der Andere blieb noch ein Jahr bei mir, dann vermiethete ich ihn auch bei einem Bauer, und auch er führt sich brav und gut auf. Nun fiel es mir endlich bei, daß ich sehr Unrecht gehabt hätte, mich für unnütz in der Welt zu halten: ich hätte vielleicht nicht so viele verlorne Kinder zu braven Leuten gemacht, wenn ich nicht blind geworden wäre.

Dann suchte ich mir wieder einen Buben, der mich führte, und diesen fand ich so: als ich den Jakob vermiethet hatte, blieb er noch so lange bei mir, bis ich wieder Jemand hatte; wir kamen nämlich vor ein kleines Häuschen, die Frau darinnen weinte und sagte, sie könne

mir nichts geben, ich fragte: warum nicht? Ach Gott, antwortete sie: ich bin eine arme Wittwe, mein Mann ist gestern begraben worden; und ich sitze nun da mit fünf unerzogenen Kindern und habe kein Brod für sie. Wie alt sind die Kinder? fragte ich, der älteste ist sechszehn Jahre alt, zwei Mädchen sind vierzehn und zwölf, ein Knabe zehn, und noch einer acht Jahre alt. Ich fragte: Wollt Ihr mir wohl die beiden kleinsten Knaben überlassen? ich will sie erziehen. Da sey Gott für! versetzte die Frau, daß meine Kinder betteln sollten. Ich mußte der Frauen bei ihrem und meinem Elend noch lachen. Ich stellte ihr endlich die Sache recht vor, wie ich schon zwei Knaben glücklich gemacht hätte, und wie ihre Kinder ohnehin würden betteln müssen, und so ließ sie sich überreden. Ich nahm die Kinder zu mir, auch sie dienen jetzt bei frommen Leuten und führen sich ehrbar und christlich auf.

Hierauf bekam ich den letzten Buben, der wollte aber nicht gut thun: ich hatte ihn auf der Straße gefunden, und es war kein gutes Haar an ihm. Wenn nun mein Bertram da fromm und treu seyn will, so kann auch er brav und glücklich werden. — Bertram hatte diese Erzählung recht aufmerksam angehört, er weinte auch bisweilen dazwischen, und fragte den alten blinden Leonhard: ob er ihn wohl dürfte Vater nennen? Ja, antwortete Leonhard, das darfst Du; ich will Dein Vater seyn und bleiben.

Der alte Paul hatte ebenfalls mit Verwunderung zugehört; nun fing er an: Hört guter alter Leonhard! Wo seyd Ihr her? — er antwortete, von Diesburg, sechs Stunden von hier. — Wo haltet Ihr Euch denn des Winters auf? — Der liebe Gott bescheert mir immer ein Plätzchen, bald hier bald da; sonst geht's mir wie unserm Heiland, ich habe keinen eignen Ort, wo ich mein Haupt hinlegen könnte.

Der alte Paul ging in's Haus und sprach mit seiner Tochter und Eidam, diese ließen sich bereden, man gab dem blinden Leonhard mit seinem Knaben eine Kammer und

Gott möchte mich doch aus der Welt nehmen, denn ich wäre da nichts mehr nütze, aber Er erhörte mich nicht, und ich lernte auch da einsehen, warum.

Anfänglich konnte ich noch so viel sehen, daß ich allein gehen konnte; allein endlich konnte ich auch das nicht mehr.

Nun wünschte ich einen armen Knaben zu haben, der mich führte, und da ging es mir ganz sonderbar.

Lange konnte ich keinen solchen Knaben finden, endlich hörte ich von einem Diebe, der gehangen werden sollte, welcher ein Paar Knaben hätte, die bettelten. Nun fiel mir ein: solche Kinder seyen in der Welt verlassen, und würden gescheuet und verachtet; ich wollte also die Kinder annehmen, sie mit mir herum führen und in allem Guten unterrichten. Ich ging zu einem gewissen braven Mann, von dem ich wußte, daß er mir helfen würde, und sagte ihm mein Vorhaben. Der gute Mann lobte mich, er gab sich Mühe die Kinder aufzusuchen, fand sie, und brachte mir beide.

Als ich die Knaben hatte, ließ ich sie nicht von mir, einen Tag mußte mich der Johann, den andern der Jakob führen. Ich unterrichtete sie in allem Guten, und damit ich's kurz mache, erzog wackere Bursche aus ihnen. Ich hatte sie vier Jahre bei mir, da vermiethete ich den Einen zum Hirten in ein Dorf; er führte sich gut auf, kam nachher als Knecht zu einem Bauer, heirathete endlich, und ist nun ein rechtschaffener Mann, der sich redlich nährt. Der Andere blieb noch ein Jahr bei mir, dann vermiethete ich ihn auch bei einem Bauer, und auch er führt sich brav und gut auf. Nun fiel es mir endlich bei, daß ich sehr Unrecht gehabt hätte, mich für unnütz in der Welt zu halten: ich hätte vielleicht nicht so viele verlorne Kinder zu braven Leuten gemacht, wenn ich nicht blind geworden wäre.

Dann suchte ich mir wieder einen Buben, der mich führte, und diesen fand ich so: als ich den Jakob vermiethet hatte, blieb er noch so lange bei mir, bis ich wieder Jemand hatte; wir kamen nämlich vor ein kleines Häuschen, die Frau darinnen weinte und sagte, sie könne

mir nichts geben, ich fragte: warum nicht? Ach Gott, antwortete sie: ich bin eine arme Wittwe, mein Mann ist gestern begraben worden; und ich sitze nun da mit fünf unerzogenen Kindern und habe kein Brod für sie. Wie alt sind die Kinder? fragte ich, der älteste ist sechszehn Jahre alt, zwei Mädchen sind vierzehn und zwölf, ein Knabe zehn, und noch einer acht Jahre alt. Ich fragte: Wollt Ihr mir wohl die beiden kleinsten Knaben überlassen? ich will sie erziehen. Da sey Gott für! versetzte die Frau, daß meine Kinder betteln sollten. Ich mußte der Frauen bei ihrem und meinem Elend noch lachen. Ich stellte ihr endlich die Sache recht vor, wie ich schon zwei Knaben glücklich gemacht hätte, und wie ihre Kinder ohnehin würden betteln müssen, und so ließ sie sich überreden. Ich nahm die Kinder zu mir, auch sie dienen jetzt bei frommen Leuten und führen sich ehrbar und christlich auf.

Hierauf bekam ich den letzten Buben, der wollte aber nicht gut thun: ich hatte ihn auf der Straße gefunden, und es war kein gutes Haar an ihm. Wenn nun mein Bertram da fromm und treu seyn will, so kann auch er brav und glücklich werden. — Bertram hatte diese Erzählung recht aufmerksam angehört, er weinte auch bisweilen dazwischen, und fragte den alten blinden Leonhard: ob er ihn wohl dürfte Vater nennen? Ja, antwortete Leonhard, das darfst Du; ich will Dein Vater seyn und bleiben.

Der alte Paul hatte ebenfalls mit Verwunderung zugehört; nun fing er an: Hört guter alter Leonhard! Wo seyd Ihr her? — er antwortete, von Dresburg, sechs Stunden von hier. — Wo haltet Ihr Euch denn des Winters auf? — Der liebe Gott bescheert mir immer ein Plätzchen, bald hier bald da; sonst geht's mir wie unserm Heiland, ich habe keinen eignen Ort, wo ich mein Haupt hinlegen könnte.

Der alte Paul ging in's Haus und sprach mit seiner Tochter und Eidam, diese ließen sich bereden, man gab dem blinden Leonhard mit seinem Knaben eine Kammer und

wortete Leonhard, wer christlich gelebt hat, der kann sich darauf freuen; aber jetzt möchte ich wissen, wozu mich der liebe Gott ferner brauchen wird. Paul fuhr fort: darum bekümmert Euch nun nicht mehr; habt Ihr als ein blinder Bettler so viel Gutes gestiftet, wie viel mehr werdet Ihr es können, wenn Euch unser Herr Gott glücklich macht. Jakob versprach ihm Gelegenheit genug zu geben, Gutes zu wirken; er und sein Vater reisten nun ab und nahmen Bertram mit. Jakob kaufte in Diesburg ein Haus mit einem Garten, und spendete es seinem Vater. Dann versprach er ihm jährlich eine Summe Geldes zu schicken, mit der er zum Besten der Menschen schalten und walten könnte, Bertram aber mußte fleißig in die Schule gehen, damit er etwas lernen und man ihn mit der Zeit brauchen könne; dann nahm Leonhard seine Tochter zu sich, die seine Haushaltung besorgte.

Jetzt drückte aber den guten Alten seine Blindheit doppelt, er hätte doch auch seinen Sohn gern gesehen. Dafür aber hatte dieser auch schon gesorgt; denn da er den grauen Staar hatte, so wurde ein geschickter Mann verschrieben, der ihn glücklich operirte. Jetzt war der alte Leonhard vollkommen glücklich. Sein Sohn reiste nach Holland zurück und schickte jährlich die versprochene Summe, wofür Leonhard Baumwolle kaufte und eine große Spinnerei anlegte, wodurch er der Wohlthäter der ganzen Gegend wurde.

Nun wurde aber auch der alte Paul mit seiner Familie nicht vergessen. Er hatte nur ein kleines Gütchen, dies mußte er verkaufen; dann kaufte ihm Leonhard nahe bei Diesburg ein größeres; wohin der fromme Alte mit seinen Kindern zog. Die beiden Patriarchen besuchten sich oft, und lobten Gott für seine heiligen Führungen. Paul starb zuerst, Leonhard betrauerte ihn brüderlich. — Mit der Zeit wurde Bertram sein Gehülfe, und nach seinem Tode Erbe des Hauses und der Spinnerei, mit welcher er nun auch die Weberei verband und als ein frommer wohlthätiger Mann lebte und starb.

4.

Der Nachtwächter und seine Tochter.

Konstantine, laß uns hier ein wenig sitzen, ich habe Blasen an den Füßen, und kann nicht weiter fortkommen, sagte der alte Burkhard, und setzte sich dahin an den Weg auf den Rasen. Konstantine setzte sich neben ihn und weinte. — Weine nicht Tinchen, fuhr der Alte fort, und seine Stimme zitterte; weine nicht, Konstantine, sondern sey beständig! Sieh', mein Kind, wie sich der Himmel von Westen her aufheitert: das Gewitter ist vorüber. — Hast du wohl je besser geruht, als in der Hütte des Kohlenbrenners, auf dem Mooslager neben deinem Vater? Du wirst dereinst noch besser ruhen, wenn auch das andere große Gewitter vorüber ist, dessen Donner jetzt um uns her brüllt.

„Vater, lieber Vater! ich weine nicht um mich. Sehen Sie —“

Erinnere dich doch, daß wir das Wörtchen Sie — gar nicht brauchen dürfen, eben so wenig als unsere wahre Namen.

„Gut. Seht dann, liebster Vater, meine Füße bluten; Schuh' und Strümpfe sind zerrissen; allein ich dulde das gern. Daß Ihr aber im hohen Alter noch mit mir bettelt, daß Ihr dies hauptsächlich um meinetwillen thut, das bricht mir das Herz.“

Tinchen! sieh' dort gegen Westen in die Ferne; welches schöne Blau am hohen Himmel! — Weißt du, weß-

wegen man die kleinen, sanften blauen Blümchen Ve
gißmeinnicht nennt? Weißt du das?

„Ei, lieber Vater, weil sie die Farbe des Himmel
haben!“

Siehst du; die Leibfarbe des Himmels ist: Vergiß
meinnicht — und die Livree der Natur ist: Er wir
mein nicht vergessen! Grün ist die Farbe der Hoffnung

„Schön, lieber Vater. Es fällt mir dabei ein, wa
meine gute, selige Mutter sagte. Sanfte, reine, heilig
Liebe vom Himmel herab, sprach sie, und sehnsuchtsvolle
kämpfende Liebe von der Erde hinauf — diese beide balsa
miren die Luft zum frohen Athmen.“

Sie hatte Recht, die Verklärte; aber auch zum Wachsen
und Zunehmen. Und da, meine Tochter, bedarf's auch de
Blitz, Donner und Sturm, damit die Luft gereinigt werde
— Sieh', da tritt die Sonne hinter den Wolken hervor in
den blauen Aether; lächelt und strahlt uns an; und dor
auf dem hohen Buchenwalde glüht der siebenfarbige Bogen
Geht der uns auch wohl etwas an?

„Ich meine, daß er uns etwas angehe. Sind wir doch
auch Noahs Kinder. Wir haben ihm, wie ich hoffe, in
unserer letzten Sündfluth keine Schande gemacht.“

Nein, Konstantine, das haben wir nicht. Allein es
ist Zeit weiter zu pilgern. Hast du nicht ein Stückchen
Brod im Sack, an dem ich für Zeitvertreib kauen kann?

„Das Gott erbarm!“ seufzte das holde Mädchen, und
heiße Thränen entstürzten ihren großen blauen Augen. Sie
suchte und fand, und gab's ihrem Vater; dann ging sie
schweigend voraus; krumm und mühsam stieg der Greis
hintennach und kaute.

Plötzlich trabte ihnen ein schöner, junger Mann auf
einem prächtigen, isabellfarbenen Rosse entgegen. Kon-
stantine sah ihn schon in beträchtlicher Entfernung, und
schlüpfte in das Gebüsch. Sie winkte ihrem Vater, dieser
bemerkte es nicht und ging ruhig fort. Sein Gesicht war
kurz; er sah den Reiter nicht eher, bis er ihm nahe war.
Jetzt erkannte er ihn, erschrak und seufzte: „Gott halt

n die Augen, damit sie meine Verkleidung nicht durch-
auen." Der Reiter schien auf den armseligen Wanderer
: nicht zu achten; er ritt hastig vorbei. Konstantine
ich wieder hervor, ergriff ihren Vater am Arm und zog
seitwärts auf einen Fußpfad.

Die Nacht rückte heran, und die Müden wußten kein
dach. Ein Kirchthurm ragte links in einem Nebenthäl-
n hinter einem Hügel über die grünen Bäume hervor.
onstantine sah ihn, und sagte: „Lieber Vater, dort
ker Hand ist ein Kirchdorf. Der Thurm glänzt in der
endsonne, und zeigt in den blauen Himmel, von wannen
s Hülfe kommen soll. Laßt uns auf den Thurm zugehen.

Wenn wir nur schon da wären! entgegnete der Alte.
eine Tochter half ihm fort auf dem etwas steilen Fuß-
ade. Endlich kamen sie an das Dorf. Schon auf dem
ege hatten sie gehört, daß für jetzt in diesem Bezirke
in französisches Militär liege; die Truppen hätten sich
le näher an den Rhein gezogen. Dies machte ihnen viele
reude! mit neuem Muthe traten sie in das Dorf. Groß,
hön und reinlich standen die Häuser da. Die Männer
ßen vor den Thüren, und ruhten nach überstandener Ta-
eslast und Hitze; Knaben und Mädchen spielten vor ihnen
rum; und die Weiber fütterten und molken ihr Vieh.

„Nun Tinchen! fing der Alte an: Wer in dem
chutz des Höchsten ist. Ich weiß es, hier gibt es
hren für's Singen." Konstantine trat vor das erste,
este Haus, und sang mit einer unbeschreiblich reinen und
elodischen Stimme; Vater Burkhard begleitete sie mit
inem kräftigen Baß. Ein so schöner Gesang war hier
och nie gehört worden. Alles strömte herzu, und bei dem
ritten oder vierten Hause waren schon alle Einwohner des
Dorfes versammelt. Allmälig nahte sich auch ein sechzig-
ähriger Mann; häusliche Leiden und Amtssorgen hatten
in lockiges Haar silberweiß gebleicht, und die lange Aus-
bung der Religion, welche er lehrte, hatten des Erlösers
Physionomie in sein Antlitz eingeprägt; Liebe und Wahrheit
prachen aus allen seinen Zügen. Er war, eben so wie

Burkhard, ein Mann von altem Schrot und Korn; Ei
falt der Sitten und Wärme für die Religion waren d
Hauptbestandtheile ihres beiderseitigen Charakters. Dar
flossen ihre Seelen auch so schnell in einander. Der bieder
Pfarrer horchte mit wahrer Andacht dem Gesange; sein
Augen wurden feucht, und Thränen träufelten von sein
grauen Wimper. So geht es gefühlvollen Seelen ein
wenn sie gewahr werden, daß ein höherer Geist die Tö
belebt.

Man gab den Sängern reichlich, und jeder stürmte a
sie mit der Frage: Wer seyd ihr? wo seyd ihr her? –
„Ich bin von Unglückshausen in der Grafschaft Fr
chenburg,“ sagte Burkhard ernst und männlich. –
Wie sagt er? fragte einer den andern. Unglücksha
sen? davon haben wir nie etwas gehört. Der Pfarr
unterbrach sie, indem er mit liebevoller, freundlicher Mie
sagte: „Unglückshausen ist wohl ein großer Ort, und sta
bewohnt?“ Sogleich faßte er den alten Burkhard bei de
Hand und führte ihn nebst seiner Tochter weg in sei
Haus. — Gern sahen das die Bauern nicht, aber sie eh
ten alles, was ihr Pfarrer that. Viele schlichen hinte
drein, und der Schulz mit ein Paar der Meistbeerbte
überlegen, ob man den alten Mann nicht zum Nachtwäch
ter machen könne? Die Sache wurde ernst, und man be
schloß alsofort ihn zu fragen, ob er jenen Dienst zu Bi
sendorf wohl übernehmen wolle? — Eigentlich war sein
schöne Stimme die Ursache dieser Wahl; denn ob Burk
hard würde wachen können? ob er Muth hätte? ob e
stark genug wäre, im Nothfall einen Dieb festzuhalten
Dies alles kam dabei nicht in Anschlag. Genug, er san
schön.

Der Schulz ging also mit noch zwei Männern in da
Pfarrhaus, wo sie zuerst dem Pfarrer sagten, was sie vor
hätten; und als er damit zufrieden zu seyn schien, so macht
der Schulz den Antrag, und sagte: „Hört einmal, Altva
ter! unser Nachtwächter ist vor einigen Tagen gestorben
wollt Ihr wohl die Stelle übernehmen?“ Mit unbeschreib

ver Empfindung, die den tiefsten Jammer verrieth, und
t gen Himmel gerichtetem Blicke antwortete Burg-
r d: Göttlicher Dulder! ja, ich kann eine Stunde mit
r wachen!

Mit offenem Munde starrte ihn der Schulz an: „Wie
l ich das verstehen?“ Freundlich versetzte der Alte: daß
euer Nachtwächter werden, und dies Amt nach meinen
sten Kräften verwalten will. „Nun das freut mich, fuhr
r Schulz fort; sogleich soll Spieß und Horn hergebracht
erden. Ihr eßt bei den Bauern im Dorf herum; morgen
ngt Ihr bei mir an. Diese Nacht könnt Ihr schlafen, und
n nächsten Abend Euer Amt beginnen. Beim Hirten habt
hr ein Stübchen zur Wohnung. Das Mädchen da kann
uch aufwarten, und nebenbei etwas mit Nähen und Stricken
rdienen, denn zu schwerer Arbeit scheint es nicht gemacht
ı seyn. Ich hab' zwar die Gemeinde noch nicht gefragt;
ber wenn ich und der Herr Pfarrer etwas wollen, so ge-
hieht's.“ Er ergriff hiebei dem würdigen Manne die
and, schüttelte sie, und sagte lächelnd: nicht wahr? Der
farrer antwortete: Gott Lob! daß uns die Gemeinde
raut, und trauen kann.

Der Pfarrer wünschte nichts mehr, als daß der Schulz
nd die beiden Bauern sich entfernen möchten. Der Bett-
r und seine Tochter waren ihm ein Räthsel, bei dessen
ntwickelung ihm etwas Außerordentliches, ja Großes ah-
ete. Kaum waren also die Bauern fortgegangen, so reichte
r dem Vater die eine, und der Tochter die andere Hand,
nd sagte: „Seyd mir willkommen! diese Nacht sollt ihr
ei mir bleiben! Gastfrei zu seyn, sagt die Bibel, vergesset
icht: denn durch dasselbe haben etliche, ohne ihr Wissen,
Engel beherbergt.

Lieber Herr Pfarrer, sagte Burkhard, das sind wir
un zwar nicht, aber christliche Leidende; und auch auf die
iebreiche Aufnahme dieser hat unser Herr und Meister
inen großen Lohn gesetzt. Ich glaub', es gilt von Ihnen,
was zu jenem Bischof von Smyrna gesagt wurde: Ich
weiß deine Werke und deine Trübsale und deine Armuth;

du aber bist reich. Ihr Kapital in der himmlisch
Bank ist wohl nicht klein.

Den redlichen Pfarrer ergriff dies wunderbar; er kon
sich nicht enthalten, den Greis zu umarmen und zu küss
„Wahrlich, ja, sagte er, ich beherberge Engel.“

Konstantine (sanftlächelnd): die beherbergen Sie auch
denn wir haben bis jetzt ihre schützende Obhut erfahren.

Jetzt konnte der Pfarrer nicht länger an sich halten; e
war überzeugt, daß diese Menschen etwas ganz ander
waren, als sie unter ihrer schlechten Hülle schienen. „Da
ich um Euer Geheimniß wissen? Burkhards Mien
wurde ernst. Darf ich einmal mein Stillschweigen brech
entgegnete er, so sollen sie der Erste seyn, gegen den i
dies thue. — Dabei blieb es für diesen Abend. Ma
setzte sich zu Tische, und verzehrte eine einfache, ab
schmackhafte Mahlzeit.

Die brave Gattin des Pfarrers, welche schon lange a
der Gicht darnieder lag, beschenkte Konstantinen m
Wäsche und Kleidern; der Pfarrer that eben das an ihre
Vater. Der gute Seelsorger hatte genug, aber auch nich
übrig. Was er entbehren konnte, das legte er alles i
der himmlischen Bank an.

Burkhard trat also abgeredeter Maßen am folgend
Tage sein Amt an. Konstantine nähte und strickte i
ärmlichen Nachtwächterstübchen; und des Abends, wenn
der Vater seinen ersten Umgang hielt, dann begleitete ih
seine Tochter, und beide sangen durch das Dorf ein schönes
geistliches Lied. Den friedlichen Dorfbewohnern gefiel dies
dermaßen, daß sie aus Erkenntlichkeit den guten Nacht
wächtersleuten so viel zutrugen, als sie nur immer zur
Nothdurft und Bequemlichkeit bedurften. Vater Burk
hard wurde von allen geehrt, und Konstantine mit vol
ler Zärtlichkeit geliebt. Eine unbeschreibliche Heiterkeit und
Sanftmuth war über ihr ganzes Wesen ausgegossen; ihre
stille Frömmigkeit gab dem ohnehin schönen Gesicht einen
überirdischen Reiz; die reinliche, ungekünstelte, ländliche
Kleidung machte ihren vortheilhaften Wuchs doppelt be

nerkbar. Man glaubte eine Schäferin der Unschuldswelt
u erblicken. Das gute Mädchen fand außerordentlichen
Beschmack am Umgange mit der leidenden Frau Pfarrerin;
ind diese faßte eine so warme Zuneigung zu Konstanti-
ten, daß sie fast immer um und bei ihr seyn mußte.
Demungeachtet versäumte sie aber doch des Abends den
Imgang durch das Dorf nie; denn es lag ihr viel daran,
ie Bauern bei gutem Willen zu erhalten.

Dies währte ein Vierteljahr, bis in den September,
uhig fort. Burkhard und seine Tochter lebten zufrieden,
ind harrten in der Stille dem Umschwung ihres Schicksals
ntgegen. Als sie aber einmal, in der Mitte des genannten
Monats, bald nach zehn Uhr des Abends ihren ersten Gang
durch das Dorf machten, bemerkte Konstantine, daß
ihnen ein Mann von ferne nachschlich, und dem Singen
uhörte. Er hatte sich in einen weißen Mantel gehüllt,
ind den runden Hut tief in die Augen gedrückt. Wenn
ie standen und sangen, dann stand er auch; giengen sie
ber weiter, so folgte er ohne alles Geräusch. Konstan-
ine sagte ihrem Vater nichts davon, um ihn nicht zu beun-
ruhigen; ihr war nicht recht wohl bei der Sache, doch dachte
sie, es könne vielleicht ein Reisender seyn, der diese Nacht
im Dorf herberge, und dem ihr Singen gefalle. Als end-
lich der Umgang beendigt war, und sie nach ihrer Wohnung
zurückkehren wollten, kam der Fremde hastig auf sie zu,
und blieb dicht vor ihnen stehen. Burkhard erschrak,
faßte sich aber bald, und hielt dem Fremden die Leuchte
vors Gesicht; Thränen perlten auf demselben; Burkhard
gewahrte sie, und sprach: „Sie weinen?“ „Nun auch die
Thränen sind Aussaat zur Freudenärndte.“ Konstantine
sah dem Fremden in sein großes schönes Auge; und un-
willkührlich drängten sich Thränen hinauf in das ihrige.
Sie suchte dieselben zwar mit ihren zarten Fingern zu zer-
drücken; allein der Fremde bemerkte sie, schlug seinen Man-
tel auseinander, und ergriff zugleich die Hand des Vaters
und der Tochter. „Guter Vater,“ sprach er mit weicher
Stimme zum alten Burkhard, „seyd Ihr schon lange hier

Nachtwächter gewesen?“ Burkhard antwortete: Mein Herr, es gibt Dinge, die auch nicht den leisesten Ton erlauben. Ich traue Ihren Thränen, sonst sagte ich auch das nicht. Haben Sie Zeit, so besuchen Sie doch morgen unsern Herrn Pfarrer. — Noch einmal sah der Fremde beiden in's Gesicht, drückte ihnen die Hand, und ging fort.

Die Nacht verbrachte er fast schlaflos, so früh als es mit Anstand geschehen konnte, wanderte er zum biedern Pfarrer. Dieser nahm ihn, nach seiner Gewohnheit, mit freundlicher Würde auf, und bat ihn sich niederzulassen.

Der Fremde. Herr Pfarrer, ich bin ein Reisender, der sich gestern hierher verirrte; nun hörte ich des Abends über Tisch im Wirthshause, wo einige Bauern saßen, so viel Gutes und Sonderbares von dem hiesigen Nachtwächter und seiner Tochter, daß ich neugierig ward, die Leute selbst kennen zu lernen. Man sagte mir, ich müßte sie singen hören; das ist geschehen. — Aber, Herr Pfarrer — ich habe sie singen gesehen, nicht blos gehört. Ich habe sie singen gesehen! das will mehr sagen. Dieser Nachtwächter und seine Tochter sind mir äußerst merkwürdig; ich fühle mich auf eine, mir selbst unerklärliche Weise zu ihnen hingezogen. Wissen Sie nicht etwas Näheres von diesen Leuten?

Der Pfarrer. Ich weiß wenig von ihnen, aber doch genug um versichern zu können, daß der Vater einer der edelsten Männer, und die Tochter ein Engel in Menschengestalt sey. Sie sind erst vor einem Vierteljahr hier angekommen, und man hat bis jetzt noch nicht das Mindeste von ihren vorigen Verhältnissen erfahren können. Ich vermuthe aber, daß es vornehme Leute sind, welche durch den Krieg und die gewaltsame Revolution unseres Rheinufers unglücklich und des Ihrigen beraubt worden sind. Besondere Gründe müssen sie bestimmen, dies alles äußerst geheim zu halten. Daß sie aber vornehmen Standes sind, dies sah ich vorzüglich an der außerordentlichen Bildung der Tochter. Ein so vollendetes Meisterstück der Schöpfung und der Erziehung habe ich noch nie gefunden. Die lauterste, erha-

enste Frömmigkeit vermehrt ihre Reize. Sie ist täglich
ei meiner Frau und pflegt ihrer mit kindlicher, zärtlicher
Sorgfalt. Ich habe alsdann Gelegenheit, sie zu beobach-
en; mit jeder Stunde wird bei mir der Wunsch lebhafter,
e auf immer meiner Familie einverleiben zu können. Hätt'
h einen Sohn, und er wäre ihrer werth — o wie gern
ennte ich sie Tochter!

Der Fremde. Sie haben also keinen Sohn, lieber
Herr Pfarrer.

Der Pfarrer. Gott! — Ich hatte einen so braven
offnungsvollen Sohn — —

Der Fr. Nun? was wurde aus ihm?

Der Pf. Ach! ich schickte ihn in seinem achtzehnten
Jahre nach Halle auf die Universität. In den Ferien reiste
r mit einem guten Freunde nach Hamburg — und seit-
em — Verzeihen Sie, lieber Herr, weiter kann ich nie
rzählen.

Der Fr. Und von der Zeit an haben Sie weiter nichts
nehr von ihm gehört?

Der Pf. Nein! er soll unter die Seelenverkäufer —
Schonen Sie meiner!

Der Fr. Wie heißen Sie, lieber Herr Pfarrer?

Der Pf. Kühlenborn.

Der Fr. Waren Sie hier immer Pfarrer?

Der Pf. Nein, ich stand damals zu Heiligenkir-
hen.

Sehr bewegt erhob sich der Fremde, und der Pfarrer
uch. Männlich und stark, aber bebend sprach der Erste:
„Herr Pfarrer — Sie sollen Ihren Sohn wiedersehen.“
Der ehrwürdige Mann fuhr zurück, faßte sich aber bald,
und versetzte: O ja, das werde ich — jenseits dem Grabe.

Der Fr. Wären Sie aber auch stark genug, seinen
Anblick noch hier zu ertragen?

Der Pf. Wie wird mir? — dunkle Erinnerungen
olcher Züge im Angesicht! O du großes Erwachen
n jenem Tage — und dieser Augenblick!
Bernhard! Bernhard! ja du bist's.

Bernhard hing sprachlos an seinem Halse; er war
Zwei unaussprechliche, unbeschreibliche Stunden flohen vo
ber. Die Mutter verjüngte sich, und das ganze Dorf jauchz
und sammelte sich um den verloren gewesenen Sohn. Ko
stantine war Zeugin der Erkennungsscene gewesen; i
Vater hatte es nur vom Hörensagen. Er kam also au
drängte sich durch die Dorfbewohner in das Haus, ergri
den Fremden bei der Hand, und sagte: „Das war e
Nachtwächters Gesang! nicht wahr?“ Der Fremde fiel ih
um den Hals, und antwortete: Es war ein Gesang d
Weissagung froher Tage. — „Für mich nun wohl nich
entgegnete Burkhard; in diesem Leben sollen wohl kei
Freuden mehr auf mich warten. Mein froher Tag dämme
jenseits.“

Der Haufe verlor sich, und der Pfarrer war, wona
er sich gesehnt hatte, mit seinem Sohn wieder allein.

Der Pf. Lieber Bernhard, ich ertrage kaum di
Wonne des Wiedersehens; aber laß mich deine Geschichte höre

Der Sohn. Zur ruhigen und vollständigen Erzählun
derselben ist's jetzt nicht Zeit; aber die Hauptsachen solle
Sie erfahren. Ich gerieth in Hamburg ohne mein Verschulde
bloß aus Mangel an Welt- und Menschenkenntniß, mi
meinem Freunde in die Gesellschaft einiger, dem äußern An
scheine nach sehr biederer und bemittelter Leute. Die
luden uns zu mehreren Lustpartien ein, und lockten un
endlich auf ein nach Holland segelfertig liegendes Schiff. Plöt
lich lichtete dies die Anker; wir sahen, daß wir betrogen waren
alles unser Bitten, all' unsere Thränen waren vergeblich
Wir wurden nach Amsterdam gebracht, und da Hollan
eben in den amerikanischen Krieg verwickelt worden, sogleic
auf ein bewaffnetes Fahrzeug abgegeben. Mein Freun
wurde nach wenigen Tagen von mir getrennt, und auf ein
Ostindienfahrer versetzt. Er starb, wie ich späterhin erfu
auf dem Hoffnungskap im Lazareth. Ich kam mit mein
Schiff nach Surinam. Hier wurde ich einem rechtschaffe
deutschen Pflanzer bekannt, welcher mich für eine beträchtli
Summe vom Matrosendienste befreite, und zu allerlei G

schäften in seinem Hause gebrauchte. Da ich mich aber immer nach der Heimath sehnte, so gab er mir endlich die Erlaubniß abzureisen. Um die Unkosten der Ueberfahrt zu bestreiten, trat ich bei einem Schiffskapitän in Dienst, der nach Europa segeln wollte. Zum Unglück wurde unser Schiff von einer englischen Fregatte weggenommen, und ich sammt der übrigen Equipage nach Irrland in enge Gefangenschaft gebracht. Dieser Zustand war mir unerträglich. Ich entschloß mich deswegen, auf einem englischen Ostindienfahrer Dienste zu nehmen; meine Kenntnisse verschafften mir eine kleine Bedienung; ich machte die Reise nach Bengalen mit vielem Vergnügen. Nach zwei Jahren kehrte ich zurück. Nun wurde ich in London einem vortrefflichen deutschen Prinzen bekannt; dieser fand Geschmack an mir, und machte mich für's erste zu seinem Kammerdiener. Durch meine Treue und wenigen Kenntnisse erwarb ich mir bald seine innigste Freundschaft; ich wurde geheimer Sekretär, und machte in dieser Eigenschaft eine Reise mit ihm durch die nordischen Reiche. Gleich darauf starb der Vater des Prinzen; er kam zur Regierung, und ich wurde geheimer Rath. Wohl hätte ich in jenen Zeiten an meine Eltern schreiben können; allein der Gedanke, sie persönlich zu überraschen, war mir viel zu lieb, zu angenehm. Gern hätt' ich ihn früher ausgeführt; aber der leidige Krieg, und zuletzt die Stellung der französischen Heere machten dies unmöglich. Endlich nahm ich auf einige Wochen Urlaub, versah mich mit preußischen Pässen, und ging über den Rhein, um meine Eltern zu besuchen, wenn sie noch lebten, oder, wenn sie entschlafen wären, Thränen der Dankbarkeit auf ihr Grab zu weinen. Mein Zweck war, nach Heiligenkirchen zu reisen; der Zufall führte mich hierher. Ich danke Gott für diesen Zufall, noch mehr aber dafür, daß ich meine guten Eltern noch am Leben finde. — Hier fiel Kühlenborn seinem Vater wieder um den Hals, und weinte; der Pfarrer schloß ihn mit heißen Thränen an seine klopfende Brust. Nach einigen Augenblicken des stillen Gefühls sagte der Pfarrer: Lieber Sohn, ich bin Prediger; ich bin es

aus Ueberzeugung und mit voller Seele; verzeihe mir eine Frage! Wie steht's mit deiner Religion? Bist du deinem Glauben treu geblieben?

Der Sohn. Sie brauchen nicht Prediger zu seyn, bester Vater, um darnach zu fragen. Die Frage scheint mir so natürlich und doch so wichtig. Ja, lieber Vater, ich bin dem Bekenntnisse und der Lehre treu geblieben, welche Sie einst mit solcher zärtlichen Sorgfalt in meine Brust pflanzten. Wer die Schicksale erfährt, die ich erfahren habe — o der fühlt es, wie nöthig wir eine Religion haben, auf die wir uns in guten und bösen Tagen verlassen können; dem wird der Glaube an Gott und den Erlöser theuer und wichtig. Ich bin dem Bekenntniß und dem Willen nach, im vollkommensten Sinn des Worts, ein Christ, und in der Ausübung hoffe ich es immer mehr zu werden.

Nun hob der würdige Pfarrer einen unbeschreiblich frohen Blick zum Himmel hinauf, faltete seine Hände, und sagte: „Auch die Erde hat noch vollkommne Freuden!" Er und sein Sohn wurden bald Seelenfreunde, und das will mehr sagen als Eltern- und Kindesliebe. — Einige Wochen hielt sich der Geheimerath bei seinen Eltern auf; jetzt nahte die Zeit seiner Abreise. Er hatte Konstantinen beobachtet; seine Liebe zu ihr war mit jedem Tage gewachsen; noch hatte er ihr aber dieselbe mit keinem Laute zu verstehen gegeben: denn ihre Verhältnisse waren ihm unbekannt, und ihr Geheimniß war ihm heilig. Burkhard aber und seine Tochter fanden länger etwas Unbehagliches darin, mit Niemand über ihre wahre Lage und über ihr Schicksal sprechen zu können; sie überlegten deßhalb mit einander, ob sie sich nicht, ohne allen Rückhalt — dem Pfarrer und seinem Sohne (aber unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit) anvertrauen sollten. Dazu kam's denn auch, allein ganz anders, als sie sich vorstellten.

Am nämlichen Abend sang der Nachtwächter mit seiner Tochter, wie gewöhnlich, den Zehnuhrgesang. Das junge Licht blinkte noch eben über den waldigen Gipfel herüber,

und der Herbststurm entblätterte den Forst. Die November-wolken flogen von Berg zu Berg, und in den Schalllöchern des Kirchthurms begleitete das Schnauben der Eulen das Sausen des schaurigen Windes — während dem Burkhard und Konstantine sanft und feierlich das schöne Lied anstimmten: Was Got thut, das ist wohlgethan. Jetzt gingen sie zwischen zwo Hecken durch, um auch im obern Dorfe zu singen und zehn Uhr zu blasen, als plötzlich drei Kerl über die Hecke sprangen, zwei vorn und einer hinter ihnen. Nur keinen Laut! herrschte ihnen der Eine zu, oder ihr seyd beide auf der Stelle des Todes.

Gott! Gott! hilf uns! stöhnten beide himmelan, und der Vater in der Höhe hörte es. Zwei Bauern aus dem Dorfe kamen in demselben Augenblicke des Weges gegangen; jeder packte seinen Mann an der Kehle, und rief Nachbarshülfe. Schnell wie der Wind flog Konstantine, um diese Hülfe zu beschleunigen. Als der dritte dies sah, zückte er sein Jagdmesser, und stieß es dem alten Burkhard in den Leib, ohne daß die beiden Bauern es gewahrten, oder verhüten konnten, denn jeder hatte genug mit seinem Mann zu thun. Ehe aber mehrere Leute herbeikommen konnten, rißen sich die Kerl los und entliefen.

Da lag nun der alte Burkhard wie entseelt. Konstantine kam mit ihrer zu späten Hülfe, und sah den Jammer, beim dunkeln Schimmer, in seiner ganzen Größe. Sie hielt den Vater für todt, und stand mit gesenktem Haupte und mit gefalteten Händen, stumm und schweigend da, während dem man sich bemühte, den edlen Greis wieder zu sich selbst zu bringen, und seine Wunde für dem Verbluten zu schützen. Dann trug man ihn fort. Konstantine ging unmittelbar hinter dem Vater her, immer stumm und schweigend, ohne Laut und ohne Thräne. Der Pfarrer und sein Sohn begegneten dem Zuge und befahlen, den Verwundeten in's Pfarrhaus zu bringen. Hier wurde er so lange auf Bettwerk, auf den Boden gelegt, bis man ein für ihn schickliches Lager bereitet hatte.

aus Ueberzeugung und mit voller Seele; verzeihe mir eine Frage! Wie steht's mit deiner Religion? Bist du deinem Glauben treu geblieben?

Der Sohn. Sie brauchen nicht Prediger zu seyn, bester Vater, um darnach zu fragen. Die Frage scheint mir so natürlich und doch so wichtig. Ja, lieber Vater, ich bin dem Bekenntnisse und der Lehre treu geblieben, welche Sie einst mit solcher zärtlichen Sorgfalt in meine Brust pflanzten. Wer die Schicksale erfährt, die ich erfahren habe — o der fühlt es, wie nöthig wir eine Religion haben, auf die wir uns in guten und bösen Tagen verlassen können; dem wird der Glaube an Gott und den Erlöser theuer und wichtig. Ich bin dem Bekenntniß und dem Willen nach, im vollkommensten Sinn des Worts, ein Christ, und in der Ausübung hoffe ich es immer mehr zu werden.

Nun hob der würdige Pfarrer einen unbeschreiblich frohen Blick zum Himmel hinauf, faltete seine Hände, und sagte: „Auch die Erde hat noch vollkommne Freuden!“ Er und sein Sohn wurden bald Seelenfreunde, und das will mehr sagen als Eltern- und Kindesliebe. — Einige Wochen hielt sich der Geheimerath bei seinen Eltern auf; jetzt nahte die Zeit seiner Abreise. Er hatte Konstantinen beobachtet; seine Liebe zu ihr war mit jedem Tage gewachsen; noch hatte er ihr aber dieselbe mit keinem Laute zu verstehen gegeben: denn ihre Verhältnisse waren ihm unbekannt, und ihr Geheimniß war ihm heilig. Burkhard aber und seine Tochter fanden länger etwas Unbehagliches darin, mit Niemand über ihre wahre Lage und über ihr Schicksal sprechen zu können; sie überlegten deßhalb mit einander, ob sie sich nicht, ohne allen Rückhalt — dem Pfarrer und seinem Sohne (aber unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit) anvertrauen sollten. Dazu kam's denn auch, allein ganz anders, als sie sich vorstellten.

Am nämlichen Abend sang der Nachtwächter mit seiner Tochter, wie gewöhnlich, den Zehnuhrgesang. Das junge Licht blinkte noch eben über den waldigen Gipfel herüber,

und der Herbststurm entblätterte den Forst. Die November-wolken flogen von Berg zu Berg, und in den Schalllöchern des Kirchthurms begleitete das Schnauben der Eulen das Sausen des schaurigen Windes — während dem Burkhard und Konstantine sanft und feierlich das schöne Lied an-stimmten: Was Gott thut, das ist wohlgethan. Jetzt gingen sie zwischen zwo Hecken durch, um auch im obern Dorfe zu singen und zehn Uhr zu blasen, als plötzlich drei Kerl über die Hecke sprangen, zwei vorn und einer hinter ihnen. Nur keinen Laut! herrschte ihnen der Eine zu, oder ihr seyd beide auf der Stelle des Todes.

Gott! Gott! hilf uns! stöhnten beide himmelan, und der Vater in der Höhe hörte es. Zwei Bauern aus dem Dorfe kamen in demselben Augenblicke des Weges gegangen; jeder packte seinen Mann an der Kehle, und rief Nachbars-hülfe. Schnell wie der Wind flog Konstantine, um diese Hülfe zu beschleunigen. Als der dritte dies sah, zückte er sein Jagdmesser, und stieß es dem alten Burkhard in den Leib, ohne daß die beiden Bauern es gewahrten, oder verhüten konnten, denn jeder hatte genug mit seinem Mann zu thun. Ehe aber mehrere Leute herbeikommen konnten, rißen sich die Kerl los und entliefen.

Da lag nun der alte Burkhard wie entseelt. Konstantine kam mit ihrer zu späten Hülfe, und sah den Jammer, beim dunkeln Schimmer, in seiner ganzen Größe. Sie hielt den Vater für todt, und stand mit gesenktem Haupte und mit gefalteten Händen, stumm und schweigend da, während dem man sich bemühte, den edlen Greis wieder zu sich selbst zu bringen, und seine Wunde für dem Verbluten zu schützen. Dann trug man ihn fort. Konstantine ging unmittelbar hinter dem Vater her, immer stumm und schweigend, ohne Laut und ohne Thräne. Der Pfarrer und sein Sohn begegneten dem Zuge und befahlen, den Verwundeten in's Pfarrhaus zu bringen. Hier wurde er so lange auf Bettwerk, auf den Boden gelegt, bis man ein für ihn schickliches Lager bereitet hatte.

Konstantine stand mit gefalteten Händen daneben; ihr Busen flog; ihr ganzes Wesen arbeitete. Endlich fingen ihre Lippen an sich zu bewegen, ihre Augen floßen über; sie heftete den nassen Blick zum Himmel. — „Vater! sprach sie, er gab mir das Leben — er läßt das seinige für mich. — O nimm dies große Opfer doch jetzt noch nicht an!“ — Sie begann zu wanken; ihr zarter Körper drohte der Anstrengung zu erliegen; der Geheimerath unterstützte sie, und drückte zum erstenmal ihre schöne Hand. Noch wand sich aber kein Wort von seiner Zunge los.

Während dem allem setzten die Bauern den Mördern nach; andere waren sonst geschäftig. Der Eine rief den Wundarzt, der zweite lief in den nahgelegenen Flecken, um etwas zur Stärkung und Erquickung für den verwundeten Nachtwächter zu holen, und als er dahin kam, wußte er selbst nicht, was er mitbringen sollte. — Wein? — Nun den hat der Herr Pfarrer selbst. — Also? Anisbranntwein! — von dieser köstlichen Herzstärkung brachte er einen Schoppen mit. So that jeder, was er konnte.

Der alte Burkhard erholte sich inzwischen wieder; er kam zu sich selbst, und sein erster Blick fiel auf Konstantine. „Du bist gerettet, meine Tochter? hauchte er mit leiser Stimme. Gott, wie dank' ich dir dafür! das ist meines Lebens werth!“

Konst. So theuer erkauft, lieber Vater, würde meine Rettung für mich gar keinen Werth haben. — Nun kniete der Engel neben den Vater hin, küßte seine Hand, und fuhr fort: Ich hab' um Euer Leben gebeten, und Ihr habt mich gelehrt, um nichts zu bitten, wobei ich nicht die Zuversicht habe, daß Gott es erhören werde. Ich bin überzeugt, Ihr werdet nicht sterben, sondern genesen.

Man brachte den Verwundeten auf ein bequemes Feldbett; der Wundarzt kam, verband ihn, und glaubte, der Stich sey nicht tödtlich, doch empfahl er Ruhe. Als alles in Ordnung und Niemand mehr im Zimmer war, außer dem Pfarrer, seinem Sohne und Konstantinen, da begann der alte Burkhard: Meine Herren; ich kenne Sie

als redlich, treu und verschwiegen; deswegen war ich entschlossen, Ihnen mein Geheimniß anzuvertrauen; ich wußte, daß Sie es heilig bewahren würden. Da es aber einmal verrathen ist, und ich nun ohnehin nicht länger hier bleiben darf, sondern weiter fliehen muß, so ist auch Verschwiegenheit nicht ferner nöthig. Ich bin der Geheimerath Lautenheim von Bolzendorf. Nun, Konstantine, erzähle weiter.

Alles staunte. Konstantine fuhr fort: Sie wissen vermuthlich, meine Herren, daß der Fürst von Bolzendorf in fremden Diensten starb. Mein Vater verwaltete die Regierung des Landes, und besorgte die Erziehung des jungen Erbprinzen. Wie er beides gethan, das weiß der ewige Vergelter, und das ist genug; hierher gehört es nicht.

Burkh. Auch so viel mußtest du nicht sagen.

Der Pf. Was alle Welt weiß?

Konst. Meine Eltern hatten keine andere Kinder als mich; ihre zärtlichste Sorgfalt wurde mir zu Theil. Meine Mutter war eine edle, fromme Frau; sie erzog mich nach den trefflichsten Grundsätzen. Und mein guter Vater wendete alles an, um ein gebildetes Frauenzimmer aus mir zu machen. Ich erwuchs, und wurde der Gegenstand einer wüthenden Leidenschaft, welche ein junger Mensch von Adel gegen mich faßte. Nur die äußerste Vorsicht konnte mich vor seinen Nachstellungen retten.

Burkh. Aber du entgingst ihnen glücklich. Gott sey dafür gelobt!

Konst. Nun kam es in Frankreich zur Revolution, und nach einigen Jahren brach der Krieg aus. Schon beim ersten Vorrücken der französischen Heere hatten wir manches zu erdulden: allein die Oestreicher und Preußen schafften uns, nach einigen Monaten, wieder freie Luft. Der Revolutionsgeist hatte in unserm Lande inzwischen tiefere Wurzel geschlagen; mein Vater sah sich genöthigt, ernsthafte, ja strenge Maaßregeln dagegen zu gebrauchen. Dies erbitterte die Freiheitsschwärmer in einem hohen Grade; sie schwuren ihm Rache, blutige Rache. Mein Verfolger

war einer der heftigsten unter ihnen. Das unerhörte Waffenglück der Franzosen begünstigte ihre Plane nur allzusehr.

Die fränkischen trieben die deutschen Streiter unaufhaltsam vor sich her bis an den Rhein, und sogar über diesen Strom. Alles flüchtete bei ihrer Annäherung; mein Vater konnte sich dazu nicht entschließen; er wollte das Schicksal so vieler braver Bürger theilen, und ich — ich wollte ihn in seinem Alter nicht verlassen. Wirklich begegneten auch die Franzosen meinem Vater anfangs mit der Achtung, welche die Tugend so leicht einflößt. Aber doch fanden wir bald Ursache, unsern Entschluß zu bereuen. Mein Verfolger, ein wüthender Jakobiner, hatte sich an das Ruder unseres Landes zu schwingen gewußt; mein Vater war der Gegenstand seiner teuflischen Bosheit. Mit Gewalt wollte er jetzt erzwingen, was er vorhin durch List nicht erreichen konnte. Der Leiden war kein Ende, und was soll ich Sie mit einer detaillirten Geschichte derselben unterhalten! Ich will mich kurz fassen: wir kamen um Alles, bis auf den letzten Heller. Nur unsere Unschuld blieb uns, eine höhere Macht schützte mich, und auch nicht der leiseste Glfthauch hat die meinige angeweht.

Endlich setzte mein Verfolger seinen Schandthaten die Krone auf. Man erlaubte sich an einigen Orten unseres Landes Gewaltthätigkeiten gegen die französischen Soldaten. Mein Vater wurde von jenem Bösewicht als Urheber der Empörung angegeben; die französische Behörde ließ ihn deswegen sogleich verhaften und befahl, ihm den Prozeß zu machen. Wir wurden beide eingezogen, und jedes besonders in ein schreckliches Gefängniß geworfen. — Ich habe vergessen zu erinnern, daß meine Mutter kurz vor dem Kriege entschlief. — Hier litten wir in jeder Rücksicht unaussprechlich, bis uns nach drei fürchterlichen Wochen ein Paar arme, treue Handwerksleute zur Flucht behülflich waren. Wir flohen, so gut wir konnten, vertauschten unsere Kleider gegen alte Lumpen, und kamen glücklich über unsere ehemalige Gränze. Nun verschafften wir uns Brod durch Singen an den Thüren. Bald erfuhren wir, daß der Befehl

gegeben sey, den geheimen Rath Lautenheim und seine Tochter anzugreifen, wo man sie irgend finde. Dadurch wurde unsere Flucht vermehrt; wir verließen unsern bisherigen Weg und gingen mehr landeinwärts. Ueber den Rhein konnten wir einmal nicht; dieser Strom war dicht mit französischen Posten besetzt, und an einem Passe fehlte es uns. Wir glaubten also sicherer zu seyn und verborgener zu bleiben, wenn wir uns aus den Gegenden entfernten, in welchen die Truppen vorzüglich lagen. Eine halbe Stunde von hier begegnete uns mein Verfolger, der, wie wir nachher gehört haben, in Geschäften eine Reise zum französischen Oberkommissär nach — gemacht hatte. — Ich hatte noch eben Zeit in's Gebüsch zu schlüpfen; mein Vater war für ihn durch seine Verkleidung ganz unkenntlich geworden. Unser ausgestandenes Elend und die Hoffnung, daß die Hülle eines Nachtwächters uns völlige Sicherheit verschaffen und Niemand unter derselben einen geheimen Rath vermuthen werde — dies bestimmte meinen Vater, einen Dienst hier im Dorfe anzunehmen. Aber auch hier muß uns unser Feind gewittert haben, denn er war einer von denen, welche uns während dem Singen angriffen. Es muß einen besondern Grund haben, daß er sich, in eigener Person, an dieses Bubenstück wagte. Dem sey, wie ihm wolle; wir müssen fort, und doch weiß ich nicht wie und wohin. — Ach! ich besorge, daß uns das größte Unglück noch bevorsteht.

Geh. Kühlenb. Dem wollen wir vorbauen, und die Sache sogleich an den biedern, in dieser Gegend kommandirenden Divisions-General ** bringen. Mein Fürst hat ihm in vorigen Zeiten einige große Gefälligkeiten erzeigt; ich weiß, daß er sich ihrer noch mit Dankbarkeit erinnert. Dies und die gute Sache werden den Sieg davon tragen. (Pause.) Sagen Sie mir aber, edles Mädchen, fand sich denn Niemand, der Sie unterstützte? hatte sich in Ihren Glücksumständen noch Niemand um Ihre Hand beworben, der Ihnen nachher in Ihrem Jammer beigestanden hätte?

Konst. Nein, Herr Geheimerath, nein! Niemand,

dem ich sie mit Zustimmung meines Herzens hätte geben können.

Feierlich stand Kühlenborn auf; sein Auge war zum Himmel gerichtet; gewaltsam riß es sich von seinem Herzen los: „Gott! darf ich sie mir von dir erbitten?“

Bei diesen Worten erhob sich der alte Burkhard etwas im Bette, stemmte sich auf den linken Ellenbogen, streckte die Rechte gegen Kühlenborn aus und versetzte: „In diesem Falle kann ich Sprecher des Menschenvaters seyn.“ Ja Sie dürfen! Gott sey gelobt! — Nie brachte wohl eine Thränensaat herrlichere Früchte!

Der Pf. Wahrlich, ja! das ist auch mein Fall.

Konstantine stand indessen da mit einem Blick — ähnlich dem Blicke der gen Himmel fahrenden Maria von Guido Reni in der Gallerie zu Düsseldorf. Sie fühlte nie empfundene Wonne und — schwieg.

Kühlenborn sah sie zärtlich an und fragte: „Konstantine, kannst Du die Meine werden?“ Er reichte ihr die Hand hin. Den Himmel im Angesicht, antwortete sie in lieblicher Verwirrung: Wo die Seele so laut aus allen Zügen spricht, da bedarf's wohl keiner weitern Sprache. — Sie sanken einander in die Arme und umschlangen sich auf ewig. Der Pfarrer umfaßte Beide mit heißen Thränen, und der alte Nachtwächter streckte seine Arme aus und rief: „Ich segne Euch, meine Kinder, ich segne Euch mit Josephs Segen!“

Lautenheim wurde wieder gesund, die Frau Pfarrerin desgleichen. Der Geheimerath Kühlenborn heirathete Konstantinen, und reiste mit ihr und seinem Schwiegervater nach dem Ort seiner Bestimmung ab. Letzterer wurde daselbst in seiner vorigen Würde wieder angestellt. Bald nachher erhielt der würdige Pfarrer eben dahin den Ruf als Superintendent und Konsistorialrath.

Der Sturz Robespierre's und seiner Schreckensgehülfen brachte in der ganzen französischen Staatsverwaltung eine heilsame Aenderung hervor. Auch Konstan-

inens Verfolger wurde gleich nach jenem nächtlichen Ueberfall kassirt.

Die Busendorfer Bauern kratzten sich hinter den Ohren und sagten zu einander: Nein, solch' einen Nachtwächter bekommen wir unser Lebtage nicht wieder! Wofür uns auch der liebe Gott behüten wolle! versetzte der Schulz, und er hatte Recht.

dem ich sie mit Zustimmung meines Herzens hätte geben können.

Feierlich stand Kühlenborn auf; sein Auge war zum Himmel gerichtet; gewaltsam riß es sich von seinem Herzen los: „Gott! darf ich sie mir von dir erbitten?“

Bei diesen Worten erhob sich der alte Burkhard etwas im Bette, stemmte sich auf den linken Ellenbogen, streckte die Rechte gegen Kühlenborn aus und versetzte: „In diesem Falle kann ich Sprecher des Menschenvaters seyn.“ Ja Sie dürfen! Gott sey gelobt! — Nie brachte wohl eine Thränensaat herrlichere Früchte!

Der Pf. Wahrlich, ja! das ist auch mein Fall.

Konstantine stand indessen da mit einem Blick — ähnlich dem Blicke der gen Himmel fahrenden Maria von Guido Reni in der Gallerie zu Düsseldorf. Sie fühlte nie empfundene Wonne und — schwieg.

Kühlenborn sah sie zärtlich an und fragte: „Konstantine, kannst Du die Meine werden?“ Er reichte ihr die Hand hin. Den Himmel im Angesicht, antwortete sie in lieblicher Verwirrung: Wo die Seele so laut aus allen Zügen spricht, da bedarf's wohl keiner weitern Sprache. — Sie sanken einander in die Arme und umschlangen sich auf ewig. Der Pfarrer umfaßte Beide mit heißen Thränen, und der alte Nachtwächter streckte seine Arme aus und rief: „Ich segne Euch, meine Kinder, ich segne Euch mit Josephs Segen!“

Lautenheim wurde wieder gesund, die Frau Pfarrerin desgleichen. Der Geheimerath Kühlenborn heirathete Konstantinen, und reiste mit ihr und seinem Schwiegervater nach dem Ort seiner Bestimmung ab. Letzterer wurde daselbst in seiner vorigen Würde wieder angestellt. Bald nachher erhielt der würdige Pfarrer eben dahin den Ruf als Superintendent und Konsistorialrath.

Der Sturz Robespierre's und seiner Schreckensgehülfen brachte in der ganzen französischen Staatsverwaltung eine heilsame Aenderung hervor. Auch Konstan-

inens Verfolger wurde gleich nach jenem nächtlichen Ueberfall kassirt.

Die Busendorfer Bauern kratzten sich hinter den Ohren und sagten zu einander: Nein, solch' einen Nachtwächter bekommen wir unser Lebtage nicht wieder! Wofür uns auch der liebe Gott behüten wolle! versetzte der Schulz, und er hatte Recht.

5.

Der goldene Vogel.

Eine Parabel.

Es waren einmal zween Jünglinge, welche außer Land wandern wollten, um ihr Brod und ihr Glück zu suchen; sie waren arm und hatten nur wenig Zehrgeld bei sich. — Sie standen also des Morgens früh auf und begaben sich auf die Reise; der Morgen war schön, die Sonne vergoldete der Berge Gipfel, die Vögel zwitscherten im Wald; kein Wölkchen schwebte unter dem Lasur des Himmels, und die weißen Nebel ruhten still in den Thälern; sie wanderten also fort und dachten: der Vater im Himmel, der nie ein Vögelchen hungern läßt, würde sie auch nicht ohne Nahrung lassen. Endlich kamen sie auf eine Höhe, wo sie weit um sich her schauen konnten, und nun strahlte ihnen die liebe Sonne in die Augen, und ihr ganzes Wesen wurde gestärkt und erquickt.

Hermann! fing jetzt Wilhelm an: wo gehen wir dann nun hin? Laß uns den Weg so fort pilgern, antwortete Hermann, unser Herr Gott wird uns wohl Gelegenheit zeigen, an Brod zu kommen. Bald kamen sie in einen großen, dunkeln Wald; hier war es kühl und angenehm, und die Nachtigallen sangen auf's lieblichste. Wilhelm wünschte hier ein Weilchen zu ruhen; auch waren hier zwei Wege, der eine führte zur Rechten, der andere zur Linken, so daß sie nun überlegen mußten, welchen sie

gehen wollten. Hermann verlangte nicht zu sitzen und zu ruhen, sondern sagte: laß uns den Weg zur Rechten gehen, ich habe immer gehört, die Wege zur Rechten seyen die sichersten. Wilhelm versetzte: wie thöricht! das wird wohl auf eins herauskommen, ich setze mich einmal ein wenig unter diesen Baum; damit saß er nieder. Hermann aber stand und bedachte sich.

Nach einer Weile kam ein altes, krummes Mütterchen daher gekrochen; sie ging an einem Stock, hatte eisgraue Haare, und glich einer hundertjährigen Matrone. Gott grüß' Euch, fing sie an, wo wollt Ihr hinwandern? Die beiden Jünglinge wunderten sich der alten Frauen, und antworteten: Mütterchen! wir sind arme Bursche, wir reisen in die weite Welt, unser Brod und unsern Unterhalt zu suchen. So! sagte das Mütterchen; nun so will ich Euch einen Rath geben, Ihr lieben Söhne! Seht! Ihr seyd jung und stark, und könnt noch viel in der Welt ausrichten. Ich bin zwar alt, allein ich kann noch lange leben und einen von Euch glücklich machen; ich will Euch auch sagen, wie das geschehen soll: wer mich heirathet, bekommt ein schönes, groses Rittergut zum Erb- und Eigenthum, ich bin von Adel, und wer mich heirathet, der wird auch ein Edelmann, und zwar vom vornehmsten Stand; damit Ihr mir nun glauben könnt, so will ich Euch sagen, wie ich heiße und wer ich bin: ich bin die alte Sophie von Himmelburg, von der Ihr schon werdet gehört haben.

Die beiden Jünglinge sahen sich an, und Hermann sagte: Wilhelm, das ist eine schöne Gelegenheit für unser einen. Wilhelm versetzte: Ja! wenn nur auch die Frau nicht so alt und häßlich wäre. So bedachten sich die Beiden ein wenig; endlich fragte Hermann: Was muß man denn thun, Mütterchen! wenn man Euch heirathet? Sie antwortete: da mitten im Walde mußt du Bäume ausrotten, den Platz, den ich dir anweise, mußt du hübsch rein und einen Garten daraus machen, worin lauter edle und nützliche Gewächse wachsen; dafür bist du dann auch mein Mann, und ich gebe dir, was du nöthig hast.

Höre, Wilhelm, die Sache gefällt mir; ich kann ja mein Glück machen; ich habe so oft von dem alten Fräulein Sophie gehört, daß sie eine gar liebe, sanfte und tugendhafte Person sey; laß sie nun auch alt und häßlich seyn, das macht nichts; man gewöhnt sich an alte Leute; ich bin doch dabei glücklich!

Als Hermann noch so redete, kam ein schönes, artiges Mädchen aus dem Walde daher gehüpft, sie sang tändelnde Lieder, hatte ein Blumenkörbchen am Arm und lächelte beide Jünglinge gar hold und freundlich an; auch sie lächelten ihr entgegen und fragten sie, wer sie wäre? Das reizende Mädchen antwortete: ich bin eines reichen Edelmanns Tochter, mein Vater hat mich ausgeschickt, daß ich mir einen Mann suchen soll, der mir gefällt. Wie heißt du denn, Mädchen? fragte Hermann weiter, und was willst du dann von dem haben, der dein Mann werden soll? — Ich heiße Fräulein Rosette von Eitel, war die Antwort, und wer mein Mann werden will, der muß den goldenen Vogel suchen.

Was ist das für ein Vogel? fragte Wilhelm. Rosette antwortete: hier im Walde hält sich ein kleines goldenes Vögelchen auf, welches goldene Eier legt; wer diese Eier hat, der ist reich genug; denn es legt jeden Tag ein Ei, und jedes ist hundert Gulden werth; und wenn man das Vögelchen brüten läßt, so bekommt es Junge, die auch goldene Eier legen, und so kann man so reich werden wie ein Kaiser. Wilhelm hüpfte vor Freude und sagte: Hermann, nimm du dein altes Mütterchen, ich suche den Vogel und nehme Rosetten. Hermann sah traurig zur Erde nieder und scharrte mit dem Stab im Laub.

Wilhelm nahm das Mädchen an der Hand, es liebkoste ihn, so daß er ganz von ihr bezaubert wurde; doch fragte er: kann ich aber auch den goldenen Vogel fangen? Sie antwortete: das kostet freilich Mühe; aber es ist doch so schwer nicht, mache dir nur Stricke von rother Seide, und hier gebe ich dir ein Pfeifchen, damit kannst du ihn locken und fangen. Wilhelm nahm das Pfeifchen und

auch die rothe Seide zu den Stricken, welche ihm Rosette gab.

Hermann war noch immer traurig. Das alte Mütterchen aber fing nun an und sagte: Hört, lieber Jüngling! laßt Euch nicht bethören, das Mädchen da ist eine schlechte Kreatur; sie hat schon Manche mit ihrem goldenen Vogel unglücklich gemacht; überdem ist sie bettelarm, ihr Vater ist mir sein Haab und Gut schuldig, und wenn ich einmal Rechnung von ihm fordere, dann werde ich ihn und seine liederliche Tochter zum ewigen Gefängniß verdammen.

Rosette wurde roth und blaß, sie hatte die alte Matrone nicht erkannt; sie konnte freilich kein Wort zu ihrer Vertheidigung vorbringen, denn es war alles Wahrheit; sie wandte daher Wilhelm auf die Seite und sagte: Hör', lieber Bräutigam! kehr' dich an das alte Weib nicht, es währt noch sehr lange, bis mein Vater seine Rechnung ablegen muß, während der Zeit kannst du ein sehr reicher Mann und ein großer Herr werden. Und dann ist es noch nicht so gewiß, was die Alte da sagt; mein Vater hat mich oft versichert, sein großes, schönes Gut sey sein Eigenthum, er habe keine Schulden darauf, denn die Forderungen der alten Frau seyen unrichtig, und er würde zu seiner Zeit aus einem andern Tone mit ihr reden; jetzt mache ich dich einstweilen zu einem großen Herrn, und sobald du den goldenen Vogel hast, wirst du auch mein Mann, gib dich also wacker an's Suchen. Sie liebkoste ihn darauf so feurig, daß er ganz hingerissen wurde und ihr alsofort in den Wald nachlief. Hermann wäre auch beinahe nachgeeilt, allein die Alte hielt ihn zurück und sagte: Höre, mein Lieber! du verstehst dich an mir, es wird einmal eine Zeit kommen, wo ich schöner seyn werde, als die liederliche Dirne; jetzt zog sie ein kleines Gemälde aus der Tasche, und ließ es Hermann sehen; es war eine himmlisch schöne Jungfrau, jung und blühend. Siehe, mein Freund! fuhr nun die Alte fort, das ist meine wahre Gestalt; ich habe mich jetzt nur so verkleidet, um zu versuchen, ob du mich wegen meiner Schönheit, oder wegen meiner Tugend lieben kannst;

komm du mit mir und mache deinen Garten fertig; wen
er dann recht fruchtbar ist und mir gefällt, so hole ich di
in meinen Pallast, dort sollst du mich dann als deine Bra
in aller meiner Schönheit sehen und besitzen. Herman
freute sich, er gab sich geduldig in sein Schicksal und folg
der Alten nach; sie brachte ihn auf einen schönen, grüne
Platz; hier wies sie ihm den Garten an und lehrte ihn
wie er ihn bauen und pflegen sollte; dann verließ sie ihn
doch besuchte sie ihn zuweilen und tröstete ihn, wenn e
ihm sauer wurde und die Arbeit nicht recht fort wollte.
Er baute sich auch ein Hüttchen dahin, welches ihn nu
vor Regen und Kälte schützte; denn, sagte er immer: wozu
brauch' ich ein kostbares, schönes Haus, da ein großer und
schöner Pallast meiner wartet? — Seine alte Sophie
schickte ihm Nahrung und Kleidung, und ließ es ihm nie
am Nöthigen fehlen.

Während der Zeit schwärmte Wilhelm herum und
suchte den goldenen Vogel; wo er nur ein gelbes Fleckchen
sah, da lief er hin und hoffte ihn da zu finden. Rosette
kam auch oft zu ihm, überhäufte ihn mit Liebkosungen,
baute ihm hier und da schöne Lusthäuschen, und beschenkte
ihn mit allerhand Leckerbissen; auch half sie ihm oft selbst
den goldenen Vogel suchen.

Dies Leben gefiel zwar Wilhelm gar wohl, und er
hätte gewünscht, daß es ewig so fortgehen möchte; aber
den Vogel hätte er dennoch gerne gehabt; denn er sah wohl
ein, daß er doch am Ende ein armer Tropf seyn würde
wenn er die goldenen Eier nicht bekäme; und er wußte
wohl, daß ihm Rosette nichts geben und ihn nicht er-
nähren könnte. Daher nahm er sich vor, recht ernstlich zu
suchen. — Indem er nun so den Wald durchstrich, kam er
zu einem Kohlenbrenner, der da in seinem Hüttchen saß
und in einem Buche las. Was liesest du, Kohlenbrenner?
fragte Wilhelm; er antwortete: ich lese ein Buch, worin
ich lerne, wie ich recht glücklich werden kann. Ei du Thor,
versetzte Wilhelm, warum suchst du den goldenen Vogel
nicht? Behüte Gott! erwiederte der Kohlenbrenner, da thät'

ch etwas rechts. Der Fürst, dem dieser Wald gehört, hat
efohlen, daß Jedermann etwas Nützliches thun soll; er ist
ezt auf der Reise, und wenn er wieder kommt, will er
renge Rechenschaft fordern, und Alle, die nicht etwas Gu-
es gestiftet haben, sollen schrecklich bestraft werden; und
esonders will er keine Barmherzigkeit mit denen haben,
ie dem goldenen Vogel nachlaufen. Was sagst du da?
ief Wilhelm, ist das wahr? Ja freilich ist es wahr,
ihr der Kohlenbrenner fort; weißt du auch, was es mit
em goldenen Vogel für eine Bewandtniß hat? — Nein.
Nun so will ich dir es erzählen; schau, ich bin schon ein
lter Mann, und weiß die Geschichte gar wohl: dieser
anze Wald gehört der Sophie von Himmelburg und
hrem Bruder, der der eigentliche Herr desselben ist; drüben
nseits den Gebirgen hat er eine gar herrliche Landschaft;
ort sollen alle diejenigen Güter bekommen, die hier im
Walde recht viel Gutes gestiftet haben; der ganze Wald
oll zu lauter Gärten, Aeckern und Wiesen umgeschaffen
erden; wer da nun rechtschaffen gearbeitet und etwas rechts
eleistet hat, der wird auch nach dem Verhältniß seiner
Mühe belohnt werden.

Nun hatte aber der Herr von Himmelburg einen
ornehmen Diener, der wurde stolz, und wollte selber ein
err werden, darum jagte ihn sein Herr fort; dieser kam
an, und baute sich da vor den Wald ein prächtiges Haus,
orin er mit seiner Frau und Tochter wohnt. Er heißt
err von Eitel, und ist ein böser, nichtswürdiger Mann;
thut Alles was er kann, die Arbeitsleute des Herrn
on Himmelburg und seiner Schwester Sophie zu
indern, denn er ist gar neidisch und gönnt Niemand sein
lück, weil er selbst durch seine Schuld unglücklich gewor-
en ist. Da haben nun seine Frau und Tochter einen
chelmenstreich erfunden, indem sie einen gelben, schönen
anarienvogel, der sich im Walde aufhält, für einen gol-
enen Vogel, und seine Eier ebenfalls für Gold ausgeben;
nd damit lockt nun die gottlose Tochter die jungen Leute,

war einer der heftigsten unter ihnen. Das unerhörte Waffenglück der Franzosen begünstigte ihre Plane nur allzusehr.

Die fränkischen trieben die deutschen Streiter unaufhaltsam vor sich her bis an den Rhein, und sogar über diesen Strom. Alles flüchtete bei ihrer Annäherung; mein Vater konnte sich dazu nicht entschließen; er wollte das Schicksal so vieler braver Bürger theilen, und ich — ich wollte ihn in seinem Alter nicht verlassen. Wirklich begegneten auch die Franzosen meinem Vater anfangs mit der Achtung, welche die Tugend so leicht einflößt. Aber doch fanden wir bald Ursache, unsern Entschluß zu bereuen. Mein Verfolger, ein wüthender Jakobiner, hatte sich an das Ruder unseres Landes zu schwingen gewußt; mein Vater war der Gegenstand seiner teuflischen Bosheit. Mit Gewalt wollte er jetzt erzwingen, was er vorhin durch List nicht erreichen konnte. Der Leiden war kein Ende, und was soll ich Sie mit einer detaillirten Geschichte derselben unterhalten! Ich will mich kurz fassen: wir kamen um Alles, bis auf den letzten Heller. Nur unsere Unschuld blieb uns, eine höhere Macht schützte mich, und auch nicht der leiseste Gifthauch hat die meinige angeweht.

Endlich setzte mein Verfolger seinen Schandthaten die Krone auf. Man erlaubte sich an einigen Orten unseres Landes Gewaltthätigkeiten gegen die französischen Soldaten. Mein Vater wurde von jenem Bösewicht als Urheber der Empörung angegeben; die französische Behörde ließ ihn deswegen sogleich verhaften und befahl, ihm den Prozeß zu machen. Wir wurden beide eingezogen, und jedes besonders in ein schreckliches Gefängniß geworfen. — Ich habe vergessen zu erinnern, daß meine Mutter kurz vor dem Kriege entschlief. — Hier litten wir in jeder Rücksicht unaussprechlich, bis uns nach drei fürchterlichen Wochen ein Paar arme, treue Handwerksleute zur Flucht behülflich waren. Wir flohen, so gut wir konnten, vertauschten unsere Kleider gegen alte Lumpen, und kamen glücklich über unsere ehemalige Gränze. Nun verschafften wir uns Brod durch Singen an den Thüren. Bald erfuhren wir, daß der Befehl

gegeben sey, den geheimen Rath Lautenheim und seine Tochter anzugreifen, wo man sie irgend finde. Dadurch wurde unsere Flucht vermehrt; wir verließen unsern bisherigen Weg und gingen mehr landeinwärts. Ueber den Rhein konnten wir einmal nicht; dieser Strom war dicht mit französischen Posten besetzt, und an einem Passe fehlte es uns. Wir glaubten also sicherer zu seyn und verborgener zu bleiben, wenn wir uns aus den Gegenden entfernten, in welchen die Truppen vorzüglich lagen. Eine halbe Stunde von hier begegnete uns mein Verfolger, der, wie wir nachher gehört haben, in Geschäften eine Reise zum französischen Oberkommissär nach — gemacht hatte. — Ich hatte noch eben Zeit in's Gebüsch zu schlüpfen; mein Vater war für ihn durch seine Verkleidung ganz unkenntlich geworden. Unser ausgestandenes Elend und die Hoffnung, daß die Hülle eines Nachtwächters uns völlige Sicherheit verschaffen und Niemand unter derselben einen geheimen Rath vermuthen werde — dies bestimmte meinen Vater, jenen Dienst hier im Dorfe anzunehmen. Aber auch hier muß uns unser Feind gewittert haben, denn er war einer von denen, welche uns während dem Singen angriffen. Es muß einen besondern Grund haben, daß er sich, in eigener Person, an dieses Bubenstück wagte. Dem sey, wie ihm wolle; wir müssen fort, und doch weiß ich nicht wie und wohin. — Ach! ich besorge, daß uns das größte Unglück noch bevorsteht.

Geh. Kühlenb. Dem wollen wir vorbauen, und die Sache sogleich an den biedern, in dieser Gegend kommandirenden Divisions-General ** bringen. Mein Fürst hat ihm in vorigen Zeiten einige große Gefälligkeiten erzeigt; ich weiß, daß er sich ihrer noch mit Dankbarkeit erinnert. Dies und die gute Sache werden den Sieg davon tragen. (Pause.) Sagen Sie mir aber, edles Mädchen, fand sich denn Niemand, der Sie unterstützte? hatte sich in Ihren Glücksumständen noch Niemand um Ihre Hand beworben, der Ihnen nachher in Ihrem Jammer beigestanden hätte?

Konst. Nein, Herr Geheimerath, nein! Niemand,

dem ich sie mit Zustimmung meines Herzens hätte geben können.

Feierlich stand Kühlenborn auf; sein Auge war zum Himmel gerichtet; gewaltsam riß es sich von seinem Herzen los: „Gott! darf ich sie mir von dir erbitten?“

Bei diesen Worten erhob sich der alte Burkhard etwas im Bette, stemmte sich auf den linken Ellenbogen, streckte die Rechte gegen Kühlenborn aus und versetzte: „In diesem Falle kann ich Sprecher des Menschenvaters seyn.“ Ja Sie dürfen! Gott sey gelobt! — Nie brachte wohl eine Thränensaat herrlichere Früchte!

Der Pf. Wahrlich, ja! das ist auch mein Fall.

Konstantine stand indessen da mit einem Blick — ähnlich dem Blicke der gen Himmel fahrenden Maria von Guido Reni in der Gallerie zu Düsseldorf. Sie fühlte nie empfundene Wonne und — schwieg.

Kühlenborn sah sie zärtlich an und fragte: „Konstantine, kannst Du die Meine werden?“ Er reichte ihr die Hand hin. Den Himmel im Angesicht, antwortete sie in lieblicher Verwirrung: Wo die Seele so laut aus allen Zügen spricht, da bedarf's wohl keiner weitern Sprache. — Sie sanken einander in die Arme und umschlangen sich auf ewig. Der Pfarrer umfaßte Beide mit heißen Thränen, und der alte Nachtwächter streckte seine Arme aus und rief: „Ich segne Euch, meine Kinder, ich segne Euch mit Josephs Segen!“

Lautenheim wurde wieder gesund, die Frau Pfarrerin desgleichen. Der Geheimerath Kühlenborn heirathete Konstantinen, und reiste mit ihr und seinem Schwiegervater nach dem Ort seiner Bestimmung ab. Letzterer wurde daselbst in seiner vorigen Würde wieder angestellt. Bald nachher erhielt der würdige Pfarrer eben dahin den Ruf als Superintendent und Konsistorialrath.

Der Sturz Robespierre's und seiner Schreckensgehülfen brachte in der ganzen französischen Staatsverwaltung eine heilsame Aenderung hervor. Auch Konstan-

tinens Verfolger wurde gleich nach jenem nächtlichen Ueberfall kassirt.

Die Busendorfer Bauern kratzten sich hinter den Ohren und sagten zu einander: Nein, solch' einen Nachtwächter bekommen wir unser Lebtage nicht wieder! Wofür uns auch der liebe Gott behüten wolle! versetzte der Schulz, und er hatte Recht.

5.

Der goldene Vogel.

Eine Parabel.

Es waren einmal zween Jünglinge, welche außer Land wandern wollten, um ihr Brod und ihr Glück zu suchen; sie waren arm und hatten nur wenig Zehrgeld bei sich. — Sie standen also des Morgens früh auf und begaben sich auf die Reise; der Morgen war schön, die Sonne vergoldete der Berge Gipfel, die Vögel zwitscherten im Wald; kein Wölkchen schwebte unter dem Lasur des Himmels, und die weißen Nebel ruhten still in den Thälern; sie wanderten also fort und dachten: der Vater im Himmel, der nie ein Vögelchen hungern läßt, würde sie auch nicht ohne Nahrung lassen. Endlich kamen sie auf eine Höhe, wo sie weit um sich her schauen konnten, und nun strahlte ihnen die liebe Sonne in die Augen, und ihr ganzes Wesen wurde gestärkt und erquickt.

Hermann! fing jetzt Wilhelm an: wo gehen wir dann nun hin? Laß uns den Weg so fort pilgern, antwortete Hermann, unser Herr Gott wird uns wohl Gelegenheit zeigen, an Brod zu kommen. Bald kamen sie in einen großen, dunkeln Wald; hier war es kühl und angenehm, und die Nachtigallen sangen auf's lieblichste. Wilhelm wünschte hier ein Weilchen zu ruhen; auch waren hier zwei Wege, der eine führte zur Rechten, der andere zur Linken, so daß sie nun überlegen mußten, welchen sie

gehen wollten. Hermann verlangte nicht zu sitzen und zu ruhen, sondern sagte: laß uns den Weg zur Rechten gehen, ich habe immer gehört, die Wege zur Rechten seyen die sichersten. Wilhelm versetzte: wie thöricht! das wird wohl auf eins herauskommen, ich setze mich einmal ein wenig unter diesen Baum; damit saß er nieder. Hermann aber stand und bedachte sich.

Nach einer Weile kam ein altes, krummes Mütterchen daher gekrochen; sie ging an einem Stock, hatte eisgraue Haare, und glich einer hundertjährigen Matrone. Gott grüß' Euch, fing sie an, wo wollt Ihr hinwandern? Die beiden Jünglinge wunderten sich der alten Frauen, und antworteten: Mütterchen! wir sind arme Bursche, wir reisen in die weite Welt, unser Brod und unsern Unterhalt zu suchen. So! sagte das Mütterchen; nun so will ich Euch einen Rath geben, Ihr lieben Söhne! Seht! Ihr seyd jung und stark, und könnt noch viel in der Welt ausrichten. Ich bin zwar alt, allein ich kann noch lange leben und einen von Euch glücklich machen; ich will Euch auch sagen, wie das geschehen soll: wer mich heirathet, bekommt ein schönes, großes Rittergut zum Erb- und Eigenthum, ich bin von Adel, und wer mich heirathet, der wird auch ein Edelmann, und zwar vom vornehmsten Stand; damit Ihr mir nun glauben könnt, so will ich Euch sagen, wie ich heiße und wer ich bin: ich bin die alte Sophie von Himmelburg, von der Ihr schon werdet gehört haben.

Die beiden Jünglinge sahen sich an, und Hermann sagte: Wilhelm, das ist eine schöne Gelegenheit für unser einen. Wilhelm versetzte: Ja! wenn nur auch die Frau nicht so alt und häßlich wäre. So bedachten sich die Beiden ein wenig; endlich fragte Hermann: Was muß man denn thun, Mütterchen! wenn man Euch heirathet? Sie antwortete: da mitten im Walde mußt du Bäume ausrotten, den Platz, den ich dir anweise, mußt du hübsch rein und einen Garten daraus machen, worin lauter edle und nützliche Gewächse wachsen; dafür bist du dann auch mein Mann, und ich gebe dir, was du nöthig hast.

Höre, Wilhelm, die Sache gefällt mir; ich kann da mein Glück machen; ich habe so oft von dem alten Fräulein Sophie gehört, daß sie eine gar liebe, sanfte und tugendhafte Person sey; laß sie nun auch alt und häßlich seyn, das macht nichts; man gewöhnt sich an alte Leute, ich bin doch dabei glücklich!

Als Hermann noch so redete, kam ein schönes, artiges Mädchen aus dem Walde daher gehüpft, sie sang tändelnde Lieder, hatte ein Blumenkörbchen am Arm und lächelte beide Jünglinge gar hold und freundlich an; auch sie lächelten ihr entgegen und fragten sie, wer sie wäre? Das reizende Mädchen antwortete: ich bin eines reichen Edelmanns Tochter, mein Vater hat mich ausgeschickt, daß ich mir einen Mann suchen soll, der mir gefällt. Wie heißt du denn, Mädchen? fragte Hermann weiter, und was willst du dann von dem haben, der dein Mann werden soll? — Ich heiße Fräulein Rosette von Eitel, war die Antwort, und wer mein Mann werden will, der muß den goldenen Vogel suchen.

Was ist das für ein Vogel? fragte Wilhelm. Rosette antwortete: hier im Walde hält sich ein kleines goldenes Vögelchen auf, welches goldene Eier legt; wer diese Eier hat, der ist reich genug; denn es legt jeden Tag ein Ei, und jedes ist hundert Gulden werth; und wenn man das Vögelchen brüten läßt, so bekommt es Junge, die auch goldene Eier legen, und so kann man so reich werden wie ein Kaiser. Wilhelm hüpfte vor Freude und sagte: Hermann, nimm du dein altes Mütterchen, ich suche den Vogel und nehme Rosetten. Hermann sah traurig zur Erde nieder und scharrte mit dem Stab im Laub.

Wilhelm nahm das Mädchen an der Hand, es liebkoste ihn, so daß er ganz von ihr bezaubert wurde; doch fragte er: kann ich aber auch den goldenen Vogel fangen? Sie antwortete: das kostet freilich Mühe; aber es ist doch so schwer nicht, mache dir nur Stricke von rother Seide, und hier gebe ich dir ein Pfeifchen, damit kannst du ihn locken und fangen. Wilhelm nahm das Pfeifchen und

auch die rothe Seide zu den Stricken, welche ihm Rosette gab.

Hermann war noch immer traurig. Das alte Mütterchen aber fing nun an und sagte: Hört, lieber Jüngling! laßt Euch nicht bethören, das Mädchen da ist eine schlechte Kreatur; sie hat schon Manche mit ihrem goldenen Vogel unglücklich gemacht; überdem ist sie bettelarm, ihr Vater ist mir sein Haab und Gut schuldig, und wenn ich einmal Rechnung von ihm fordere, dann werde ich ihn und seine liederliche Tochter zum ewigen Gefängniß verdammen.

Rosette wurde roth und blaß, sie hatte die alte Matrone nicht erkannt; sie konnte freilich kein Wort zu ihrer Vertheidigung vorbringen, denn es war alles Wahrheit; sie wandte daher Wilhelm auf die Seite und sagte: Hör', lieber Bräutigam! kehr' dich an das alte Weib nicht, es währt noch sehr lange, bis mein Vater seine Rechnung ablegen muß, während der Zeit kannst du ein sehr reicher Mann und ein großer Herr werden. Und dann ist es noch nicht so gewiß, was die Alte da sagt; mein Vater hat mich oft versichert, sein großes, schönes Gut sey sein Eigenthum, er habe keine Schulden darauf, denn die Forderungen der alten Frau seyen unrichtig, und er würde zu seiner Zeit aus einem andern Tone mit ihr reden; jetzt mache ich dich einstweilen zu einem großen Herrn, und sobald du den goldenen Vogel hast, wirst du auch mein Mann, gib dich also wacker an's Suchen. Sie liebkoste ihn darauf so feurig, daß er ganz hingerissen wurde und ihr alsofort in den Wald nachlief. Hermann wäre auch beinahe nachgeeilt, allein die Alte hielt ihn zurück und sagte: Höre, mein Lieber! du verstehst dich an mir, es wird einmal eine Zeit kommen, wo ich schöner seyn werde, als die liederliche Dirne; jetzt zog sie ein kleines Gemälde aus der Tasche, und ließ es Hermann sehen; es war eine himmlisch schöne Jungfrau, jung und blühend. Siehe, mein Freund! fuhr nun die Alte fort, das ist meine wahre Gestalt; ich habe mich jetzt nur so verkleidet, um zu versuchen, ob du mich wegen meiner Schönheit, oder wegen meiner Tugend lieben kannst;

komm du mit mir und mache deinen Garten fertig; wenn er dann recht fruchtbar ist und mir gefällt, so hole ich dich in meinen Pallast, dort sollst du mich dann als deine Braut in aller meiner Schönheit sehen und besitzen. Hermann freute sich, er gab sich geduldig in sein Schicksal und folgte der Alten nach; sie brachte ihn auf einen schönen, grünen Platz; hier wies sie ihm den Garten an und lehrte ihn, wie er ihn bauen und pflegen sollte; dann verließ sie ihn, doch besuchte sie ihn zuweilen und tröstete ihn, wenn es ihm sauer wurde und die Arbeit nicht recht fort wollte. Er baute sich auch ein Hüttchen dahin, welches ihn nur vor Regen und Kälte schützte; denn, sagte er immer: wozu brauch' ich ein kostbares, schönes Haus, da ein großer und schöner Pallast meiner wartet? — Seine alte Sophie schickte ihm Nahrung und Kleidung, und ließ es ihm nie am Nöthigen fehlen.

Während der Zeit schwärmte Wilhelm herum und suchte den goldenen Vogel; wo er nur ein gelbes Fleckchen sah, da lief er hin und hoffte ihn da zu finden. Rosette kam auch oft zu ihm, überhäufte ihn mit Liebkosungen, baute ihm hier und da schöne Lusthäuschen, und beschenkte ihn mit allerhand Leckerbissen; auch half sie ihm oft selbst den goldenen Vogel suchen.

Dies Leben gefiel zwar Wilhelm gar wohl, und er hätte gewünscht, daß es ewig so fortgehen möchte; aber den Vogel hätte er dennoch gerne gehabt; denn er sah wohl ein, daß er doch am Ende ein armer Tropf seyn würde, wenn er die goldenen Eier nicht bekäme; und er wußte wohl, daß ihm Rosette nichts geben und ihn nicht ernähren könnte. Daher nahm er sich vor, recht ernstlich zu suchen. — Indem er nun so den Wald durchstrich, kam er zu einem Kohlenbrenner, der da in seinem Hüttchen saß und in einem Buche las. Was liesest du, Kohlenbrenner? fragte Wilhelm; er antwortete: ich lese ein Buch, worin ich lerne, wie ich recht glücklich werden kann. Ei du Thor! versetzte Wilhelm, warum suchst du den goldenen Vogel nicht? Behüte Gott! erwiederte der Kohlenbrenner, da thät'

ch etwas rechts. Der Fürst, dem dieser Wald gehört, hat befohlen, daß Jedermann etwas Nützliches thun soll; er ist jetzt auf der Reise, und wenn er wieder kommt, will er strenge Rechenschaft fordern, und Alle, die nicht etwas Gutes gestiftet haben, sollen schrecklich bestraft werden; und besonders will er keine Barmherzigkeit mit denen haben, die dem goldenen Vogel nachlaufen. Was sagst du da? rief Wilhelm, ist das wahr? Ja freilich ist es wahr, fuhr der Kohlenbrenner fort; weißt du auch, was es mit dem goldenen Vogel für eine Bewandtniß hat? — Nein. Nun so will ich dir es erzählen; schau, ich bin schon ein alter Mann, und weiß die Geschichte gar wohl: dieser ganze Wald gehört der Sophie von Himmelburg und ihrem Bruder, der der eigentliche Herr desselben ist; drüben jenseits den Gebirgen hat er eine gar herrliche Landschaft; dort sollen alle diejenigen Güter bekommen, die hier im Walde recht viel Gutes gestiftet haben; der ganze Wald soll zu lauter Gärten, Aeckern und Wiesen umgeschaffen werden; wer da nun rechtschaffen gearbeitet und etwas rechts geleistet hat, der wird auch nach dem Verhältniß seiner Mühe belohnt werden.

Nun hatte aber der Herr von Himmelburg einen vornehmen Diener, der wurde stolz, und wollte selber ein Herr werden, darum jagte ihn sein Herr fort; dieser kam nun, und baute sich da vor den Wald ein prächtiges Haus, worin er mit seiner Frau und Tochter wohnt. Er heißt Herr von Eitel, und ist ein böser, nichtswürdiger Mann; er thut Alles was er kann, die Arbeitsleute des Herrn von Himmelburg und seiner Schwester Sophie zu hindern, denn er ist gar neidisch und gönnt Niemand sein Glück, weil er selbst durch seine Schuld unglücklich geworden ist. Da haben nun seine Frau und Tochter einen Schelmenstreich erfunden, indem sie einen gelben, schönen Kanarienvogel, der sich im Walde aufhält, für einen goldenen Vogel, und seine Eier ebenfalls für Gold ausgeben; und damit lockt nun die gottlose Tochter die jungen Leute,

damit sie nicht arbeiten, und dem Herrn von Himme
burg nicht dienen mögen.

Ist die Sache so bewandt, seufzte Wilhelm, so b
hüte mich Gott, daß ich dem Vogel länger nachlaufen sollt
sage mir nur, was ich denn arbeiten soll? — Da, wo i
das Kohlholz weggeschafft habe, antwortete der Kohlenbren
ner, da mache du nun einen guten Acker hin, ich will di
helfen, daß du während der Zeit Brod bekommst; wen
dann die Diener des Herrn kommen, so will ich für dic
anhalten, daß sie dir helfen, damit du noch etwas recht
zu Stande bringst, ehe der Herr von der Reise wiederkehrt
Wilhelm war damit zufrieden und gab sich an's Arbeiten

Kaum war er aber recht am Schaffen, da wurde e
schon müde, und er dachte wieder nach, wie gut er's gehab
hätte, als er dem Vogel im Walde umher nachlief und mi
dem hübschen Mädchen Umgang pflegte; dann legte er di
Hacke hin und setzte sich nieder; jetzt kam Rosette mi
ihrem Körbchen wieder daher gehüpft, sie lächelte ihn a
und drohte mit dem Finger; Wilhelm sah vor sich au
die Erde und schämte sich, sie aber kam zu ihm, überhäuft
ihn mit Schmeicheleien und weinte ihm ein Stückchen vor
daß er sie so lange verlassen hätte; er erzählte ihr, wa
ihm mit dem Kohlenbrenner begegnet war und was er ihm
gesagt habe; nun lachte sie ihn recht aus und versichert
ihn, daß das lauter Betrügereien von dem Herrn vo
Himmelburg seyen; der Wald gehöre ihrem Vater un
die alte Sophie mit ihrem Bruder hätten da nichts z
befehlen; er solle nur kein Thor seyn und sich umsonst pla
gen, denn am Ende danke ihm doch kein Mensch dafür
und er habe nichts als Mühe und Arbeit davon. Die
Alles wußte ihm Rosette so glaubwürdig zu machen, da
er ihr fest versprach, sich nie mehr um den Herrn vo
Himmelburg und um seine Arbeit zu bekümmern; e
strich also mit Rosetten fort und suchte den goldene
Vogel.

Ueber dem Suchen kam er auch an den Ort, wo Her
mann den Garten anlegte; da stellte er sich nun vor ih

hin und lachte herzlich seinen alten Kameraden aus. O du Thor! rief er, warum plagst du dich so vergeblich? Hermann antwortete weiter nichts als: das Ende wird entscheiden.

Auf einmal entdeckte Wilhelm den goldenen Vogel; er jauchzte in sich selbst, schlich hinzu, aber der Vogel hüpfte weiter. Nun wollte er ihn aber nicht mehr aus den Augen lassen, er fing an, Stricke zu legen, und mit dem Pfeifchen zu locken, und siehe da! der Vogel kam, hüpfte auf den Stricken herum und fing sich endlich. Wilhelm lief frohlockend hinzu und nahm den gefangenen Vogel; so wie er ihn hatte, legte er ihm ein Ei in die Hand, und indem er dasselbe einsteckte, entwischte der Vogel und flog auf einen Baum.

Wilhelm ärgerte sich darüber, doch merkte er sich die Gegend wohl, wo der Vogel war; geschwind lief er nun zu einem Wirthshaus im Walde, um das Ei zu verkaufen; er bekam auch ein hübsches Stück Geld dafür, denn der Herr von Eitel hatte befohlen, daß Jedermann im Walde die Eier für einen bestimmten hohen Preis annehmen und bezahlen sollte; für diesen Preis kaufte er sie dann selbst wieder ein und ließ sie ausbrüten.

Wilhelm freute sich hoch über das viele Geld, und schwur, nicht zu ruhen, bis er den goldenen Vogel gefangen hätte; er bekam ihn aber nur selten zu sehen. Doch fand er oft ein Ei, das er verkaufte, und also eine ziemliche Summe Geld sammelte; übrigens vertändelte er die Zeit mit Rosetten.

Auf einmal, ehe er sich's versah, und eben bei Rosetten saß, kam ein Jäger von Himmelburg daher geschlichen, faßte ihn am Arm, und sagte: Höre, du Müssiggänger, der Herr von Himmelburg fordert dich vor sein Gericht! Wilhelm erschrak, daß er blaß wurde, und wollte sich entschuldigen, aber es war nun zu spät; er rief Rosetten, welche spornstreichs davon lief, um Hülfe, aber umsonst. Der Jäger führte ihn nun an das Ende des Waldes in einen herrlichen Pallast. Hier fand er Her-

mann in fürstlicher Pracht und mit hoher Freude erfüllt; sein altes Mütterchen war nun eine himmlisch schöne Königstochter geworden, wogegen seine Rosette eine elende Bettlerin war.

Jetzt mußte Wilhelm mit eigenen Augen sehen, was er verscherzt hatte, und nun wurde ihm das Urtheil gesprochen: daß er zum ewigen Gefängniß bei Wasser und Brod in einen finstern Thurm gesperrt werden sollte, welches auch vollzogen wurde.

Dies ist das Schicksal aller derer, die der Wollust fröhnen, die himmlische Tugend verschmähen, und dem goldenen Vogel der Eitelkeit nachjagen.

6.

Die edlen Jünglinge.

Die drei ersten Jahre, welche Stilling als Professor der Kameralwissenschaften in Lautern verlebte, waren unter vielen schweren Prüfungen verflossen, die neunwöchige Krankheit und der darauf folgende Tod seiner ersten Gattin hatten seinen Körper erschüttert, und seine Seele mit Schwermuth erfüllt; er schmachtete nach Trost, wie der müde, lechzende Wanderer in schwüler Gewitterhitze, nach einem Labetrunke. Seine zwei Kinder hatte er in Pension gethan, und seine Haushaltung aufgegeben, er saß also allein in seinen weiten öden Zimmern. Ihn durchschauerten die Scenen der Vergangenheit; der hohe Gang, den ihn die Vorsehung leitete, erfüllte ihn mit beruhigenden Ahnungen der Zukunft, und ein tief verborgener Geist des Friedens wehte ihm aus lichter Ferne Kühlung zu, als an einem Nachmittage ein Jüngling mit frohem, einen edlen Charakter verkündigenden Gesicht in sein Zimmer trat. Stilling stand auf und trat ihm ebenfalls mit heiterer Miene entgegen. Nach wechselseitiger Begrüßung fing der fremde junge Mann an: Herr Dekanus, ich komme hierher, um die Kameralwissenschaften zu studiren, und will mich deßhalb bey Ihnen einschreiben lassen.

Stilling. Das ist uns angenehm; wo sind Sie her, und wie heißen Sie?

Der Fremde. Ich bin der Sohn eines Patriziers in der Reichsstadt Althaussen, und heiße: von Bilden. Ich bin nicht reich, werde aber so haushalten, daß ich aus-

komme. (Er zog sein Stammbuch aus der Tasche, und schlug eine Stelle auf, die so lautete: Der Herr wird's versehen. Diesen Wahlspruch Stillings, nebst seinem Vertrauen auf Gott, empfiehlt dir, liebster Bruder! deine treue Schwester Amalie von Bilden.) Sehen Sie, Herr Professor! dieser Kasse mangelt's nie an Geld: Sie haben doch wohl auch Stillings Schriften gelesen?

Stilling. O ja! ich kenne sie sehr gut.

Hier fing nun der gute Jüngling an, sein He zu ergießen, Stilling konnte es nicht länger aushalten; er unterbrach ihn also und fragte: Herr von Bilden! wissen Sie denn nicht, wo Stilling lebt? (er hatte damals sein häusliches Leben noch nicht geschrieben.)

Von Bilden. Nein! ich habe es oft sehr gewünscht, den Mann zu kennen, und den Ort seines Aufenthalts zu wissen. Wüßt' ich ihn nur, ich reiste zu ihm, es mög' auch so weit seyn, als es wollte.

Stilling. Diese Reise ist gemacht; ich bin Stilling!

Von Bilden stand da, starrte und staunte den Professor an, dieser aber lächelte ihm Freundschaft entgegen. Endlich erholte sich der Jüngling, und sagte: „Ist das gewiß wahr?"

Stilling. Ja, ganz gewiß! Und nun umarmten sie sich; Bilden wurde immatrikulirt, studirte fleißig, und seine Aufführung war ein erhabenes Beispiel des edelsten Betragens. Dieser Vorfall trug sich im Herbst zu.

Den folgenden Winter erhielt Stilling Briefe von zwei vornehmen und reichen Reichsbaronen; diese beiden Brüder ersuchten ihn, ihren Pupillen, der in Lautern studiren sollte, in seine Aufsicht und Führung zu nehmen. Er war ihrer Schwester Sohn, und seine Eltern waren ihm beide gestorben. Stilling übernahm diesen Auftrag mit Vergnügen, und da er hörte, daß der junge Baron von Rothenburg mit von Bilden die Rechtsgelehrtheit zu Erlangen studirt hatte, und sie beide Herzens-

Freunde waren, so machte er die Einrichtung, daß sie Kost und Logis beisammen bekamen; um aber auch hier eine angenehme Ueberraschung zu veranstalten, gedachte er der Anwesenheit des von Bilden nicht mit einem Worte. Er schrieb nur: daß der Baron Rothenburg sein Quartier bei dem Bürger N. in Lautern haben würde. In den folgenden Frühlingsferien reiste Stilling nach Zweibrücken zu seinen Kindern; während der Zeit traf sein oben gedachter junger Freund zu Lautern ein, und fand seinen Bilden zu seinem größten Vergnügen in seinem eigenen Quartier.

Beide Jünglinge beschloßen nun, ihren Lehrer und Freund zu Zweibrücken abzuholen; sie ließen anspannen, und überraschten ihn, gerade als er Willens war, mit der Post wieder abzureisen.

Die Aufführung dieser beiden jungen Männer war so ungewöhnlich rechtschaffen und wohlthätig, daß Jedermann aufmerksam auf sie wurde, und die allgemeine Stimme des Publikums nur ein einhelliges Lob war. Von Bilden hatte etwas drolligtwitziges in seinem Charakter; Rothenburg aber bei dem besten Herzen viel Geist und Kraft.

Den folgenden Herbst heirathete Stilling seine Selma, und von Bilden und Rothenburg waren die Anführer bei dem Aufzug, den die Studirenden bei dieser Gelegenheit veranstalteten. Ueberhaupt machten sie die Häupter unter ihnen aus: denn Jedermann liebte und verehrte sie, ohne daß sie diese Ehre suchten.

Unter so vielen edlen Handlungen, womit diese vortrefflichen jungen Männer jeden Tag bezeichneten, war folgende vorzüglich schön: Der französische Sprachmeister zu Lautern war ein alter und sehr kränklicher Mann, so daß er nicht mehr in die Häuser gehen, und wie gewöhnlich Stunden geben konnte. Auch seine Gattin war abgelebt und schwach; sie hatte sonst für Lohn genäht und gestrickt, das konnte sie aber nun nicht mehr: Kinder hatten sie nicht; folglich war auch von dieser Seite keine Hülfe zu erwarten; sie litten also heimlich Hunger, weil sie zu honnet und

komme. (Er zog sein Stammbuch aus der Tasche, und schlug eine Stelle auf, die so lautete: Der Herr wird's versehen. Diesen Wahlspruch Stillings, nebst seinem Vertrauen auf Gott, empfiehlt dir, liebster Bruder! deine treue Schwester Amalie von Bilden.) Sehen Sie, Herr Professor! dieser Kasse mangelt's nie an Geld: Sie haben doch wohl auch Stillings Schriften gelesen?

Stilling. O ja! ich kenne sie sehr gut.

Hier fing nun der gute Jüngling an, sein He zu ergießen, Stilling konnte es nicht länger aushalten; er unterbrach ihn also und fragte: Herr von Bilden! wissen Sie denn nicht, wo Stilling lebt? (er hatte damals sein häusliches Leben noch nicht geschrieben.)

Von Bilden. Nein! ich habe es oft sehr gewünscht, den Mann zu kennen, und den Ort seines Aufenthalts zu wissen. Wüßt' ich ihn nur, ich reiste zu ihm, es mög' auch so weit seyn, als es wollte.

Stilling. Diese Reise ist gemacht; ich bin Stilling!

Von Bilden stand da, starrte und staunte den Professor an, dieser aber lächelte ihm Freundschaft entgegen. Endlich erholte sich der Jüngling, und sagte: „Ist das gewiß wahr?"

Stilling. Ja, ganz gewiß! Und nun umarmten sie sich; Bilden wurde immatrikulirt, studirte fleißig, und seine Aufführung war ein erhabenes Beispiel des edelsten Betragens. Dieser Vorfall trug sich im Herbst zu.

Den folgenden Winter erhielt Stilling Briefe von zwei vornehmen und reichen Reichsbaronen; diese beiden Brüder ersuchten ihn, ihren Pupillen, der in Lautern studiren sollte, in seine Aufsicht und Führung zu nehmen. Er war ihrer Schwester Sohn, und seine Eltern waren ihm beide gestorben. Stilling übernahm diesen Auftrag mit Vergnügen, und da er hörte, daß der junge Baron von Rothenburg mit von Bilden die Rechtsgelehrtheit zu Erlangen studirt hatte, und sie beide Herzens-

freunde waren, so machte er die Einrichtung, daß sie Kost und Logis beisammen bekamen; um aber auch hier eine angenehme Ueberraschung zu veranstalten, gedachte er der Anwesenheit des von Bilden nicht mit einem Worte. Er schrieb nur: daß der Baron Rothenburg sein Quartier bei dem Bürger N. in Lautern haben würde. In den folgenden Frühlingsferien reiste Stilling nach Zweibrücken zu seinen Kindern; während der Zeit traf sein oben gedachter junger Freund zu Lautern ein, und fand seinen Bilden zu seinem größten Vergnügen in seinem eigenen Quartier.

Beide Jünglinge beschloßen nun, ihren Lehrer und Freund zu Zweibrücken abzuholen; sie ließen anspannen, und überraschten ihn, gerade als er Willens war, mit der Post wieder abzureisen.

Die Aufführung dieser beiden jungen Männer war so ungewöhnlich rechtschaffen und wohlthätig, daß Jedermann aufmerksam auf sie wurde, und die allgemeine Stimme des Publikums nur ein einhelliges Lob war. Von Bilden hatte etwas drolligtwitziges in seinem Charakter; Rothenburg aber bei dem besten Herzen viel Geist und Kraft.

Den folgenden Herbst heirathete Stilling seine Selma, und von Bilden und Rothenburg waren die Anführer bei dem Aufzug, den die Studirenden bei dieser Gelegenheit veranstalteten. Ueberhaupt machten sie die Häupter unter ihnen aus: denn Jedermann liebte und verehrte sie, ohne daß sie diese Ehre suchten.

Unter so vielen edlen Handlungen, womit diese vortrefflichen jungen Männer jeden Tag bezeichneten, war folgende vorzüglich schön: Der französische Sprachmeister zu Lautern war ein alter und sehr kränklicher Mann, so daß er nicht mehr in die Häuser gehen, und wie gewöhnlich Stunden geben konnte. Auch seine Gattin war abgelebt und schwach; sie hatte sonst für Lohn genäht und gestrickt, das konnte sie aber nun nicht mehr: Kinder hatten sie nicht; folglich war auch von dieser Seite keine Hülfe zu erwarten; sie litten also heimlich Hunger, weil sie zu honnet und

von zu feiner Lebensart waren, Jemand um etwas anzusprechen. Rothenburg, der sich von Chatillon im Französischen Unterricht geben ließ, entdeckte das, und nun beschloß er, nach Vermögen zu helfen. Hierzu bediente er sich folgenden Mittels: der Sprachmeister hatte in seinem Alter noch gelernt, Hemdenknöpfe von weißem Zwirn zu machen. Hiermit beschäftigte er sich in den Stunden, die ihm von seinen Informationen übrig blieben. Da aber diese Waare schlechten Abgang gefunden hatte, so hatte sie sich dergestalt angehäuft, daß zwei große Schachteln voll davon vorräthig waren. Rothenburg, welcher den traurigen Zustand dieser armen, braven Leute auskundschaftete, entdeckte auch diesen Waarenvorrath; er nahm ihn zu sich, und theilte ihn mit seinem Freund v. Bilden. Auf einmal wurden beide aus Studenten, hausirende Krämer; sie theilten die Stadt unter sich, so daß jeder eine Parthie Häuser bekam, in denen er die Hemdenknöpfe feil bot. Stillings Haus war auf Rothenburgs Liste gerathen; dieser kam also an einem Morgen früh in's Wohnzimmer hereingeschritten, und sagte: „Frau Professorin! ich habe eine neue Methode erfunden, wie sich ein Student nebenher etwas erwerben kann. Sehen Sie! ich hab' einen kleinen Handel angefangen." (Hier zog er seinen Vorrath von Hemdenknöpfen aus der Tasche.) „Der Fabrikant bedarf Absatz, und unser einer braucht viel. Daß ich also meine Waare nicht wohlfeil geben kann, versteht sich; betrachten Sie aber nur einmal die Arbeit, wie zierlich die Figuren genäht, und wie weiß und solid das alles ist!" Stilling und Selma lachten von Herzen; aber Rothenburg lachte nicht, sondern fuhr fort, gleich dem besten Tabuletkrämer, seine Waare zu loben. Nach und nach brachte der gute Jüngling die eigentliche Beschaffenheit seines Handels mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit an's Licht, und nun floßen allenthalben Thränen der Rührung. Daß er einen Theil seiner Knöpfe theuer anbrachte, daran wird, wie ich hoffe, Niemand zweifeln. Nichts war aber spaßhafter, als die drollige Art, mit der sich v. Bilden bei

der Sache benahm. Ganz Lautern lachte über seine Hausirerei. Allenthalben hatte er eine neue Methode angebracht, seine Waare los zu werden; und oft schlich er auch in die Häuser, in denen sein Freund schon gewesen war. Hier zog er dann gewaltig über Rothenburgs Hemdenknöpfe los, und pries dagegen die seinigen über alle Maaßen an. Kurz: die beiden Krämer lösten über fünfzig Gulden, aus einem Vorrath, der kaum etliche werth war. Die Freude der beiden Alten, der Beifall aller Menschen, die allgemeine Rührung und die Liebe und Hochachtung gegen die beiden Jünglinge; das Alles zusammen brachte eine Wirkung hervor, die nur der empfinden kann, der Sinn für die Seligkeiten der zukünftigen Welt hat. Von nun an waren aber auch jene braven Leute versorgt; denn mehrere Familien vereinigten sich, sie zu ernähren, welches bis an ihrer beider Tod, der bald hernach erfolgte, fortgesetzt wurde.

Nach zwei mit Fleiß und edlen Handlungen ausgefüllten Jahren, hatten nun diese vortrefflichen jungen Männer ihre akademische Laufbahn vollendet; sie zogen miteinander ab, und der Tag ihrer Abreise zeichnete sich eben so sehr von seines Gleichen aus, als es die Edlen selbst von ihren Mitstudirenden gethan hatten. So wie sie in ihren Wagen stiegen, fingen die Stadtmusikanten an, vom Thurm herab Abschiedslieder zu blasen; auf dieses Signal lief alles an die Fenster und Thüren, aus allen Ecken erschollen die Vivats und Lebewohls häufig und vielstimmig, und dieses währte so lange, bis sie zum Thore hinaus waren. Nichts war aber rührender als der Anblick so vieler Armen, die die Hände nach ihnen ausstreckten, und mit thränenden Augen gen Himmel blickten. Sie leben noch, die vortrefflichen Männer; Jeder steht in einem ihm angemessenen Wirkungskreis, und der Fortschritt ihrer Veredlung geht im Stillen seinen hohen Gang unvermerkt fort. O wie hoch muß es den gottliebenden Menschenfreund erfreuen, wenn er weiß, daß die Menschheit, und vorzüglich Deutschland, noch so reichlich mit Salz versehen ist!

---

von zu seiner Lebensart waren, Jemand um etwas anzusprechen. Rothenburg, der sich von Chatillon im Französischen Unterricht geben ließ, entdeckte das, und nun beschloß er, nach Vermögen zu helfen. Hierzu bediente er sich folgenden Mittels: der Sprachmeister hatte in seinem Alter noch gelernt, Hemdenknöpfe von weißem Zwirn zu machen. Hiermit beschäftigte er sich in den Stunden, die ihm von seinen Informationen übrig blieben. Da aber diese Waare schlechten Abgang gefunden hatte, so hatte sie sich dergestalt angehäuft, daß zwei große Schachteln voll davon vorräthig waren. Rothenburg, welcher den traurigen Zustand dieser armen, braven Leute auskundschaftete, entdeckte auch diesen Waarenvorrath; er nahm ihn zu sich, und theilte ihn mit seinem Freund v. Bilden. Auf einmal wurden beide aus Studenten, hausirende Krämer; sie theilten die Stadt unter sich, so daß jeder eine Parthie Häuser bekam, in denen er die Hemdenknöpfe feil bot. Stillings Haus war auf Rothenburgs Liste gerathen; dieser kam also an einem Morgen früh in's Wohnzimmer hereingeschritten, und sagte: „Frau Professorin! ich habe eine neue Methode erfunden, wie sich ein Student nebenher etwas erwerben kann. Sehen Sie! ich hab' einen kleinen Handel angefangen." (Hier zog er seinen Vorrath von Hemdenknöpfen aus der Tasche.) „Der Fabrikant bedarf Absatz, und unser einer braucht viel. Daß ich also meine Waare nicht wohlfeil geben kann, versteht sich; betrachten Sie aber nur einmal die Arbeit, wie zierlich die Figuren genäht, und wie weiß und solid das alles ist!" Stilling und Selma lachten von Herzen; aber Rothenburg lachte nicht, sondern fuhr fort, gleich dem besten Tabuletkrämer, seine Waare zu loben. Nach und nach brachte der gute Jüngling die eigentliche Beschaffenheit seines Handels mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit an's Licht, und nun floßen allenthalben Thränen der Rührung. Daß er einen Theil seiner Knöpfe theuer anbrachte, daran wird, wie ich hoffe, Niemand zweifeln. Nichts war aber spaßhafter, als die drollige Art, mit der sich v. Bilden bei

der Sache benahm. Ganz Lautern lachte über seine Hausirerei. Allenthalben hatte er eine neue Methode angebracht, seine Waare los zu werden; und oft schlich er auch in die Häuser, in denen sein Freund schon gewesen war. Hier zog er dann gewaltig über Rothenburgs Hemdenknöpfe los, und pries dagegen die seinigen über alle Maaßen an. Kurz: die beiden Krämer lösten über fünfzig Gulden, aus einem Vorrath, der kaum etliche werth war. Die Freude der beiden Alten, der Beifall aller Menschen, die allgemeine Rührung und die Liebe und Hochachtung gegen die beiden Jünglinge; das Alles zusammen brachte eine Wirkung hervor, die nur der empfinden kann, der Sinn für die Seligkeiten der zukünftigen Welt hat. Von nun an waren aber auch jene braven Leute versorgt; denn mehrere Familien vereinigten sich, sie zu ernähren, welches bis an ihrer beider Tod, der bald hernach erfolgte, fortgesetzt wurde.

Nach zwei mit Fleiß und edlen Handlungen ausgefüllten Jahren, hatten nun diese vortrefflichen jungen Männer ihre akademische Laufbahn vollendet; sie zogen miteinander ab, und der Tag ihrer Abreise zeichnete sich eben so sehr von seines Gleichen aus, als es die Edlen selbst von ihren Mitstudirenden gethan hatten. So wie sie in ihren Wagen stiegen, fingen die Stadtmusikanten an, vom Thurm herab Abschiedslieder zu blasen; auf dieses Signal lief alles an die Fenster und Thüren, aus allen Ecken erschollen die Vivats und Lebewohls häufig und vielstimmig, und dieses währte so lange, bis sie zum Thore hinaus waren. Nichts war aber rührender als der Anblick so vieler Armen, die die Hände nach ihnen ausstreckten, und mit thränenden Augen gen Himmel blickten. Sie leben noch, die vortrefflichen Männer; Jeder steht in einem ihm angemessenen Wirkungskreis, und der Fortschritt ihrer Veredlung geht im Stillen seinen hohen Gang unvermerkt fort. O wie hoch muß es den gottliebenden Menschenfreund erfreuen, wenn er weiß, daß die Menschheit, und vorzüglich Deutschland, noch so reichlich mit Salz versehen ist!

7.

Der Weg zum Thron.

Eine von Emir Abukars Erzählungen.

An der nördlichen Seite des Königreichs Yemen erstreckt sich ein hohes Gebirge von Mitternacht gegen Mittag in dieses Land hinein, welches dort Gebel El Areb genannt wird; in einem der mittägigen Thäler dieses Gebirges lebte ehemals ein Einsiedler, der durch seine Heiligkeit und Wunderthaten sehr berühmt war. Wer entweder in Krankheiten oder in sonst einer Angelegenheit Hülfe bedurfte, der besuchte den Einsiedler Cassem, und nie ging einer ungetröstet von ihm. Er wohnte in einer weitläufigen Höhle, die von jeher als der Aufenthalt eines mächtigen und wohlthätigen Geistes bekannt war, den man als den Schutzgeist des ganzen mittägigen Arabiens ansahe, und verehrte. Daher glaubte man auch allgemein, daß Cassem mit diesem Wesen in vertrauter Bekanntschaft stünde, und alle seine Kenntnisse und Wunderkräfte von demselben erhalten hätte.

Nur zwei Tagereisen weit vom Fuß des Gebirges El Areb liegt die Stadt Saada, wo zu gleicher Zeit ein frommer, aber armer Bürger wohnte, der sich mit seinem Weibe und vielen Kindern sehr mühsam durchbringen mußte; man nannte ihn auch deßwegen nicht anders als den armen Jachseb. Sobald er des Morgens erwachte, betete er mit seiner ganzen Familie sehr ernstlich zum großen Gott um Segen und Nahrung für diesen Tag, und nicht ein

Abend legte er sich schlafen, ohne vorher dem höchsten Wesen für den Genuß des verflossenen Tages gedankt, und sich mit den Seinigen dessen Schutz herzlich empfohlen zu haben.

Unter den Kindern Jachsebs that sich ein zwölfjähriger Knabe, Namens Manzuel, besonders hervor; wenn der Vater des Morgens und des Abends gebetet hatte, so ging er gewöhnlich in eine Ecke allein, und betete noch eine Weile für sich; immer gehorchte er zuerst des Vaters Befehlen, und wenn dieser abwesend war, so maßte er sich die Führung seiner übrigen Geschwister an, ob er gleich nicht der älteste Sohn war. Jachseb und sein Weib liebten auch ihren Manzuel vorzüglich, und wenn sie sahen, wie sich allmählig ein großes Talent nach dem andern in ihm entwickelte, so war ihnen oft zu Muth, als einer Kalekut'schen Henne, die unwissend mit ihren Eiern ein Adlersei ausgebrütet hat, zu Muth seyn würde, wenn sie Vernunft hätte; anfänglich achtet sie auf den jungen Adler nicht, sie hält ihn für ein Küchlein ihres Geschlechts, so wie aber nach und nach sein Schnabel und seine Klauen krümmer und stärker, seine Augen größer und feuriger werden, so fängt sie an sich zu verwundern, und ihr außerordentliches Kind anzustaunen. Zuweilen rückt ihm auch wohl der Vater mit strotzendem und rauschendem Gefieder entgegen, und gackst ihn an, um ihn in Furcht zu setzen, allein der kleine Adler hebt sich majestätisch in die Höhe, und blitzt mit seinen Sonnenaugen dergestalt herunter, daß dem armen Hahn sein winziges Rädchen wie ein Fächer zusammenfällt, und sich alle seine Federn ganz demüthig an die Haut anschmiegen.

Was wird noch endlich aus dem Knaben werden? — fragten sich oft die Eltern untereinander, aber keines konnte darauf antworten. Mit der Zeit fingen auch Jachsebs Nachbarn und die Vornehmsten in der Stadt an zu merken, daß Manzuel von Gott zu etwas Großem bestimmt seyn müsse; damit nun in seiner Erziehung nichts versäumt werden möchte, so riethen sie dem Vater, mit seinem Sohn zu dem heiligen Einsiedler zu reisen, um von ihm zu er-

fahren, was er zu thun habe, um den Forderungen des Schicksals Genüge zu leisten.

Jachseb gehorchte: an einem Morgen früh lud er ein mäßiges Geschenk, so wie es sein geringes Vermögen erlaubte, nebst Speise für etliche Tage auf seinen Esel, nahm dann seinen Knaben mit sich, und so reisten sie dem Gebirge entgegen.

Des andern Tages gegen Abend gelangten sie zur Höhle des Cassem; hier fanden sie auf der grünen Ebene vor der Höhle viele Palmbäume, von deren Früchten sich der heilige Mann nährte, und ein krystallhelles Bächlein, das er hierher geleitet hatte, floß sanft in mannigfaltigen Krümmungen zwischen den Baumstämmen durch. Der Alte saß vor dem Eingang in der Abendsonne, und schaute mit der ruhigen Würde, die großen Männern eigen ist, den Kommenden entgegen.

Nachdem ihn nun Jachseb mit Ehrfurcht gegrüßt, und ihm sein Geschenk zu Füßen gelegt hatte, so fing er an, ihm sein Anliegen zu entdecken; Cassem hörte ihm aufmerksam und nachdenkend zu, und als er ausgeredet hatte, befahl ihm der Einsiedler über Nacht da zu bleiben, und morgen von ihm zu vernehmen, was Gott über seinen Sohn beschlossen habe. — Die beiden Reisenden wurden dann in eine Hütte zur Seite des Felsen gewiesen, wo sie bis an den Morgen ausruhen, und sich von ihrer Reise erquicken sollten.

Kaum äugelte der Morgenstern über die Wipfel der Palmbäume herüber, als Cassem in Jachsebs Hütte trat, und ihn mit seinem Sohn abholte. Er führte sie erst in seine Höhle, wo er sie mit einem kostbaren Trank erquickte; dann ging er in die Tiefe der Höhle hinein, und befahl ihnen ihm zu folgen.

Nachdem sie nun verschiedene dunkle und labyrinthische Gänge durchwandert hatten, so kamen sie endlich aus dem Berg heraus und auf einen geräumigen grünen Platz, der mit hohen Bäumen von mancherlei Art und Gattung umkränzt war. Gerade vor sich hin, etwa ein Paar Feldwege

weit, gegen Osten. bemerkten sie einen steilen Hügel, auf demselben einen prächtigen Tempel, und in diesem einen Thron, auf dem aber Niemand saß. Ueber Hügel, Tempel und Thron her glänzte der herrlichste Morgen.

Nachdem Jachseb und Manzuel ihre Augen eine Weile an diesem prächtigen Anblick geweidet hatten, so machten sie Cassem auf einen Jüngling aufmerksam, den ein ansehnlicher Mann von der Seite herzuführte, ihm dann den Tempel und den Thron zeigte, und nun fragte: willst du jenen Thron besteigen? — Freudig antwortete der Jüngling Ja! Nun so eile dann auf diesem Wege dem Tempel entgegen, fuhr der Mann fort, und blieb stehen, um ihn zu beobachten.

Jetzt sahen sie, wie der Jüngling muthig seinen Lauf begann; kaum hatte er aber eine kleine Strecke zurückgelegt, als ein starker grimmiger Löwe brüllend aus dem Walde auf den Jüngling zulief, und seine Klauen gegen ihn aufhob; zu gleicher Zeit traten ihm von der andern Seite her viele gewaffnete Männer in den Weg, die ihn mit gezückten Schwerdtern zu empfangen drohten. Jetzt floh der Jüngling zu seinem Führer zurück, und sagte mit Weinen: Vater ich will lieber meine friedlichen Heerden weiden, als diesen Thron besteigen; laß mich nur in meine Hütte zurückkehren! Der Führer gehorchte mit trauriger Miene, und begleitete ihn wieder dahin, woher er gekommen war.

Jetzt fragte Cassem den Knaben Manzuel: wie gefiel dir der Jüngling?

Ganz und gar nicht! antwortete der Sohn Jachsebs, nur eines freut mich, daß er den Thron für mich unbesetzt gelassen hat.

Der Einsiedler sah den Vater bedeutend an, und versetzte: nun wir wollen sehen! — jetzt wendet euer Angesicht auf die andere Seite! sie kehrten sich dahin um, und siehe ein andrer junger und starker Mann, von Haupt bis zu Fuß bewaffnet, mit einem Schwerdt in der Hand, auch von einem Führer begleitet, nahte sich der Laufbahn; von einem Begleiter aufgefordert, ging er einsam, mit festen

Schritten dem Thron entgegen; der Löwe kam, er kämpfte mit ihm, und jagte ihn fort; muthige Streiter traten ihm in den Weg, aber er schlug sich durch: über Leichen hin nahte er sich dem Tempel, und alle, die ihn in seinem Lauf hindern wollten, wurden von ihm entweder gefesselt, verwundet, oder getödtet; über und über mit Blut bespritzt, schwang er sich hinauf und setzte sich auf den Thron; da saß er nun siegprangend, und blickte mit Vergnügen von seiner Höhe auf alles herab.

Hier schaute der Einsiedler ernst und forschend den Knaben an und fragte: Was sagst du denn zu diesem Eroberer?

Manzuel sahe weinend vor sich nieder und schwieg eine Weile, endlich richtete er den Blick in die Höhe, und antwortete: Der mag ihn behalten! — mit dem Blute meines Nebenmenschen mag ich mir keinen Thron erkaufen, wenn er gleich nun für mich verloren ist.

Cassem lächelte Zufriedenheit auf Manzuel hin, und fuhr fort: nun so gib ferner Acht, mein Sohn!

Nicht lange hatte der Eroberer auf dem Thron gesessen, und sich seiner Hoheit gefreut, als sich auf einmal die Morgenröthe verdunkelte, und ein schweres Gewitter hinter dem Hügel emporstieg; es blitzte und donnerte schrecklich, der Sturmwind raste im Wald und die Erde bebte so, daß der Tempel erschüttert wurde; auf einmal traf der Blitz den, der auf dem Thron saß, er fiel herunter, und es traten einige hinzu, die ihn hinwegschleppten, und an der Seite des Hügels den steilen Felsen hinabstürzten. Jetzt war der Thron wieder leer, und Manzuel sagte: der hat seinen Lohn richtig empfangen.

Als sich Sturm und Ungewitter gelegt hatten, und der Himmel nur noch mit Gewölke überzogen war, so machte Cassem den Jachseb und seinen Sohn auf einen andern Jüngling aufmerksam, der an der Seite eines ehrwürdigen Greises, hinter ihnen neben dem Felsen heranstieg. Oft stand er still, und unterredete sich mit dem Alten, als wenn er sehr begierig von ihm lernen, und seinem Herzen Geheimni

entlocken wollte. Endlich kamen sie näher, und nun richteten auch diese ihren Blick auf Thron und Tempel. Nachdem der Alte seinen Zögling aufgemuntert hatte, die Laufbahn zu beginnen, so ging dieser mit langsamen und festen Schritten vorwärts. Auch diesem sprang der Löwe brüllend entgegen, allein der junge Held stand, und erwartete ihn festen Fußes, und als die grimmige Bestie mit aufgesperrtem Rachen sich gegen ihn aufrichtete, so liebkoßte er ihr, und streichelte sie mit den Händen, dadurch wurde der Löwe allmählig so besänftigt, daß er sich zu seinen Füßen legte.

Jetzt setzte der Jüngling seinen Stab weiter, und der Löwe begleitete ihn; kaum hatte er aber einen kleinen Weg zurückgelegt, so erschien wieder eine Schaar gewaffnete Männer, die ihn anzufallen suchten, er aber stand mannhaft da, und sahe sie an, auch der Löwe machte ihnen ein erschreckliches Gesicht, so als wenn er ihn beschützen wollte. Die Männer schienen indeß den jungen Held aufmerksam zu betrachten; endlich erkanten sie ihn, und nun rief einer unter ihnen: ist das nicht der kluge und wohlthätige Hirte, dem unser ganzes Land so viel zu verdanken hat? — er schützte unsere Heerden gegen Räuber und wilde Thiere, er kleidete unsere Nackenden, und speiste die Hungrigen, er nahm den armen Fremdling lieber auf als den Reichen; wo Niemand rathen konnte, da rieth er weislich, und wer ihm folgte, dem ging's wohl; Brüder! er sey unser König, Niemand verdient den Thron mehr wie er! — Darauf erzeigten sie ihm Ehrerbietung und zogen sich dann in den Wald zurück.

Männlich, und vom Löwen begleitet, stieg nun der Jüngling die Fläche hinauf bis an den Fuß des Hügels.

Aber jetzt erfolgte ein anderer Auftritt:

Anstatt daß er nun vollends hinan kletterte, wandte er sich ruhig um, und schaute eine Weile in die Ferne. Endlich reckte er seine Hand aus, und rief: derjenige, der dort kommt, ist des Throns würdiger als ich; Jachseb und Manzuel sahen sich um, und siehe! noch ein junger

mann in fürstlicher Pracht und mit hoher Freude erfüllt; sein altes Mütterchen war nun eine himmlisch schöne Königstochter geworden, wogegen seine Rosette eine elende Bettlerin war.

Jetzt mußte Wilhelm mit eigenen Augen sehen, was er verscherzt hatte, und nun wurde ihm das Urtheil gesprochen: daß er zum ewigen Gefängniß bei Wasser und Brod in einen finstern Thurm gesperrt werden sollte, welches auch vollzogen wurde.

Dies ist das Schicksal aller derer, die der Wollust fröhnen, die himmlische Tugend verschmähen, und dem goldenen Vogel der Eitelkeit nachjagen.

6.

Die edlen Jünglinge.

Die drei ersten Jahre, welche Stilling als Professor der Kameralwissenschaften in Lautern verlebte, waren unter vielen schweren Prüfungen verflossen, die neunwöchige Krankheit und der darauf folgende Tod seiner ersten Gattin hatten seinen Körper erschüttert, und seine Seele mit Schwermuth erfüllt; er schmachtete nach Trost, wie der müde, lechzende Wanderer in schwüler Gewitterhitze, nach einem Labetrunke. Seine zwei Kinder hatte er in Pension gethan, und seine Haushaltung aufgegeben, er saß also allein in seinen weiten öden Zimmern. Ihn durchschauerten die Scenen der Vergangenheit; der hohe Gang, den ihn die Vorsehung leitete, erfüllte ihn mit beruhigenden Ahnungen der Zukunft, und ein tief verborgener Geist des Friedens wehte ihm aus lichter Ferne Kühlung zu, als an einem Nachmittage ein Jüngling mit frohem, einen edlen Charakter verkündigenden Gesicht in sein Zimmer trat. Stilling stand auf und trat ihm ebenfalls mit heiterer Miene entgegen. Nach wechselseitiger Begrüßung fing der fremde junge Mann an: Herr Dekanus, ich komme hierher, um die Kameralwissenschaften zu studiren, und will mich deßhalb bey Ihnen einschreiben lassen.

Stilling. Das ist uns angenehm; wo sind Sie her, und wie heißen Sie?

Der Fremde. Ich bin der Sohn eines Patriziers in der Reichsstadt Althaussen, und heiße: von Bilden. Ich bin nicht reich, werde aber so haushalten, daß ich aus-

komme. (Er zog sein Stammbuch aus der Tasche, und schlug eine Stelle auf, die so lautete: Der Herr wird's versehen. Diesen Wahlspruch Stillings, nebst seinem Vertrauen auf Gott, empfiehlt dir, liebster Bruder! deine treue Schwester Amalie von Bilden.) Sehen Sie, Herr Professor! dieser Kasse mangelt's nie an Geld: Sie haben doch wohl auch Stillings Schriften gelesen?

Stilling. O ja! ich kenne sie sehr gut.

Hier fing nun der gute Jüngling an, sein He zu ergießen, Stilling konnte es nicht länger aushalten; er unterbrach ihn also und fragte: Herr von Bilden! wissen Sie denn nicht, wo Stilling lebt? (er hatte damals sein häusliches Leben noch nicht geschrieben.)

Von Bilden. Nein! ich habe es oft sehr gewünscht, den Mann zu kennen, und den Ort seines Aufenthalts zu wissen. Wüßt' ich ihn nur, ich reiste zu ihm, es mög' auch so weit seyn, als es wollte.

Stilling. Diese Reise ist gemacht; ich bin Stilling!

Von Bilden stand da, starrte und staunte den Professor an, dieser aber lächelte ihm Freundschaft entgegen. Endlich erholte sich der Jüngling, und sagte: „Ist das gewiß wahr?"

Stilling. Ja, ganz gewiß! Und nun umarmten sie sich; Bilden wurde immatrikulirt, studirte fleißig, und seine Aufführung war ein erhabenes Beispiel des edelsten Betragens. Dieser Vorfall trug sich im Herbst zu.

Den folgenden Winter erhielt Stilling Briefe von zwei vornehmen und reichen Reichsbaronen; diese beiden Brüder ersuchten ihn, ihren Pupillen, der in Lautern studiren sollte, in seine Aufsicht und Führung zu nehmen. Er war ihrer Schwester Sohn, und seine Eltern waren ihm beide gestorben. Stilling übernahm diesen Auftrag mit Vergnügen, und da er hörte, daß der junge Baron von Rothenburg mit von Bilden die Rechtsgelehrtheit zu Erlangen studirt hatte, und sie beide Herzens-

freunde waren, so machte er die Einrichtung, daß sie Kost und Logis beisammen bekamen; um aber auch hier eine angenehme Ueberraschung zu veranstalten, gedachte er der Anwesenheit des von Bilden nicht mit einem Worte. Er schrieb nur: daß der Baron Rothenburg sein Quartier bei dem Bürger N. in Lautern haben würde. In den folgenden Frühlingsferien reiste Stilling nach Zweibrücken zu seinen Kindern; während der Zeit traf sein oben gedachter junger Freund zu Lautern ein, und fand seinen Bilden zu seinem größten Vergnügen in seinem eigenen Quartier.

Beide Jünglinge beschloßen nun, ihren Lehrer und Freund zu Zweibrücken abzuholen; sie ließen anspannen, und überraschten ihn, gerade als er Willens war, mit der Post wieder abzureisen.

Die Aufführung dieser beiden jungen Männer war so ungewöhnlich rechtschaffen und wohlthätig, daß Jedermann aufmerksam auf sie wurde, und die allgemeine Stimme des Publikums nur ein einhelliges Lob war. Von Bilden hatte etwas drolligtwitziges in seinem Charakter; Rothenburg aber bei dem besten Herzen viel Geist und Kraft.

Den folgenden Herbst heirathete Stilling seine Selma, und von Bilden und Rothenburg waren die Anführer bei dem Aufzug, den die Studirenden bei dieser Gelegenheit veranstalteten. Ueberhaupt machten sie die Häupter unter ihnen aus: denn Jedermann liebte und verehrte sie, ohne daß sie diese Ehre suchten.

Unter so vielen edlen Handlungen, womit diese vortreflichen jungen Männer jeden Tag bezeichneten, war folgende vorzüglich schön: Der französische Sprachmeister zu Lautern war ein alter und sehr kränklicher Mann, so daß er nicht mehr in die Häuser gehen, und wie gewöhnlich Stunden geben konnte. Auch seine Gattin war abgelebt und schwach; sie hatte sonst für Lohn genäht und gestrickt, das konnte sie aber nun nicht mehr: Kinder hatten sie nicht; folglich war auch von dieser Seite keine Hülfe zu erwarten; sie litten also heimlich Hunger, weil sie zu honnet und

von zu seiner Lebensart waren, Jemand um etwas anzusprechen. Rothenburg, der sich von Chatillon im Französischen Unterricht geben ließ, entdeckte das, und nun beschloß er, nach Vermögen zu helfen. Hierzu bediente er sich folgenden Mittels: der Sprachmeister hatte in seinem Alter noch gelernt, Hemdenknöpfe von weißem Zwirn zu machen. Hiermit beschäftigte er sich in den Stunden, die ihm von seinen Informationen übrig blieben. Da aber diese Waare schlechten Abgang gefunden hatte, so hatte sie sich dergestalt angehäuft, daß zwei große Schachteln voll davon vorräthig waren. Rothenburg, welcher den traurigen Zustand dieser armen, braven Leute auskundschaftete, entdeckte auch diesen Waarenvorrath; er nahm ihn zu sich, und theilte ihn mit seinem Freund v. Bilden. Auf einmal wurden beide aus Studenten, hausirende Krämer; sie theilten die Stadt unter sich, so daß jeder eine Parthie Häuser bekam, in denen er die Hemdenknöpfe feil bot. Stillings Haus war auf Rothenburgs Liste gerathen; dieser kam also an einem Morgen früh in's Wohnzimmer hereingeschritten, und sagte: „Frau Professorin! ich habe eine neue Methode erfunden, wie sich ein Student nebenher etwas erwerben kann. Sehen Sie! ich hab' einen kleinen Handel angefangen.“ (Hier zog er seinen Vorrath von Hemdenknöpfen aus der Tasche.) „Der Fabrikant bedarf Absatz, und unser einer braucht viel. Daß ich also meine Waare nicht wohlfeil geben kann, versteht sich; betrachten Sie aber nur einmal die Arbeit, wie zierlich die Figuren genäht, und wie weiß und solid das alles ist!“ Stilling und Selma lachten von Herzen; aber Rothenburg lachte nicht, sondern fuhr fort, gleich dem besten Tabuletkrämer, seine Waare zu loben. Nach und nach brachte der gute Jüngling die eigentliche Beschaffenheit seines Handels mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit an's Licht, und nun floßen allenthalben Thränen der Rührung. Daß er einen Theil seiner Knöpfe theuer anbrachte, daran wird, wie ich hoffe, Niemand zweifeln. Nichts war aber spaßhafter, als die drollige Art, mit der sich v. Bilden bei

der Sache benahm. Ganz Lautern lachte über seine Hausirerei. Allenthalben hatte er eine neue Methode angebracht, seine Waare los zu werden; und oft schlich er auch in die Häuser, in denen sein Freund schon gewesen war. Hier zog er dann gewaltig über Rothenburgs Hemdenknöpfe los, und pries dagegen die seinigen über alle Maaßen an. Kurz: die beiden Krämer lösten über fünfzig Gulden, aus einem Vorrath, der kaum etliche werth war. Die Freude der beiden Alten, der Beifall aller Menschen, die allgemeine Rührung und die Liebe und Hochachtung gegen die beiden Jünglinge; das Alles zusammen brachte eine Wirkung hervor, die nur der empfinden kann, der Sinn für die Seligkeiten der zukünftigen Welt hat. Von nun an waren aber auch jene braven Leute versorgt; denn mehrere Familien vereinigten sich, sie zu ernähren, welches bis an ihrer beider Tod, der bald hernach erfolgte, fortgesetzt wurde.

Nach zwei mit Fleiß und edlen Handlungen ausgefüllten Jahren, hatten nun diese vortrefflichen jungen Männer ihre akademische Laufbahn vollendet; sie zogen miteinander ab, und der Tag ihrer Abreise zeichnete sich eben so sehr von seines Gleichen aus, als es die Edlen selbst von ihren Mitstudirenden gethan hatten. So wie sie in ihren Wagen stiegen, fingen die Stadtmusikanten an, vom Thurm herab Abschiedslieder zu blasen; auf dieses Signal lief alles an die Fenster und Thüren, aus allen Ecken erschollen die Vivats und Lebewohls häufig und vielstimmig, und dieses währte so lange, bis sie zum Thore hinaus waren. Nichts war aber rührender als der Anblick so vieler Armen, die die Hände nach ihnen ausstreckten, und mit thränenden Augen gen Himmel blickten. Sie leben noch, die vortrefflichen Männer; Jeder steht in einem ihm angemessenen Wirkungskreis, und der Fortschritt ihrer Veredlung geht im Stillen seinen hohen Gang unvermerkt fort. O wie hoch muß es den gottliebenden Menschenfreund erfreuen, wenn er weiß, daß die Menschheit, und vorzüglich Deutschland, noch so reichlich mit Salz versehen ist!

7.

Der Weg zum Thron.

Eine von Emir Abukars Erzählungen.

An der nördlichen Seite des Königreichs Yemen erstreckt sich ein hohes Gebirge von Mitternacht gegen Mittag in dieses Land hinein, welches dort Gebel El Ared genannt wird; in einem der mittägigen Thäler dieses Gebirges lebte ehemals ein Einsiedler, der durch seine Heiligkeit und Wunderthaten sehr berühmt war. Wer entweder in Krankheiten oder in sonst einer Angelegenheit Hülfe bedurfte, der besuchte den Einsiedler Cassem, und nie ging einer ungetröstet von ihm. Er wohnte in einer weitläufigen Höhle, die von jeher als der Aufenthalt eines mächtigen und wohlthätigen Geistes bekannt war, den man als den Schutzgeist des ganzen mittägigen Arabiens ansahe, und verehrte. Daher glaubte man auch allgemein, daß Cassem mit diesem Wesen in vertrauter Bekanntschaft stünde, und alle seine Kenntnisse und Wunderkräfte von demselben erhalten hätte.

Nur zwei Tagereisen weit vom Fuß des Gebirges El Ared liegt die Stadt Saada, wo zu gleicher Zeit ein frommer, aber armer Bürger wohnte, der sich mit seinem Weibe und vielen Kindern sehr mühsam durchbringen mußte; man nannte ihn auch deßwegen nicht anders als den armen Jachseb. Sobald er des Morgens erwachte, betete er mit seiner ganzen Familie sehr ernstlich zum großen Gott um Segen und Nahrung für diesen Tag, und nicht einen

Abend legte er sich schlafen, ohne vorher dem höchsten Wesen für den Genuß des verflossenen Tages gedankt, und sich mit den Seinigen dessen Schutz herzlich empfohlen zu haben.

Unter den Kindern Jachsebs that sich ein zwölfjähriger Knabe, Namens Manzuel, besonders hervor; wenn der Vater des Morgens und des Abends gebetet hatte, so ging er gewöhnlich in eine Ecke allein, und betete noch eine Weile für sich; immer gehorchte er zuerst des Vaters Befehlen, und wenn dieser abwesend war, so maßte er sich die Führung seiner übrigen Geschwister an, ob er gleich nicht der älteste Sohn war. Jachseb und sein Weib liebten auch ihren Manzuel vorzüglich, und wenn sie sahen, wie sich allmählig ein großes Talent nach dem andern in ihm entwickelte, so war ihnen oft zu Muth, als einer Kalekut'schen Henne, die unwissend mit ihren Eiern ein Adlersei ausgebrütet hat, zu Muth seyn würde, wenn sie Vernunft hätte; anfänglich achtet sie auf den jungen Adler nicht, sie hält ihn für ein Küchlein ihres Geschlechts, so wie aber nach und nach sein Schnabel und seine Klauen krümmer und stärker, seine Augen größer und feuriger werden, so fängt sie an sich zu verwundern, und ihr außerordentliches Kind anzustaunen. Zuweilen rückt ihm auch wohl der Vater mit strotzendem und rauschendem Gefieder entgegen, und gackst ihn an, um ihn in Furcht zu setzen, allein der kleine Adler hebt sich majestätisch in die Höhe, und blitzt mit seinen Sonnenaugen dergestalt herunter, daß dem armen Hahn sein winziges Rädchen wie ein Fächer zusammenfällt, und sich alle seine Federn ganz demüthig an die Haut anschmiegen.

Was wird noch endlich aus dem Knaben werden? — fragten sich oft die Eltern untereinander, aber keines konnte darauf antworten. Mit der Zeit fingen auch Jachsebs Nachbarn und die Vornehmsten in der Stadt an zu merken, daß Manzuel von Gott zu etwas Großem bestimmt seyn müsse; damit nun in seiner Erziehung nichts versäumt werden möchte, so riethen sie dem Vater, mit seinem Sohn zu dem heiligen Einsiedler zu reisen, um von ihm zu er-

fahren, was er zu thun habe, um den Forderungen des Schicksals Genüge zu leisten.

Jachseb gehorchte: an einem Morgen früh lud er ein mäßiges Geschenk, so wie es sein geringes Vermögen erlaubte, nebst Speise für etliche Tage auf seinen Esel, nahm dann seinen Knaben mit sich, und so reisten sie dem Gebirge entgegen.

Des andern Tages gegen Abend gelangten sie zur Höhle des Cassem; hier fanden sie auf der grünen Ebene vor der Höhle viele Palmbäume, von deren Früchten sich der heilige Mann nährte, und ein krystallhelles Bächlein, das er hierher geleitet hatte, floß sanft in mannigfaltigen Krümmungen zwischen den Baumstämmen durch. Der Alte saß vor dem Eingang in der Abendsonne, und schaute mit der ruhigen Würde, die großen Männern eigen ist, den Kommenden entgegen.

Nachdem ihn nun Jachseb mit Ehrfurcht gegrüßt, und ihm sein Geschenk zu Füßen gelegt hatte, so fing er an, ihm sein Anliegen zu entdecken; Cassem hörte ihm aufmerksam und nachdenkend zu, und als er ausgeredet hatte, befahl ihm der Einsiedler über Nacht da zu bleiben, und morgen von ihm zu vernehmen, was Gott über seinen Sohn beschlossen habe. — Die beiden Reisenden wurden dann in eine Hütte zur Seite des Felsen gewiesen, wo sie bis an den Morgen ausruhen, und sich von ihrer Reise erquicken sollten.

Kaum äugelte der Morgenstern über die Wipfel der Palmbäume herüber, als Cassem in Jachsebs Hütte trat, und ihn mit seinem Sohn abholte. Er führte sie erst in seine Höhle, wo er sie mit einem kostbaren Trank erquickte; dann ging er in die Tiefe der Höhle hinein, und befahl ihnen ihm zu folgen.

Nachdem sie nun verschiedene dunkle und labyrinthische Gänge durchwandert hatten, so kamen sie endlich aus dem Berg heraus und auf einen geräumigen grünen Platz, der mit hohen Bäumen von mancherlei Art und Gattung umkränzt war. Gerade vor sich hin, etwa ein Paar Feldwegs

weit, gegen Osten, bemerkten sie einen steilen Hügel, auf demselben einen prächtigen Tempel, und in diesem einen Thron, auf dem aber Niemand saß. Ueber Hügel, Tempel und Thron her glänzte der herrlichste Morgen.

Nachdem Jachseb und Manzuel ihre Augen eine Weile an diesem prächtigen Anblick geweidet hatten, so machten sie Cassem auf einen Jüngling aufmerksam, den ein ansehnlicher Mann von der Seite herzuführte, ihm dann den Tempel und den Thron zeigte, und nun fragte: willst du jenen Thron besteigen? — Freudig antwortete der Jüngling Ja! Nun so eile dann auf diesem Wege dem Tempel entgegen, fuhr der Mann fort, und blieb stehen, um ihn zu beobachten.

Jetzt sahen sie, wie der Jüngling muthig seinen Lauf begann; kaum hatte er aber eine kleine Strecke zurückgelegt, als ein starker grimmiger Löwe brüllend aus dem Walde auf den Jüngling zulief, und seine Klauen gegen ihn aufhob; zu gleicher Zeit traten ihm von der andern Seite her viele gewaffnete Männer in den Weg, die ihn mit gezückten Schwerdtern zu empfangen drohten. Jetzt floh der Jüngling zu seinem Führer zurück, und sagte mit Weinen: Vater ich will lieber meine friedlichen Heerden weiden, als diesen Thron besteigen; laß mich nur in meine Hütte zurückkehren! Der Führer gehorchte mit trauriger Miene, und begleitete ihn wieder dahin, woher er gekommen war.

Jetzt fragte Cassem den Knaben Manzuel: wie gefiel dir der Jüngling?

Ganz und gar nicht! antwortete der Sohn Jachsebs, nur eines freut mich, daß er den Thron für mich unbesetzt gelassen hat.

Der Einsiedler sah den Vater bedeutend an, und versetzte: nun wir wollen sehen! — jetzt wendet euer Angesicht auf die andere Seite! sie kehrten sich dahin um, und siehe ein andrer junger und starker Mann, von Haupt bis zu Fuß bewaffnet, mit einem Schwerdt in der Hand, auch von einem Führer begleitet, nahte sich der Laufbahn; von seinem Begleiter aufgefordert, ging er einsam, mit festen

Schritten dem Thron entgegen; der Löwe kam, er kämpfte mit ihm, und jagte ihn fort; muthige Streiter traten ihm in den Weg, aber er schlug sich durch: über Leichen hin nahte er sich dem Tempel, und alle, die ihn in seinem Lauf hindern wollten, wurden von ihm entweder gefesselt, verwundet, oder getödtet; über und über mit Blut besprützt, schwang er sich hinauf und setzte sich auf den Thron; da saß er nun siegprangend, und blickte mit Vergnügen von seiner Höhe auf alles herab.

Hier schaute der Einsiedler ernst und forschend den Knaben an und fragte: Was sagst du denn zu diesem Eroberer?

Manzuel sahe weinend vor sich nieder und schwieg eine Weile, endlich richtete er den Blick in die Höhe, und antwortete: Der mag ihn behalten! — mit dem Blute meines Nebenmenschen mag ich mir keinen Thron erkaufen, wenn er gleich nun für mich verloren ist.

Cassem lächelte Zufriedenheit auf Manzuel hin, und fuhr fort: nun so gib ferner Acht, mein Sohn!

Nicht lange hatte der Eroberer auf dem Thron gesessen, und sich seiner Hoheit gefreut, als sich auf einmal die Morgenröthe verdunkelte, und ein schweres Gewitter hinter dem Hügel emporstieg; es blitzte und donnerte schrecklich, der Sturmwind raste im Wald und die Erde bebte so, daß der Tempel erschüttert wurde; auf einmal traf der Blitz den, der auf dem Thron saß, er fiel herunter, und es traten einige hinzu, die ihn hinwegschleppten, und an der Seite des Hügels den steilen Felsen hinabstürzten. Jetzt war der Thron wieder leer, und Manzuel sagte: der hat seinen Lohn richtig empfangen.

Als sich Sturm und Ungewitter gelegt hatten, und der Himmel nur noch mit Gewölke überzogen war, so machte Cassem den Jachseb und seinen Sohn auf einen andern Jüngling aufmerksam, der an der Seite eines ehrwürdigen Greises, hinter ihnen neben dem Felsen heranstieg. Oft stand er still, und unterredete sich mit dem Alten, als wenn er sehr begierig von ihm lernen, und seinem Herzen Geheimniß

entlocken wollte. Endlich kamen sie näher, und nun richteten auch diese ihren Blick auf Thron und Tempel. Nachdem der Alte seinen Zögling aufgemuntert hatte, die Laufbahn zu beginnen, so ging dieser mit langsamen und festen Schritten vorwärts. Auch diesem sprang der Löwe brüllend entgegen, allein der junge Held stand, und erwartete ihn festen Fußes, und als die grimmige Bestie mit aufgesperrtem Rachen sich gegen ihn aufrichtete, so liebkoßte er ihr, und streichelte sie mit den Händen, dadurch wurde der Löwe allmählig so besänftigt, daß er sich zu seinen Füßen legte.

Jetzt setzte der Jüngling seinen Stab weiter, und der Löwe begleitete ihn; kaum hatte er aber einen kleinen Weg zurückgelegt, so erschien wieder eine Schaar gewaffnete Männer, die ihn anzufallen suchten, er aber stand mannhaft da, und sahe sie an, auch der Löwe machte ihnen ein erschreckliches Gesicht, so als wenn er ihn beschützen wollte. Die Männer schienen indeß den jungen Held aufmerksam zu betrachten; endlich erkanten sie ihn, und nun rief einer unter ihnen: ist das nicht der kluge und wohlthätige Hirte, dem unser ganzes Land so viel zu verdanken hat? — er schützte unsere Heerden gegen Räuber und wilde Thiere, er kleidete unsere Nackenden, und speiste die Hungrigen, er nahm den armen Fremdling lieber auf als den Reichen; wo Niemand rathen konnte, da rieth er weislich, und wer ihm folgte, dem ging's wohl; Brüder! er sey unser König, Niemand verdient den Thron mehr wie er! — Darauf erzeigten sie ihm Ehrerbietung und zogen sich dann in den Wald zurück.

Männlich, und vom Löwen begleitet, stieg nun der Jüngling die Fläche hinauf bis an den Fuß des Hügels.

Aber jetzt erfolgte ein anderer Auftritt:

Anstatt daß er nun vollends hinan kletterte, wandte er sich ruhig um, und schaute eine Weile in die Ferne. Endlich reckte er seine Hand aus, und rief: derjenige, der dort kommt, ist des Throns würdiger als ich; Jachseb und Manzuel sahen sich um, und siehe! noch ein junger

Mann kam an der Seite seines Führes neben dem Felsen herauf, und der Laufbahn entgegen; auch dieser wurde von den Bewaffneten angegriffen, allein als sie ihn erkannten, so sagten sie: auch der ist des Throns würdig, und zogen sich zurück. Dieser zweite Jüngling nahte sich dem am Hügel, und sie umarmten und küßten sich freundlich. Indem aber traten verschiedene sehr ansehnliche Männer neben dem Tempel hervor. Der Vornehmste unter ihnen rief die beiden Jünglinge hinauf, und sprach zu ihnen:

Ihr seyd beide des Throns würdig, aber nur einer kann ihn besitzen; nun ist aber der Wille des großen und erhabenen Gottes, daß einer unter Euch für das Vaterland sterben, und der andre dann den Thron besteigen soll, jetzt kann jeder wählen, was er thun will? —

Indem nun beide Jünglinge da standen und sich bedachten, fragte Cassem den Manzuel, was er thun würde?

Manzuel antwortete dem Einsiedler: Ein Thron im Paradies ist glorreicher und beständiger als dieser; ich wähle den Tod für's Vaterland. Cassem herzte und küßte den Knaben, und Jachseb vergoß Thränen der Freude.

Indessen hatten auch die Jünglinge am Hügel gewählt, der erste entschloß sich zu sterben, und nun sagte der andre: ich habe nicht Muth genug, den Tod zu wählen, ich bin also auch nicht werth zu regieren. Mit triumphirenden Mienen nahmen die Männer den Ersten und setzten ihn auf den Thron, und der Andere wurde ihm als Wesir zugesellt. Jetzt führte Cassem die beiden Fremdlinge wieder zurück in seine Höhle; bei dem Weggehen aber sagte Manzuel mit Thränen: nun ist der Thron besetzt! — Der Einsiedler lächelte und versetzte: es gibt noch mehrere Throne als diesen! ehe er nun Jachseb und seinen Sohn verabschiedete, sprach er zu dem Vater des Knaben: Höre mich, mein Bruder! bewahre deinen Sohn in der Demuth, und vertraue ihn den frommen Männern, die zu Saada gutartige Jünglinge Weisheit und Tugend lehren; die Vorsehung wird ihn selbst leiten, er hat meiner Führung nicht nöthig. Jachseb

reiste nach Haus, und folgte Cassems Lehren. Manzuel aber nahm mit den Jahren zu, an Erkenntniß und wahrer Frömmigkeit, so daß er bald als das Muster eines edlen jungen Mannes allgemein bekannt wurde.

Dieses Gerücht erscholl auch endlich bis zu den Ohren des Imam Mansors Königs von Yemen, er schickte also nach Saada und ließ den Manzuel an seinen Hof holen. Hier betrug er sich nun so weise, daß ihn Jedermann hochschätzte, und selbst der König liebte ihn dergestalt, daß er beständig um ihn seyn, und ihm in allem seinen Rath ertheilen mußte.

Imam Mansor hatte aber keinen Sohn, sondern nur eine einzige Tochter, die er nebst seinem Thron dem Jüngling zugedacht hatte, der allgemein für den edelsten und weisesten gehalten, und der es auch wirklich seyn würde. Zu dem Ende hatte er auch an seinem Hof eine ziemliche Anzahl junger Männer gesammelt, um sie zu prüfen, und sich dann aus ihnen einen Schwiegersohn und Thronerben zu wählen; allein unter allen war nur einer, der mit dem Sohn Jachsebs um den Vorzug stritte: Fartach ein junger Araber aus der Residenzstadt Sana war ihm in Ansehung seiner Tugenden und Weisheit ähnlich, daß es dem Imam unmöglich war, unter beiden zu wählen. Die Großen seines Hofes riethen ihm also, den Einsiedler Cassem zu besuchen, und sich seines weisen Raths zu bedienen. Mansor folgte diesem Rath, und von ein Paar seiner Vertrauten begleitet, reiste er zum Gebirge El Areb, und zur Höhle des heiligen Mannes. Cassem sähe den Imam von weitem kommen, und sein scharfes Auge erkannte ihn. Er ging also dem König entgegen und empfing ihn ehrerbietig am Eingang seines Palmenwäldchens, führte ihn dann in seine Höhle, und fragte, womit er ihm dienen könne? Der Imam trug ihm seine Sache vor, und bat ihn zu entscheiden. Jetzt erinnerte sich der Einsiedler des Sohns Jachsebs. König der Gläubigen! — fing er also an: Gott schenke dir den würdigsten aller Menschen zum Schwiegersohne und Thron-

Erben, und da ich nicht zweifle, daß dein helles Auge zween der edelsten ausersehen habe, so lege beiden folgende Probe vor: Stelle dich sehr traurig, rufe eine allgemeine Fasten in deinem ganzen Reiche aus, und laß bekannt machen, daß Gott über deines Volkes Sünden so sehr erzürnt seye, daß er den edelsten Jüngling zum Opfer fordere. Dann laß deine beiden Lieblinge, in Gegenwart des ganzen Hofs und aller Großen des Reichs, vor deinen Thron kommen, und sage ihnen: einer von ihnen müßte für das Volk sterben, und der andre solle dann deine Tochter haben, und der Erbe deines Königreichs werden. Derjenige nun, der das Opfer wählt, ist der Würdigste.

Du hast recht! antwortete Mansor, er beschenkte den Cassem königlich, um die Armen damit zu erquicken, und reiste dann vergnügt nach Sana zurück.

Jetzt eilte der Imam mit der Probe, er ließ eine strenge Fasten und ein Bußfest von drei Tagen ankündigen, und verfuhr in allen Stücken genau so, wie ihm der Einsiedler gerathen hatte. Als nun der König am dritten Tage des Abends auf seinem Throne saß, und sein ganzer Hof, nebst allen Großen des Reichs, um ihn versammelt waren, so wurden nun auch die beiden jungen Männer vorgefordert, sie kamen, und standen in der Ferne dem Throne gegenüber.

Kommt her, meine Söhne! rief der Imam freundlich, und tretet dahin in die Mitte! — Jeder war neugierig, was dieser Auftritt zu bedeuten haben würde: denn Mansor hatte seinen Vertrauten bei Lebensstrafe verboten, nicht das Geringste von Cassems Rath zu entdecken. Als sie nun da standen, und Jedermanns Auge mit Liebe und Wohlwollen auf sie geheftet war, fuhr der König fort: Höret mich, meine Söhne! die über mich und mein Volk erzürnte Gottheit will, daß Einer von euch zum Sühnopfer, und der Andere zum Gemahl meiner Tochter, und zum Erben meines Throns bestimmt werden soll; da mir nun einer so lieb ist wie der andere, so wählt ihr selbst zwischen beiden.

Der Imam schwieg, und jeder Zuhörer war ganz Ohr. Fartach war äußerst bestürzt über diesen Antrag, Man-

zuel aber nicht, denn er erinnerte sich seines ehmaligen Gesichts hinter der Höhle des Einsiedlers; mit ruhiger und heiterer Miene redete er also seinen Freund Fartach an: Bruder! du bist älter und länger in Diensten als ich, entschließe dich zuerst, was du thun willst. Fartach versetzte mit äußerst traurigem und niedergeschlagenen Gemüth: Mächtigster Imam! hier kann ich nicht wählen, entscheide du selbst, oder laß das Loos entscheiden! Der König antwortete: Weder ich noch das Loos kann das Opfer bestimmen, es muß durch freie Entschließung geschehen; was wählst du, Manzuel?

Großer König der Gläubigen! erwiederte der Sohn Jachsebs, in meinen Knabenjahren führte mich mein Vater zum Einsiedler Cassem, um dessen Rath über meine Erziehung zu hören, dieser zeigte mir nun in einem Gesicht einen Thron in einem Tempel, den verschiedene Jünglinge zu besteigen suchten; der erste wich den Gefahren aus, der zweite eroberte ihn durch Blut und Tod, der dritte aber nahte sich ihm durch Weisheit und Tugend. Als sich nun noch ein Vierter zeigte, der auch des Throns würdig war, so legten beiden einige ansehnliche Männer die nämliche Probe auf, die du uns auch aufgelegt hast; da ich nun vermuthe, daß du dem, der das Opfer wählt, deine Tochter und deinen Thron bestimmen willst, so würde ich sehr ungerecht handeln, und mich an diesem, meinem Freund, schwer versündigen, wenn ich das Opfer wählte, findest du also Fartach deiner Bestimmung würdiger als mich, so geschehe dein Wille, ich verlange dann nichts weiter, als dir und deinem Reich ferner nützlich und angenehm zu seyn.

Mit freudiger Bestürzung erzählte nun der Imam die Geschichte seiner Reise nach dem Gebirge El-Areb, nebst dem Rath des weisen Cassems, und fragte dann, welcher nun unter beiden der Würdigste sey?

Alle gaben mit hohem Erstaunen über die Redlichkeit, Treue und Gewissenhaftigkeit des Manzuel diesem einhellig ihre Stimmen, selbst Fartach umarmte ihn, und sagte: Du übertriffst mich so weit an Tugend und Edelmuth, als

der Himmel die Erde, gönne mir nur die Ehre und das Vergnügen dein Freund zu seyn. Manzuel schwur ihm ewige Treue.

Nun wurde der Sohn Jachsebs der Eidam Mansors und sein Nachfolger im Reich, und noch immer bleibt des Imam Manzuels Andenken beim Volke im Segen.

8.

Adelheid von der Heeß,
oder
das Vehmgericht.

In den Gebirgen des Westerwaldes ragt eine Bergspitze über alle andern empor; man sieht sie allenthalben, so bald man aus den Thälern die buschigten Bergseiten hinansteigt. Wie dieser Berg den Namen die hohe Seelbach bekommen, das ist mir unbekannt; vermuthlich haben die Baronen dieses Namens der nunmehr gänzlich ruinirten Burg, die auf der Spitze stand, denselben beigelegt, obgleich niemals ein Bach da geflossen, noch einer daselbst entstanden ist. So oft ich in meiner Jugend das Schloß Geisenberg besuchte, sahe ich dort gegen Südwesten die hohe Seelbach, und träumte mich dann in die graue Vorzeit zurück.

Dort wohnte ehemals der Junker Hans Diedrich Bohner von Hohen Seelbach. Er hatte ein Fräulein von der Heeß geheirathet. Sie hieß Adelheid, und war durch ihre Tugend, Frömmigkeit, Klugheit und Mildthätigkeit weit und breit berühmt. Ihr Gemahl gehörte unter die Klasse Menschen, von denen man weder Gutes noch Böses spricht; er pflegte das edle Waidwerk, erzog und dressirte Hunde und Pferde, und leerte bei seinen adeligen Nachbarn die Bierhumpen, die ihn dann auch wieder besuchten und weidlich mit ihm zechten. So verfloßen seine ersten Ehestandsjahre ruhig, und Junker Hans

Diedrich hatte keinen Wunsch mehr, als daß er dies Leben so bis in's höchste Alter möchte fortsetzen können; für jenes Leben war auch reichlich gesorgt; denn er hörte fleißig die Messe, so oft es wenigstens seine Jagdgeschäfte erlaubten, beichtete oft und befolgte treulich, was ihm zur Absolution auferlegt wurde.

Seine Gemahlin Adelheid besorgte indessen ihre Haushaltung gewissenhaft, und erzog ihr einziges Kind, den jungen Albert, mit allem Fleiß zur Tugend und einem wahrhaft christlichen Wandel.

Zwölf Jahre hatte ihr Ehestand gewährt und ihr Sohn Albert war zehn Jahre alt, als die fromme Adelheid starb, und in dem Kloster Markheim in der Gruft der Bdronen von Hohen Seelbach beigesetzt wurde. Hans Diedrich trug die schwarzen Kleider so lange, als es der Wohlstand erforderte; dann vermählte er sich mit Brigitten von der Hube, welche genau das Gegentheil von der seligen Adelheid war. Der junge Baron Albert litt am meisten bei dieser Veränderung: denn er wurde zum Gegenstand des tödtlichsten Hasses seiner Stiefmutter, und sein Vater bekümmerte sich nicht um ihn. Dieser Haß vermehrte sich noch um vieles, als Brigitte selbst einen Sohn bekam, und nun keinen größeren Wunsch hatte, als den jungen Albert aus der Welt zu schaffen, damit ihr kleiner Walther Erbherr werden möchte. Ob nun ihr bischen Gewissen, oder die Furcht entdeckt zu werden, oder vielmehr die Obhut des Schutzengels die Ursache war, daß Alberts Leben unangetastet blieb, das ist nur allein dem Allwissenden bekannt. In dieser Kreuzschule duldete und kämpfte Albert vier Jahre, als sich sein Schicksal auf einmal änderte. Gottfried, ein alter treuer Bedienter seiner seligen Mutter, entdeckte, daß man Albert nach Trier in ein Kloster bringen, und dort zum geistlichen Stand zwingen wollte. Dies war nun dem ehrlichen frommen Alten in den Tod zuwider, denn er kannte das Wesen der wahren Christusreligion; seine selige gnädige Frau liebte ihn, und da sie ein offnes treues Herz fand, so machte

sie ihn mit ihren Geheimnissen bekannt; sie konnte sie ihm auch anvertrauen, denn er war äußerst verschwiegen und seiner Herrschaft von Herzen ergeben; in damaliger Zeit war bei der äußerst verdorbenen Geistlichkeit das Bekenntniß des wahren praktischen Christenthums der Weg zum Scheiterhaufen. Dann war es Gottfried auch ein Gräuel, daß man Albert auf diese Weise von seinem väterlichen Erbe verdrängen, und den jungen Walther, in dem sich schon die Keime seiner schlechten Erziehung zeigten, an seine Stelle unterschieben wollte. Er bemerkte schon von weitem die Anstalten, den jungen Baron nach Trier zu bringen, als er schleunig auf Mittel sann ihn zu retten. Dies war aber äußerst schwer, er flehte zu Gott um Licht in dieser wichtigen Angelegenheit, und dies leuchtete ihm auch auf seinem schmalen, dunkeln und gefährlichen Wege: zuerst suchte er Gelegenheit, mit seinem jungen Herrn unbemerkt allein zu reden, und diese fand er, als sich beide auf einem einsamen entfernten Gang im Schloß begegneten. Hier entdeckte nun Gottfried dem jungen Albert, was man mit ihm vorhabe. Der gute vierzehnjährige Jüngling wurde todtenblaß vor Schrecken, aber der treue Alte tröstete ihn, und rieth ihm, jetzt auf der Stelle weg und auf unbekannten Nebenwegen nach dem Kloster Keppel zu gehen, wo die Schwester seiner seligen Mutter, Wallpurgis von der Heeß, Aebtissin war. Albert entfloh auf der Stelle, er hatte nur wenige Stunden zu gehen, und des nämlichen Abends in der Dämmerung kam er in gedachtem Kloster an. Er ließ sich als ein Fremder melden, der etwas sehr Dringendes mit der Frau Aebtissin zu sprechen habe, wurde vor das Gitter gelassen und gab sich ihr zu erkennen; er schilderte ihr rührend seine Lage und die Ursache seiner Flucht aus dem väterlichen Hause, und die Aebtissin hörte ihm mit Mitleid und Erstaunen zu; endlich sprach sie: Lieber Vetter! ich kann dir keinen Schutz verschaffen, ich kenne die Verhältnisse, in welchen dein Vater gefesselt ist; der Abt zu Markheim und die Familie von der Hube haben ein Komplot geschmiedet, dem zu widerstehen ich zu schwach

bin. Albert traten Thränen in die Augen und seine Tante weinte mit ihm. Nach einigem Besinnen ließ sie ihren Förster rufen, sie kannte ihn als einen treuen und bewährten Mann, daher sprach sie zu ihm: Bertram! dieser mein Vetter ist in der äußersten Gefahr, bringe ihn an einen sichern Ort, aber ich mache dir zur Pflicht, mir nicht zu sagen wo er ist, damit ich nöthigen Falls einen Eid schwören kann, daß ich seinen Aufenthalt nicht weiß. Bertram nahm den Junker zu sich, und verbarg ihn die Nacht an einem sichern Ort, und des andern Morgens vor Anbruch des Tags ging er mit ihm auf das Schloß Geisenberg, welches nur anderthalb Stunden von Keppel auf einem hohen Berg an der Abendseite des Gillers liegt. Dies Schloß gehörte damals den Grafen von Nassau-Siegen, und wurde jetzt nur von einem Förster bewohnt, der Bertrams Bruder war und Siegfried hieß. Dieser nahm Albert willig auf, und versprach ihn so zu verstecken, daß ihn Niemand hier ähnen solle. Geisenberg war aber ein Versammlungsort des fürchterlichen Vehmgerichts, und Siegfried ein geheimer Diener desselben; dieser war der rechte Mann, den guten Junker zu verbergen, er brachte ihn an einen Ort im Schlosse, wo ihn gewiß Niemand suchen, geschweige finden konnte. Auch versahe er ihn mit Speisen, wozu er von seinem Bruder das nöthige Geld bekam.

Auf Hohen Seelbach aber entdeckte man nun bald Alberts Abwesenheit; alles gerieth in Allarm; Gottfried hielt sich ganz stille, und versahe seinen Dienst, als wenn ihn das alles nicht anginge, auch hatte er sich immer so vorsichtig betragen, daß Niemand einen Verdacht auf ihn haben konnte. Junker Hans Diedrich war äußerst aufgebracht, er lief im Schlosse umher, fluchte und schimpfte, und gab jedem die Schuld, der ihm begegnete; allein was war da zu machen? Viel wurde beschlossen und wieder verworfen, und am Ende blieb's dabei, daß man nichts that, man beruhigte sich allmählig, und Albert wurde vergessen. Frau Brigitte aber ängstete sich in ihrem Herzen, denn

Albert war nun aus ihrer Gewalt, und sie befürchtete nicht ohne Grund, daß er wohl dermaleins wiederkommen und schwere Rache an ihr nehmen könnte.

Aber auch Gottfried war nun nicht mehr ruhig, er beschloß daher, seinen Abschied zu nehmen, und seinen Junker aufzusuchen, damit er ihm dienen und mit Rath und That an die Hand gehen könne. Er kündigte demnach seinem Herrn an, daß er sein nun noch übriges Leben Gott widmen und ein Waldbruder werden wolle. Hans Diedrich hatte nichts darwider, und nachdem er Gottfried seinen Abschied ertheilt, schaffte sich dieser ein Eremitenkleid an, nahm einen Stab in die Hand und ein Gebetbuch, das noch ein Andenken seiner seligen gnädigen Frau war, in den Sack und wanderte in Gottes Namen fort und nach Keppel, wo er als Eremit bald Zutritt bei der Aebtissin erhielt, sich ihr entdeckte, und ihr dann den ganzen Hergang mit Albert erzählte, wobei er ihr noch vieles vertraute, das ihr bis dahin unbekannt geblieben war. Die Aebtissin hatte ihn oft bei ihrer Schwester gesehen, und ihn von ihr rühmen hören, sie dankte ihm also herzlich für seine Treue, versicherte ihm aber, daß sie Alberts Aufenthalt nicht wisse, auch nicht wissen dürfe, doch wies sie ihn an Bertram, dem sie einen Wink gab, nach welchem ihn dieser in sein Haus aufnahm. Unser Eremit legte sich nun den Namen Benedikt bei, und folgte Bertram des folgenden Morgens zu seinem Bruder auf den Geisenberg, und am Abend spät wurde er zu Albert geführt, der sich höchlich über seine Gegenwart freute, ihm aber auch zugleich klagte, daß er es nicht lange in dieser Einsamkeit aushalten könne, denn er habe nichts zu thun, und die lange Weile plage ihn erbärmlich. Benedikt tröstete und ermahnte ihn fleißig zum Erlöser zu beten, und sich ganz dessen Führung zu übergeben, so würde er Ruhe in seinem Herzen finden, und erfahren, wie herrlich nach vielen Prüfungen der Ausgang seyn würde. Diese Rede war Balsam auf das wunde Herz des guten Jünglings, und er gab sich zufrieden.

In den engen Thälern zwischen dem Geisenberg und dem Giller baute sich Benedikt eine Zelle, sie wurde aber nicht fertig, denn nun trat ein anderer Mann auf den Schauplatz: an einem Morgen früh kam ein Ritter mit geschlossenem Helm und einigen Reitknechten auf dem Geisenberg an. Dieser gab Siegfried ein Zeichen, woran er erkannte, daß er zum Vehmgericht gehöre; aber nun kam der gute Mann in Verlegenheit, denn er fürchtete etwas gefragt zu werden, das er nicht sagen dürfe und doch als Diener des Vehmgerichts sagen müsse. Doch der Ritter kam ihm zuvor, denn er vertraute ihm, daß er entschlossen sey Albert zu retten und ihn zu seiner Bestimmung zu führen, dies verspräche er ihm auf Ritterehre; wenn er also den Junker in Verwahr habe, oder wisse wo er wäre, so solle er es ihm bei seinen Vehmpflichten anzeigen. Benedikt kam auch herzu, der Ritter mit dem verschlossenen Helm kannte ihn und versicherte ihm das Nämliche. Daher also auch Beide keine Schwierigkeiten machten, Alberts Aufenthalt zu entdecken. Hierauf fragte der Ritter Benedikt, ob er reiten könne und seinen jungen Herrn und ihn begleiten wolle? Benedikt erwiederte: ich habe lange meinem gnädigen Herrn als Reitknecht gedient, und nun deswegen meinen Abschied genommen, meinem Junker Albert zu dienen, so lang mir Gott das Leben fristet; jetzt schickte der Ritter seine Knechte nach Haus, und behielt nur zwei Pferde nebst Zubehör für Albert und Benedikt zurück, dann verfügte er sich zu diesem, doch immer mit geschlossenem Helm und sprach: Junker Albert! Ihr müßt jetzt einen andern Namen annehmen, und mir an einen Ort folgen, wo Ihr in Allem unterrichtet werden sollt, was einem edlen Ritter geziemt; Ihr heißt von nun an Philibert von der Rose, und Euer treuer Benedikt wird Euch begleiten; seyd getrost, fürchtet Gott und seyd im strengsten Sinn des Worts verschwiegen in allem was Eure Familie betrifft, dies müßt Ihr mir auf Rittertreue schwören, dann wird es Euch noch wohl gehen. Albert freute sich höchlich und schwur gerne.

Sobald es Nacht geworden war, begaben sich alle drei auf den Weg, der sie über Attendorn in Westphalen nach Münster führte. Der Ritter öffnete nie seinen Helm, auch äußerte er mit keinem Worte, wer er war.

In Münster übergab er den Albert mit seinem Bedienten einem Freiherrn von Buchholz in treue Pflege und verließ ihn dann. Hier war es ihm wohl, er wurde mit allem Nöthigen versorgt, und seine Studien und ritterlichen Uebungen so geleitet, daß er innerhalb drei Jahren ein vollendeter Edelmann genannt zu werden verdiente. In der Hauptsache des Christenthums war und blieb aber Benedikt sein wichtigster Lehrer; er unterrichtete ihn, wie er die Gebräuche und Ceremonien seiner Kirche nützlich auf sein Herz anwenden, übrigens aber seine Grundsätze nur in seinem Wandel zeigen, und sie in Worten nur dann äußern müsse, wenn Schweigen Verläugnung seyn würde. Uebrigens empfahl er ihm die klügste Vorsicht, um seiner Kirche keinen Anlaß zum Verdacht der Ketzerei zu geben.

Albert war nun achtzehn Jahre alt, und nicht blos ein vollkommner Ritter, sondern auch, wenigstens nach damaligen Begriffen, ein gelehrter junger Mann; in seinem Wandel aber der tugendhafteste Jüngling seiner Zeit. Der Herr von Buchholz fand ihn also geschickt, seinen fernern Plan, so wie er ihm von dem Ritter mit dem geschloßnen Helm war aufgetragen worden, mit ihm auszuführen. Daher fing er einstmals in einem traulichen Gespräch an: Junker Philibert! es ist nun Zeit, daß Ihr Euch in die Welt und auf Reisen begebt, alles ist dazu vorbereitet. Euer alter treuer Benedikt nebst noch zwei Reitknechten werden Euch begleiten. So lang Ihr auf der Reise seyd, müßt Ihr den Namen, den Ihr jetzt führt, beibehalten, und Euch nie öffentlich unter Unbekannten mit offnem Helm sehen lassen. Ihr reist jetzt nach Sankt Gallen in der Schweiz und meldet Euch bei dem Abt, welcher Euch wohl empfangen und ferner rathen wird.

Philibert freute sich auf die Reise, er versprach alles treulich zu befolgen, was ihm empfohlen worden, und be-

gab sich mit seinen Leuten auf den Weg. Um sein Vater
land zu meiden, nahm er ihn über Coblenz, Mainz
Stuttgart und Constanz nach St. Gallen, wo e
ohne den geringsten Zufall ankam. Der Abt empfing ih
freundlich, und nach einigen Tagen, in denen er sich nac
Genüge ausgeruht hatte, gab er ihm ein versiegeltes Bille
an die Priorin eines benachbarten Klosters, welches er nu
von Benedikt begleitet, selbst überbringen sollte. Phi
libert befolgte diesen Auftrag auf der Stelle, und ritt mi
einem Wegweiser und seinem treuen Benedikt nach be
sagtem Orte hin, wo er das Billet der Pförtnerin überga
und sie bat, ihn bei der Frau Priorin zu melden; er wurd
von ihr über einen langen Gang in ein abgelegenes Zimme
geführt und da mit Benedikt allein gelassen. In weni
gen Minuten trat eine Dame herein, bei deren Anbli
Philibert und sein Begleiter wie steinerne Bildsäulen d
standen, sie näherte sich Albert, schloß ihn in die Arm
und rief im höchsten Affekt: Gelobt sey der Herr mein Got
der uns nach so schweren Prüfungen einander wiedergegeb
hat! Benedikt fing laut an zu weinen und schluchzt
die Worte hervor: jetzt will ich gern sterben, nachdem i
dies Wunder erlebt und meine liebe gnädige Frau, w
vom Tode erstanden, wiedergefunden habe. Die Rührun
zwischen Mutter und Sohn und das Erstaunen des letzter
war unaussprechlich. Beide bedurften der Erholung, dahe
wünschte Adelheid, Albert möchte mit seinem Diene
zu dem Schaffner gehen, dort ein Mittagbrod einnehmen
und dann Nachmittags wieder zu ihr kommen, doch empfa
sie ihnen von ihrer Entdeckung nicht das geringste merke
zu lassen; diese Sorge war unnöthig, denn beide hatten
viel zu denken, daß ihnen das Reden verging, sie gehorc
ten also und verließen Adelheid in einer Art von B
täubung; der Zwischenraum von hier bis zur festgesetzte
Stunde schien ihnen eine Ewigkeit zu seyn, und als dieselb
herannahte, eilten sie mit beflügelten Schritten in's besag
Zimmer zurück. Adelheid hatte sich nun wieder erhol
und nach vielen wechselseitigen Umarmungen und heiß

küssen zwischen Mutter und Sohn, und den freundschaftlichsten Ergießungen gegen den treuen Gottfried, fing sie folgender Gestalt an: Mein Leben und meine Führungen sind so merkwürdig, daß sie wohl verdienen bekannt gemacht zu werden; nur jetzt ist es noch zu früh, denn der Bosheit ist ihre Macht noch nicht gelähmt, und das Maaß muß erst voll werden. Der Abt Cyrillus zu Markheim ist das Werkzeug der allerabscheulichsten Verbrechen. Gleich nach meiner Verheirathung mit deinem Vater fingen seine öfteren Besuche an; und da er meine religiösen Gesinnungen bemerkte, so verkleidete sich dieser Bösewicht in einen Engel des Lichts, er sprach mir viel von der Mystik, lobte mich sehr, daß ich die Schriften des Johannes a cruce, der heiligen Katharina von Genua, von Siena, des Franziskus von Sales und andere mehr zu meiner Erbauung gewählt hatte; kurz er wendete alle, auch die feinsten Mittel an, mich zu einem verbotenen Umgang mit ihm zu verführen, allein ich widerstand ihm unter Gottes Beistand fest und entschlossen, und als er endlich einstmals sehr zudringlich war, so trat ich sehr ernst vor ihn hin und sagte: Herr Abt! Ihr seyd kein Priester Gottes unseres Erlösers, sondern ein Priester des Teufels, entfernt Euch im Augenblick und kommt mir nie wieder vor die Augen! Nun entfernte er sich, aber mit einem Gesicht, in welchem die ganze Hölle drohte.

Als ich nachher ruhig überlegte, wie ich den Abt behandelt hatte, so bebte mein Herz, denn seine ansehnliche Verwandtschaft und seine Konnexionen in Rom und andern geistlichen Höfen, nebst seiner schlauen Gewandtheit, sich in alle Formen zu schmiegen, konnten mich für die schrecklichsten Folgen meiner Unbesonnenheit zittern machen; indessen ich verließ mich auf Gott, und flehte zu Ihm um Schutz und Bewahrung.

Bald nachher besuchte uns der Bruder meines Mannes, der Maltheser-Ritter Pharamund von Hohen Seelbach, der edelste Mann, der größte Held und der erleuchteste

Christ, ein Ritter ohne Gleichen. Dieser vortreffliche Man
durchschaute alsofort mein Herz, meine Lage und meine Ve
hältnisse, und ich empfand im Augenblick die Sympath
unserer Seelen, daher vertraute ich ihm auch, was zwisch
mir und dem Abt vorgefallen war. Sehr bewegt sagte
mir: Gott stehe Euch bei! liebe Schwester! es stehen Eu
große Prüfungen bevor, aber beharrt im Wandel vor Got
und im innern Gebet, so wird der Lohn Eurer Treu
herrlich und groß seyn. Ich vertraue Euch ein Geheimni
an, das Vehmgericht ist dem Abt auf der Spur, er steh
im verbotenen Umgang mit Brigitten von der Hub
zwei Früchte desselben sind gemordet worden, einer seine
Mönche ist eingemauert, weil er die Schandthaten des Abt
entdeckte, und ihn darüber zur Rede setzte, kurz, sein
Verbrechen schreien gen Himmel, seiner Plane, die in'
Große gehen, mag ich gar nicht gedenken. Das heimlich
Gericht sammelt alle Beweisgründe, und wenn es sie hat
dann wehe dem Abt! darum seyd vorsichtig, liebe Schwester
ich werde im Verborgenen in der Nähe bleiben, den Ab
genau beobachten, und zu Eurem Schutz immer bei de
Hand seyn. So sprach der große Mann, und verließ mich
Albert unterbrach hier seine Mutter und fragte: ob da
auch wohl der Ritter mit dem verschlossenen Helm gewese
sey, der ihn vom Geisenberg abgeholt und nach Münste
gebracht habe? Allerdings, der war derselbe, fuhr Adel
heid fort.

Der Abt ließ mich von der Zeit an in Ruhe, er wa
mir immer höflich und am Ende freundschaftlich, doch traut
ich ihm nie, denn meines Schwagers Entdeckungen hatte
mich zu tief in sein Gräuelherz blicken lassen. So ver
flossen die Jahre meines ohnehin traurigen Ehestandes;
endlich wurde ich krank, meine Kräfte schwanden dahin,
und ich verlor endlich mein Bewußtseyn; als ich aus diesem
Zustand erwachte, befand ich mich in einem engen Kerker,
der nur ein kleines vergittertes Fenster hatte, ich wußte
nicht wo ich war, und fühlte mich äußerst schwach und
elend, verlarvte Personen brachten mir Brod und Wein,

von denen ich aber, all' meiner Klagen und Bitten ungeachtet, kein Wort heraus bringen konnte, das mich hätte beruhigen können. In dieser Lage war ich zwei Tage; am dritten aber bemerkte ich, daß zur Seite hinter der Wand gearbeitet wurde, bald brach man die Wand durch, und nun erfuhr ich mit tödtlichem Schrecken, wozu ich bestimmt war, ich rief aus der Tiefe zu Gott und empfand hierauf eine selige Ruhe, einen Frieden, der sich durch mein ganzes Wesen verbreitete. Ich wurde eingemauert; betäubt harrte ich meiner Auflösung entgegen, als ich wieder Arbeiter von Außen vernahm, man brach die Wand abermals durch, zog mich aus meinem Kerker hervor, und mauerte das Loch wieder zu, dann wurde ich durch einen verborgenen unterirdischen Gang an die freie Luft gebracht und von zwei vermummten Männern in einen im Wald wartenden Wagen getragen, ein Ritter mit geschlossenem Visir hielt daneben, und in ihm erkannte ich meinen edlen Schwager, der mir Erfrischungen im Wagen mitgebracht hatte, und mich dann hieher führte. Er hatte zwei treue Männer unter den Klostergeistlichen, die dem Vehmgericht in's Geheim verpflichtet waren, und zugleich das Zutrauen des Abts besaßen, durch diese war das Einmauern und zugleich meine Befreiung bewerkstelligt worden. Es kam nun alles darauf an, daß man mich allgemein todt glaubte: denn der Schirmvogt des Klosters, Gerlach von der Hube, ist ein sehr mächtiger Ritter, der mit Fürsten und Großen im Bündniß steht, und da er den Umgang des Abts mit seiner Schwester wußte, so wünschte er sie zu verheirathen; dazu verstand sich aber nicht leicht ein rechtschaffner Ritter, nur dein Vater war schwach genug, sich hintergehen zu lassen; aber auch er fängt nun an die fürchterlichen Gräuel zu durchschauen, er wehklagt und nimmt nun zu spät seine Zuflucht zu seinem edlen Bruder, der ihn tröstet und zur rechten Quelle aller Beruhigung leitet.

Albert und Gottfried schauderten bei der Erzählung so vieler Verbrechen und der Leiden der geliebten Adelheid, aber sie dankten auch Gott von Herzen, für seine gnädige

Leitung, und empfahlen sich ferner in seinen allmächtigen Schutz. Mutter und Sohn blieben nun einige Zeit zusammen, dann machte Albert eine Reise durch die Schweiz und Vorder-Italien, und kehrte darauf wieder zu seiner Mutter zurück.

Endlich war denn auch die Zeit gekommen, wo die Verbrecher reif zum Gericht waren. Ritter Pharamund kam und brachte die Kundschaft Adelheid und ihrem Sohne, daß sie nun bald wieder nach Hohen-Seelbach kommen und die langentbehrten Rechte in Ruhe genießen würden, aber sie müßten ohne weitere Fragen ihm unvorzüglich folgen. Adelheid wurde in einem rundum bedeckten Wagen in einen dichten Schleier gehüllt weggeführt, und die Ritter Pharamund und Albert, von Gottfried begleitet, ritten neben dem Wagen her.

Nachdem sie so das Würtembergische und Hohenlohische durchreist hatten, gelangten sie endlich an ein einsames Haus im Wald; hier hielten sie still, und Pharamund wies seinen Begleitern ein Zimmer an, und empfahl ihnen, sich ganz stille zu halten, bis er um 9 Uhr Abends wiederkehren und ihnen sagen werde, was ferner zu thun sey. Albert und Adelheid waren voller Erwartung der Dinge die da kommen sollten. Gottfried aber besorgte im Stalle seine Pferde.

Zur bestimmten Stunde erschien Pharamund wieder und sprach: Jetzt, meine Lieben! werdet Ihr einem Auftritt beiwohnen, wobei Schrecken und Entsetzen sich Eurer bemächtigen wird, aber habt Muth, es wird Euch kein Haar gekränkt, und Eure Leiden werden herrlich legitimirt werden. Ihr werdet mit verbundenen Augen an einen Ort und wieder zurückgeführt werden, von dem Ihr nach Eurer Rückkehr nie ein Wort entdecken dürft, sonst droht Euch Verlust des Lebens. Hierauf kamen acht verlarvte schwarzgekleidete Männer herein, verbanden ihnen die Augen und trugen sie dann in Sänften fort; ungefähr nach einer halben Stunde stiegen sie aus und wurden durch krumme Gänge und Treppen hinab an einen Ort gebracht, wo ihnen

die Binde von den Augen gelöst ward; zwanzig schwarzgekleidete verlarvte Männer saßen hier an den Wänden herum auf steinernen Bänken, einige Kerzen beleuchteten matt die Gegenstände, und überall herrschte Todtenstille! — Endlich sprach ein Ritter, der obenan seinen Platz hatte: bringt den Baron Hans Diedrich von Hohen-Seelbach herein, er muß sehen, unter welchem Schlangengezüchte er gelebt hat, und wie die göttliche Gerechtigkeit Verbrechen bestraft! Er erschien und man löste ihm die Binde. Todtenblässe überfiel den Ritter, allein der Richter sprach ihm zu, versicherte ihn, daß er nichts zu befürchten habe und hieß ihn sich niedersetzen. Nun wurde das Gericht eröffnet und die Verbrechen hereingeführt, nämlich der Schirmvogt des Klosters Markheim, Gerlach von der Hube, dann der Abt, und endlich Brigitte von Hohen-Seelbach; auch ihnen wurden die Augen wieder geöffnet, und nun bemächtigte sich tödtlicher Schrecken der Unglücklichen, sie schwankten wie Trunkene und vermochten sich kaum aufrecht zu halten. Aber ihr Ankläger trat auf, und las ihnen ihre Verbrechen vor. Schreckliche Dinge kamen hier zum Vorschein. Meuchelmorde, Kindermorde in Menge, Giftmischereien und gotteslästerliche Handlungen ohne Ende; auch daß Adelheid von Brigitten ein Bleipulver und bald darauf ein betäubendes Gift bekommen, welches ihr das Lebenslicht ausblasen sollte, daß sie aber in der Gruft wieder erwacht, welches von Mönchen bemerkt, und worauf beschlossen worden, sie einzumauern. Nachdem dies fürchterliche Register den Verbrechern vorgelesen war, so sprach der Richter: Alle diese Schandthaten und Verbrechen sind Wahrheit, die ihr nicht leugnen könnt. Alles ist durch Zeugen bewährt und gründlich untersucht. Brüder entscheidet! — Jetzt erhoben sich alle schwarzen Männer und sprachen ein dumpfes Wehe! Wehe! Wehe! über den Abt Cyrillus, über Gerlach von der Hube und über seine Schwester; alle drei wurden weggeführt und in einem Nebenzimmer hingerichtet. —

Adelheid, Albert und Hans Diedrich führt man, nachdem sie wieder verbunden waren, nun zurück in das oben erwähnte einsame Haus. Als sie in ihrem Zimmer waren und ihre Augen wieder brauchen konnten, erkannte auch Hans Diedrich seine Gemahlin und Albert, er war noch außer sich vor Schrecken und verstummte nun vor Erstaunen, er glaubte zu träumen, oder gar todt zu seyn; sein Bruder aber, der auch wieder herzukam, trat vor ihn hin und sagte: Siehe mein Bruder! Gottes Barmherzigkeit hat dir dein liebes Weib, das Weib deiner Jugend, und deinen Sohn aufbewahrt, und das ist die Frucht unsers Gebets für dich. Du lebtest bisher deinen sinnlichen Lüsten und empfandest nicht die Pflichten, die dir als Senior unsers Hauses, als Gatte und Vater obliegen. Hunde und Pferde waren dir mehr als Frau und Kind. Es konnte dir nicht unbekannt seyn, daß der Abt Cyrillus, der Schirmvogt und dein gottloses Weib in einer verbrecherischen Verbindung standen, das kümmerte dich aber nicht, wenn du nur deiner Jagd ungestört abwarten konntest, so war dir das Uebrige einerlei. Deine Unterthanen seufzten unter dem Drucke deiner Beamten, und wurden durch die Klostergeistlichen und Pfaffen für Ablaß und Seelenmessen bis auf's Blut ausgesogen. Du hättest sie schützen, und als ihr Herr christlich regieren sollen, dies hast du aber nicht gethan, sondern, wenn du deine Frohndienste und Steuern bekamst, warst du zufrieden, alles andere ging dich nicht an. Du hast wohl zu Zeiten arme Wittwen, die um Hülfe und Schutz bei dir flehten, mit Hunden aus dem Hof gehetzt, wenn sie gerade nicht recht kamen, oder du durch sie in einer Liebhaberei oder einem sinnlichen Genuß gestört wurdest; du sahest die Frömmigkeit deiner Adelheid, und hörtest ihr Gebet, aber das rührte dich nicht, du lachtest und spottetest wohl noch darüber, und sahest nicht einmal recht zu, als man dir sagte, dein gutes Weib sey gestorben, im Grunde war es dir lieb, denn dein thierischer Sinn war durch den Abt schon auf Brigitten geleitet, ehe noch Adelheid von ihr war vergiftet worden. Du h

ein Mann von Verstand, und konntest wissen, daß ein solcher satanischer Bösewicht, wie der Abt, keine Sünden vergeben könne, und doch gründetest du deine Seligkeit auf seine Absolution. Bruder! was wäre aus dir geworden, wenn dich die göttliche Gerechtigkeit auf einmal aus dem Lande der Lebendigen vertilgt hätte? Denke doch nicht, daß die Kirche durch den Satan Sünden vergeben könne, und daß überhaupt keine vergeben werden, so lange das Herz nicht geändert wird und zu sündigen aufhört. Du weißt, kannst es wenigstens wissen, wie kläglich es im heiligen römischen Reich aussieht. — Wer soll die herrschenden Verbrechen des Adels, der Machthaber und der Geistlichkeit strafen? — Dem Kaiser sind die Hände gebunden, der Pabst und die hohe Geistlichkeit mögen nicht, denn sie sind größtentheils selbst Verbrecher, und sie finden ihre Rechnung bei dieser traurigen Verfassung; darum mußten edle Männer und wahre Ritter das strenge heimliche Gericht stiften, um an Gottes Statt dem Laster Einhalt zu thun, und die Unschuld zu retten. Du hast nun sein Verfahren gesehen, und hast große Ursache diesen Männern zu danken, daß sie dir dein frommes Weib und deinen hoffnungsvollen Sohn gerettet und erhalten haben. Beide hast du nun wieder, und es wird auf dein Betragen ankommen, in wiefern dein zukünftiges Leben ruhig und gesegnet werden soll.

Hans Diedrich war durch das unterirdische nächtliche Vehmgericht und durch die Hinrichtung der drei Personen so erschüttert worden, daß er zitterte und bebte, und diese Rede seines Bruders hatte ihn vollends so weich gemacht und zermalmet, daß er auf den Boden hinsank, und zu Gott, seiner Frau, seinem Bruder und seinem Sohn um Gnade, Vergebung und Erbarmen flehte. Alle hoben ihn auf, sicherten ihm völlige Vergebung zu und umarmten ihn mit der zärtlichsten Liebe. Von diesem Augenblick an war der Baron ganz verändert, er wurde der zärtlichste Gatte, der beste Vater, der beste Regent und ein wahrer Christ. Pharamund begleitete alle drei nach Hohen-Seelbach;

Adelheid, Albert und Hans Diedrich führte man, nachdem sie wieder verbunden waren, nun zurück in das oben erwähnte einsame Haus. Als sie in ihrem Zimmer waren und ihre Augen wieder brauchen konnten, erkannte auch Hans Diedrich seine Gemahlin und Albert, er war noch außer sich vor Schrecken und verstummte nun vor Erstaunen, er glaubte zu träumen, oder gar todt zu seyn; sein Bruder aber, der auch wieder herzukam, trat vor ihn hin und sagte: Siehe mein Bruder! Gottes Barmherzigkeit hat dir dein liebes Weib, das Weib deiner Jugend, und deinen Sohn aufbewahrt, und das ist die Frucht unsers Gebets für dich. Du lebtest bisher deinen sinnlichen Lüsten und empfandest nicht die Pflichten, die dir als Senior unsers Hauses, als Gatte und Vater obliegen. Hunde und Pferde waren dir mehr als Frau und Kind. Es konnte dir nicht unbekannt seyn, daß der Abt Cyrillus, der Schirmvogt und dein gottloses Weib in einer verbrecherischen Verbindung standen, das kümmerte dich aber nicht, wenn du nur deiner Jagd ungestört abwarten konntest, so war dir das Uebrige einerlei. Deine Unterthanen seufzten unter dem Drucke deiner Beamten, und wurden durch die Klostergeistlichen und Pfaffen für Ablaß und Seelenmessen bis auf's Blut ausgesogen. Du hättest sie schützen, und als ihr Herr christlich regieren sollen, dies hast du aber nicht gethan, sondern, wenn du deine Frohndienste und Steuern bekamst, warst du zufrieden, alles andere ging dich nicht an. Du hast wohl zu Zeiten arme Wittwen, die um Hülfe und Schutz bei dir flehten, mit Hunden aus dem Hof gehetzt, wenn sie gerade nicht recht kamen, oder du durch sie in einer Liebhaberei oder einem sinnlichen Genuß gestört wurdest; du sahest die Frömmigkeit deiner Adelheid, und hörtest ihr Gebet, aber das rührte dich nicht, du lachtest und spottetest wohl noch darüber, und sahest nicht einmal recht zu, als man dir sagte, dein gutes Weib sey gestorben; im Grunde war es dir lieb, denn dein thierischer Sinn war durch den Abt schon auf Brigitten geleitet, ehe noch Adelheid von ihr war vergiftet worden. Du bist

ein Mann von Verstand, und konntest wissen, daß ein solcher satanischer Bösewicht, wie der Abt, keine Sünden vergeben könne, und doch gründetest du deine Seligkeit auf seine Absolution. Bruder! was wäre aus dir geworden, wenn dich die göttliche Gerechtigkeit auf einmal aus dem Lande der Lebendigen vertilgt hätte? Denke doch nicht, daß die Kirche durch den Satan Sünden vergeben könne, und daß überhaupt keine vergeben werden, so lange das Herz nicht geändert wird und zu sündigen aufhört. Du weißt, kannst es wenigstens wissen, wie kläglich es im heiligen römischen Reich aussieht. — Wer soll die herrschenden Verbrechen des Adels, der Machthaber und der Geistlichkeit strafen? — Dem Kaiser sind die Hände gebunden, der Pabst und die hohe Geistlichkeit mögen nicht, denn sie sind größtentheils selbst Verbrecher, und sie finden ihre Rechnung bei dieser traurigen Verfassung; darum mußten edle Männer und wahre Ritter das strenge heimliche Gericht stiften, um an Gottes Statt dem Laster Einhalt zu thun, und die Unschuld zu retten. Du hast nun sein Verfahren gesehen, und hast große Ursache diesen Männern zu danken, daß sie dir dein frommes Weib und deinen hoffnungsvollen Sohn gerettet und erhalten haben. Beide hast du nun wieder, und es wird auf dein Betragen ankommen, in wiefern dein zukünftiges Leben ruhig und gesegnet werden soll.

Hans Diedrich war durch das unterirdische nächtliche Vehmgericht und durch die Hinrichtung der drei Personen so erschüttert worden, daß er zitterte und bebte, und diese Rede seines Bruders hatte ihn vollends so weich gemacht und zermalmet, daß er auf den Boden hinsank, und zu Gott, seiner Frau, seinem Bruder und seinem Sohn um Gnade, Vergebung und Erbarmen flehte. Alle hoben ihn auf, sicherten ihm völlige Vergebung zu und umarmten ihn mit der zärtlichsten Liebe. Von diesem Augenblick an war der Baron ganz verändert, er wurde der zärtlichste Gatte, der beste Vater, der beste Regent und ein wahrer Christ. Pharamund begleitete alle drei nach Hohen-Seelbach;

nach wenigen Wochen reiste er zwar wieder fort, doch besuchte er sie zuweilen und freute sich ihres Glücks. Das Verschwinden der drei Personen machte freilich Aufsehen, aber Niemand rührte sich, weil Jedermann die Ahndung des Vehmgerichts fürchtete.

Es gibt kein Vehmgericht mehr, wir bedürfen aber auch keins, denn der Richter hat sich aufgemacht um selbst zu richten. Die Füße des Keltertreters von Bozea sehen sehr blutig aus. Menschen! Brüder! macht Frieden mit Ihm.

9.

Konrad der Gute.

„Nun hör', Konrad!" sagte der alte Vinzenz, und warf einen Gürtel mit Geld auf den Tisch, „sieh', da hast du zweihundert Thaler. Laß dich aber nicht über's Ohr hauen! Gib wohl Acht, daß der Gaul nicht dämpfig ist, nicht die Mauke oder die Gallen hat. Du mußt das doch nun verstehen; du bist schon fünf und zwanzig Jahre alt. Ja, wie ich so alt war... Aber hör', den Doggen, den Sultan nimm mir mit. Am Seil, verstehst du? Und dann morgen um zwei Uhr fort."

Konrad hörte das dienstwillig an. „Gut, Vater," erwiederte er; „ich werde thun, was ich kann. Auch werdet Ihr deßhalb, wie ich hoffe, keine Sorgen haben."

„Nun ja, ja! brummte der Alte. Man weiß wohl, wie das mit euch jungen Leuten ist. Gar früh wollt ihr alten Verstand haben, und dann fehlt es doch immer noch sehr. Als ich so war wie du — ja da!" —

Konrad schwieg, nahm den Gürtel, ging und legte sich schlafen. Um ein Uhr stand er auf und weckte die Küchenmagd, welche ihm eine kräftige Biersuppe kochen und einen tüchtigen Pfannenkuchen dazu backen mußte: denn so hatte es die sorgsame Mutter Abends vorher verordnet. Er ließ es sich wohl schmecken, schnallte den Gürtel um, nahm seinen Sultan an die Leine und stieg nun fröhlich den Berg hinan.

Konrad war einer von den wirklich seltenen Bauernsöhnen, die Organe für das Schöne und Große in der Natur haben. Er war so glücklich gewesen, dem Hauslehrer der jungen Herrschaft zu gefallen, deren Güter sein Vater in Pacht hatte; und dieser vortreffliche Mann bildete seine vielversprechenden Anlagen sorgfältig, aber mit beständiger Rücksicht auf seinen Stand und seine muthmaßlichen künftigen Verhältnisse aus. Konrads Augen sahen allenthalben in der Schöpfung die Hand des ewigen Vaters; seine Ohren hörten den leisen Fußtritt der wandelnden Gottheit; sein Herz bebte von Wonnegefühlen, wenn der Alliebende aus jedem seiner Werke zu ihm redete. Sein ganzes Wesen war noch unschuldig, seine Einbildungskraft noch unvergiftet. An's Heirathen hatte er bis jetzt nie ernstlich gedacht; er wußte, daß ihm dies wenig helfen würde, denn sein Vater hatte ihm ein für allemal gesagt: er brauche sich dessen nichts einfallen zu lassen, bis er ihn dazu auffordere. Konrad war zwar fest entschlossen, sich keine Frau aufbringen zu lassen, aber auch keinem Mädchen die Ehe zu versprechen, wofern seine Eltern nicht ihre völlige Zustimmung gäben. Diesem Vorsatz war er bis dahin treu geblieben.

Der Morgen, an welchem Konrad auf den Pferdehandel ausging, war einer der schönsten, die der junge Mai in all' seiner Fülle hervorzubringen vermag. Und Konrad — war einer der schönsten Jünglinge seiner Gegend. Aufgeschossen wie die Tanne, herrschte in allen Gliedern das vollkommenste Ebenmaaß; die Farbe der Gesundheit blühte auf seinen Wangen; blondes, starkes Haar kräuselte sich um seine Schläfe; im dunkeln Blau der Augen glühte inniges Gefühl und reines Wohlwollen. Der Maimorgen und Er paßten vortrefflich zusammen. — So wie er über die Felder hinan oben an den Kranz des Buchenwaldes kam, stieg der Ocean des Lichts hinter dem holdäugelnden Morgenstern über und zwischen dem sanft bewegten jungen Grün des Hains empor. Drei oder vier Nachtigallen sangen im zarten Laube ihr Rezitativ, und die Merzamsel fiel

zuweilen mit ihrem Baß in dasselbe ein. Hinter sich, gegen Abend, sah unser Wanderer über den Nebelstrom hin, der weit und breit, als ein feines Gewebe, durch die Thäler hinfloß. Der Mond, dem nun — wie der Landmann sagt — auch der rechte Backen zu schwellen anfing, sank eben hinter einen Felsenriff, blinzelte aber doch noch einmal durch eine Spalte des Gesteins hindurch, und hauchte Konrad, gleichsam noch in der Thür, eine glückliche Reise zu, womit er dann vollends seinen stillen, traulichen Nachtweg fortsetzte.

Unser Freund empfand dies alles tief; seine Brust wurde dadurch erweitert, sein ganzes Wesen gehoben. Freudig schritt er vorwärts über die Höhe des Berges, und fing schon an in's nächste Thal hinab zu steigen, als die Königin des Tages vollends hervortrat. Allenthalben zeigten sich die Spuren der erwachenden Geschäftigkeit. Hier langsam und gebückt einherschleichende Ochsen, die einen Pflug oder eine Egge schleppten, und nebenher der Bauer, der entweder eine Pfeife rauchte, oder an seinem Morgenbrod kaute. Dort lange Reihen brauner und schäckiger Kühe, die mit Schellengeklingel vor ihrem Hirten her auf die Waide zogen. Nun — fröhliches Gewimmel von thätigen Händen in Feld und Gärten; dann — drückende Hitze, Mittag, Labung im ländlichen Wirthshause, Fortsetzung des Weges, und endlich — Konrad ging irre im Walde, ohne daß es ihm möglich war, sich wieder zurecht zu finden. Die obern Gegenden seines Vaterlandes bestehen aus einem holzreichen Gebirge, in welchem hin und wieder einzelne kleine arme Dörfer zerstreut liegen, die lediglich von Kohlenbrennern bewohnt werden. An der Morgenseite dieses Gebirges ist eine Stuterei, welche das Ziel von Konrads Reise war. Nun hatte man ihm einen geradern Weg gezeigt, als der war, den er wußte. Anfangs ging es gut, bald aber kreuzten sich so viele Wald- und Holzwege, daß er den rechten verfehlte und zu viel links in die Berge gerieth. Der gute Jüngling lief hin und her, der Tag begann sich zu neigen, und keinem seiner Sinne zeigte sich

auch nur die mindeste Spur von einem bewohnten Orte. Es fehlte ihm sonst zwar nicht an Herzhaftigkeit, aber doch wurde es ihm etwas unheimlich, und das wohl hauptsächlich um der schönen Summe Geldes willen, die er bei sich führte. Auch ist es eben kein Vergnügen, unter oder auf einem Baume die Nacht über herbergen zu müssen, wenn man sich müde gegangen hat und Hunger und Durst empfindet. Solche kleine Zufälle aber müssen in der Hand der Vorsehung oft Mittel zu einem großen Zwecke werden. Und das geschah auch hier, wie die Folge lehren wird. Konrad gerieth, da es eben anfing zu dämmern, auf einen Holzweg, der nach und nach gangbarer wurde, und ihn endlich vor ein Dörfchen brachte.

So wie er dasselbe erblickte, wurde er wieder heiter, und musterte die wenigen Häuser der Reihe nach. Unwillkührlich ruhte sein Blick auf einem, das zunächst rechter Hand unter einem Hügel stand. Dorthin beschloß er zu gehen und um eine Nachtherberge zu bitten. Demgemäß trat er durch den Hof in die Hausthüre, fand Alles zwar ärmlich, aber in hohem Grade rein und ordentlich. Da sich Niemand meldete, ging er weiter und öffnete die Stube.

Auf der Schwelle blieb Konrad stehen und starrte hin. Der Anblick, welcher sich ihm darbot, traf sein Innerstes. Thränen der Rührung füllten seine Augen; er stand unbeweglich und seine Stimme versagte ihm schier ihre Dienste. Endlich konnte er im weichsten Tone hervorbringen: „Guten Abend! Gott sey mit Euch!“

Ein fast sterbender, langer, hagerer Greis saß dort gegenüber auf einem alten, gebrechlichen Lehnstuhl zwischen Kissen. Alle seine wenigen noch übrigen Kräfte mußte er anstrengen, um eine Handvoll Luft in seine fast zerstörte Lunge hinab zu arbeiten. Seine Füße waren bis an die Kniee hinauf dicht umwunden; aber auf seinem Antlitze ruhte Morgenglanz der Ewigkeit. Aus seinen Augen strahlte hoher Gottesfrieden, und das Lächeln seiner Lippen zeugte von Ahnung künftiger Glückseligkeit. Dies war der Anblick, der so tief auf unsern Konrad wirkte. Es kamen

aber noch zwei interessante Figuren hinzu, welche das Gemälde ungemein erhöhten. Auf der linken Seite des sterbenden Kohlenbrenners nämlich saß ein ältlicher, sauber, doch nur bürgerlich gekleideter Mann, der mit ruhiger, aber feierlicher Miene den Puls des Kranken beobachtete. Konrad war zwar kein Kenner von Physionomieen, dennoch fand er in den Zügen dieses Unbekannten etwas Erhabenes, Ehrfurcht einflößendes, das er bis dahin noch in keines Menschen Angesicht bemerkt zu haben glaubte. — Auf der andern Seite des Greises stand ein junges, ländlich, aber sehr reinlich gekleidetes Mädchen, von etwa zwei und zwanzig Jahren. Sie war das einzige Kind des Sterbenden und seine treue Pflegerin. Mit einem sanften, leidenden Blick stand sie über den Vater hergebückt, so daß sein Kopf an ihrer Brust ruhte. Mit der rechten Hand hielt sie seine Stirne, mit der linken sein kahles Hinterhaupt, um dadurch die Kopfschmerzen zu lindern, welche ihm das beständige Husten verursachte. Das Gesicht des Mädchens war nicht vollendet schön, dagegen trug es das deutliche Gepräge von Sittsamkeit, Tugend und Verstand. Sein Wuchs war schlank, voll und gerundet.

Konrad wurde, wie gesagt, vom Rührenden der Gruppe getroffen. Seine innere Bewegung malte sich in seinem ganzen Wesen. Dies und der Ton seines Grußes machte die drei Personen im Zimmer aufmerksam; sie dankten ihm freundlich und die Tochter fragte: „Was ist Euer Begehren?“ — Konrad erwiederte mit kurzen Worten: er sey vom rechten Wege ab und durch einen Zufall in dies Dorf gekommen. Er suche ein Obdach für diese Nacht; habe deßhalb bei ihnen anfragen wollen, finde sie aber in solchen Umständen, daß diese Frage schon zu viel wäre.

Der Kranke richtete einen freundlichen Blick auf Konrad und stöhnte heiser die Worte hervor: „Wer so fühlt und — grüßt — wie — wie Ihr, der — der bleibt in — meiner Hütte, wenn......“ Weiter konnte er nicht. Die Tochter nahm das abgebrochene Wort auf und fuhr fort: „wenn er mit einem guten Strohlager, mit einer

Sparpfennig darüber aufgezehrt ist. Nur so viel wird noch da seyn, daß meine morsche Hülle mit Ehren kann unter die Erde gebracht werden. Lieber Herr Doktor! Sie haben sich an mir als Bruder bewiesen: seyn Sie der Vormund meiner Hildegard!"

Der Doktor reichte ihm die Hand und sagte: „Reinhard, mein Bruder! Hildegard ist von jetzt an meine Tochter."

Der Blick des leidenden Patriarchen, mit welchem er seinen Dank aufwärts sandte, war des Pinsels eines Raphaels würdig. — Konrad betrachtete bald den Einen, bald den Andern; Thränen perlten an seinen Wimpern, und gern hätt' er ein Wörtchen mitgesprochen. Der Doktor hatte ihn den ganzen Abend genau beobachtet, und sehr richtig über dasjenige geurtheilt, was in seiner Seele vorging. Er wollte dem guten Jüngling zu Hülfe kommen, und erkundigte sich deßwegen theilnehmend nach seiner Heimath, nach seinen Eltern, nach seiner Denkweise u. s. f. Konrad entfaltete in seinen Antworten ein so edles Herz, einen so gesunden Verstand, so viel offene Redlichkeit und ungeheuchelte Frömmigkeit, daß der Doktor ihm mit sichtbarer Rührung die Hand drückte; der alte Reinhard aber sein Silberhaupt einmal über das andere beifällig vorwärts neigte. Unserem Freunde hingegen war gerade so zu Muthe, als ob er in der wilden Fremde ein Paar sehr liebe Verwandte getroffen hätte; und schon überlegte er bei sich selbst, ob er ihnen nicht die innersten Gefühle seines Herzens anvertrauen sollte? Doch hielt ihn der Gedanke einer Unschicklichkeit zurück. Es kam ihm so vor, als wenn es sich nicht ziemte, in der Seele eines Sterbenden solch' eine neue, interessante Ideenreihe anzuknüpfen. Diese Worte dachte er freilich nicht, aber wohl die Sache. Er schwieg daher, und that gut daran. — Hildegard war inzwischen fertig geworden. Der Altvater wurde in die Kammer und auf sein Bett gebracht. Hildegard hatte sich vor demselben eine Ruhestätte bereitet; und die beiden Andern empfingen in der Stube ein duftendes Strohlager, mit schönen Bett-

ächern bespreitet und durch Kissen bequemer gemacht. Reinhard genoß einer ruhigen Nacht, und die Uebrigen nit ihm.

Konrad würde gerne noch einen Tag in der Hütte dieser Gerechten verweilt haben, allein er hatte Vorwürfe eines Vaters zu erwarten, wenn er nicht zur bestimmten Stunde wieder eintraf. Er aß also des Morgens, bei Sonnenaufgang, mit dem Doktor und seiner liebenswürdigen Wirthin eine süße Milchsuppe, ging dann in die Kammer und drückte mit stiller Rührung dem eben erwachten Greise die Hand. Das Nämliche that er Hildegard und dem Doktor, und war nun im Begriff zu gehen, als Reinhard ihn zurückrufen ließ, ihm nochmals zitternd die Hand reichte und sagte: „Lieber, junger Mann, es ist etwas in meiner Seele, das mich zu Dir hinzieht! Bleib' fromm und gut, damit ich Dich einst am Throne Gottes wiederfinden und umarmen kann.“ Konrad erwiederte: „das war immer mein Vorsatz, Vater Reinhard! Und hier in Eurem Hause ist er auf's neue befestigt worden. Gedenkt meiner, wenn Ihr nun bald über alles Leiden, alle Noth erhaben seyd.“

Reinhard lächelte und fing wieder an zu schlummern.

Konrad eilte an die Thür.

Doktor. „Weißt Du auch den Weg?“

Konrad. „Nein; ich will aber schon im Dorfe Jemand fragen.“

Doktor. „Das ist unnöthig. Ich geh' eine Strecke mit Dir, bis Du nicht mehr irren kannst.“

Wem dies gefunden war — das war unser Freund. Sogleich beschloß er seinem Herzen Luft zu machen. Sie traten die Wanderschaft an.

Konrad. „Das sind denn liebe Leute dort im Hause. Ich freu' mich sehr, daß ich mich gestern Abend verirrt habe.“

Doktor. „Es sind vortreffliche Menschen. Die Lebensgeschichte des alten Kohlenbrenners ist ein Zusammenhang von Wohlthätigkeit und vollendeter Christentugend. Ich

Sparpfennig darüber aufgezehrt ist. Nur so viel wird noch da seyn, daß meine morsche Hülle mit Ehren kann unter die Erde gebracht werden. Lieber Herr Doktor! Sie haben sich an mir als Bruder bewiesen: seyn Sie der Vormund meiner Hildegard!"

Der Doktor reichte ihm die Hand und sagte: "Reinhard, mein Bruder! Hildegard ist von jetzt an meine Tochter."

Der Blick des leidenden Patriarchen, mit welchem er seinen Dank aufwärts sandte, war des Pinsels eines Raphaels würdig. — Konrad betrachtete bald den Einen, bald den Andern; Thränen perlten an seinen Wimpern, und gern hätt' er ein Wörtchen mitgesprochen. Der Doktor hatte ihn den ganzen Abend genau beobachtet, und sehr richtig über dasjenige geurtheilt, was in seiner Seele vorging. Er wollte dem guten Jüngling zu Hülfe kommen, und erkundigte sich deßwegen theilnehmend nach seiner Heimath, nach seinen Eltern, nach seiner Denkweise u. s. f. Konrad entfaltete in seinen Antworten ein so edles Herz, einen so gesunden Verstand, so viel offene Redlichkeit und ungeheuchelte Frömmigkeit, daß der Doktor ihm mit sichtbarer Rührung die Hand drückte; der alte Reinhard aber sein Silberhaupt einmal über das andere beifällig vorwärts neigte. Unserem Freunde hingegen war gerade so zu Muthe, als ob [illegible] in der wild[illegible]remde ein Paar sehr liebe Verwan[illegible]ffen h[illegible] schon überlegte er bei sich selbst, [illegible] ni[illegible]en Gefühle seines Herzens an[illegible]elt ih[illegible]Gedanke einer Un[illegible]kam i[illegible] als wenn es sich [illegible]ele ei[illegible]n solch' eine neue, [illegible]e a[illegible] Diese Worte dachte [illegible]aber [illegible]e. Er schwieg daher, [illegible]ran[illegible]d war inzwischen fertig [illegible] in die Kammer und auf [illegible]d hatte sich vor demselben [illegible] die beiden Andern empfingen [illegible] Strohlager, mit schönen Bett-

ächern bespreitet und durch Kissen bequemer gemacht. Reinhard genoß einer ruhigen Nacht, und die Uebrigen nit ihm.

Konrad würde gerne noch einen Tag in der Hütte dieser Gerechten verweilt haben, allein er hatte Vorwürfe eines Vaters zu erwarten, wenn er nicht zur bestimmten Stunde wieder eintraf. Er aß also des Morgens, bei Sonnenaufgang, mit dem Doktor und seiner liebenswürdigen Wirthin eine süße Milchsuppe, ging dann in die Kammer und drückte mit stiller Rührung dem eben erwachten Greise die Hand. Das Nämliche that er Hildegard und dem Doktor, und war nun im Begriff zu gehen, als Reinhard ihn zurückrufen ließ, ihm nochmals zitternd die Hand reichte und sagte: „Lieber, junger Mann, es ist etwas in meiner Seele, das mich zu Dir hinzieht! Bleib' fromm und gut, damit ich Dich einst am Throne Gottes wiederfinden und umarmen kann.“ Konrad erwiederte: „das war immer mein Vorsatz, Vater Reinhard! Und hier in Eurem Hause ist er auf's neue befestigt worden. Gedenkt meiner, wenn Ihr nun bald über alles Leiden, alle Noth erhaben seyd.“

Reinhard lächelte und fing wieder an zu schlummern.

Konrad eilte an die Thür.

Doktor. „Weißt Du auch den Weg?“

Konrad. „Nein; ich will aber schon im Dorfe Jemand fragen.“

Doktor. „Das ist unnöthig. Ich geh' eine Strecke mit Dir, bis Du nicht mehr irren kannst.“

Wem dies gefunden war — das war unser Freund. Sogleich beschloß er seinem Herzen Luft zu machen. Sie
traten die Wanderschaft an.

Konrad. „Das sind denn liebe Leute dort im Hause. Ich freu' mich sehr, daß ich mich gestern Abend verirrt habe.“

Doktor. „Es sind vortreffliche Menschen. Die Lebensgeschichte des alten Kohlenbrenners ist ein Zusammenhang von Wohlthätigkeit und vollendeter Christentugend.

kenne Wenige seines Gleichen. Dabei liegt unter seine
äußern Einfalt ein solcher Schatz von Erkenntniß, von wah
rer Erleuchtung verborgen, daß ich mich oft darüber ver
wundert habe. Mit seiner Tochter ist es nach Verhältni
ihres Alters und Geschlechts der nämliche Fall."

Konrad (der nicht länger an sich halten konnte)
„Herr Doktor! dürft' ich Ihnen wohl mein Herz entdecken
Sie sind ja ihr zweiter Vater......"

Doktor (sehr freundlich). „O ja!"

Konrad. „Ich muß Ihnen gestehen, Herr Doktor
daß ich kein größeres Glück kennte, als wenn ich Hilde
gard mein Weib nennen dürfte. Es ist freilich wahr,
ich kenne sie erst seit wenigen Stunden, allein sie hat in
diesem kurzen Zeitraum einen unauslöschlichen Eindruck au
mich gemacht. Sie hat etwas in ihrem Wesen, das ich
nicht zu nennen weiß, von dem ich mich aber nicht ohn
bitteres Heimweh trennen kann. Es ist etwas, das Ehe
leute auch dort noch zusammenbindet, wo es keine Ehen
mehr gibt."

Doktor. „Heil Dir, edler Jüngling, daß Du dies zu
empfinden fähig bist! Du bist meiner Hildegard würdig.
Aber — was willst Du treiben? womit wolltest Du euch
ernähren?"

Konrad. „Ueber dies Hügelchen wollten wir bald
weg seyn, wenn nur einmal die Hauptklippe erstiegen wär'.
Aber mein Vater gibt es nicht zu, daß ich eines Köhlers
Tochter heirathe, die nur Haus und Gut und nicht auch
baares Geld hat."

Doktor. „So! — das steht also im Wege. Ist denn
Euer Vater ein so abscheulich reicher Mann?"

Konrad. „Behalten Sie doch Ihr bisheriges: Du!
bei, Herr Doktor! So sehr reich ist mein Vater nun
wohl nicht; aber er möchte es gerne werden."

Doktor. „Wie hoch schlägt er Dich denn ungefähr
an?"

Konrad. „Verzeihen Sie; — — ich höre denn doch
nicht gern in dem Ton von meinem Vater reden."

Doktor. „Brav, sehr brav, junger Mensch! — Vergib, es war Uebereilung. Aber mein Innerstes empört sich jedesmal, wenn ich nur an diesen Schlag von Menschen erinnert werde, weil.... Ich darf nicht weiter. — Deine Hand, Konrad!"

Konrad. „Sie beschämen mich. — Aber Sie wollten gern wissen, was ein Mädchen wohl haben müsse, das ich nehmen dürfte? Eigentliches kann ich davon nicht sagen. Mein Vater hat sich nie bestimmt darüber gegen mich ausgelassen."

Doktor. „Ich will Dir einen Rath geben. Erzähl', sobald Du nach Hause kommst, Deinem Vater der Wahrheit gemäß die ganze Geschichte. Sag' ihm, Hildegard sey eine einzige Tochter; ihre Eltern wären gestorben (wenn Du zu Hause bist, kannst Du dies getrost behaupten), sie besitze ein schuldenfreies Gut, auf dem acht bis zehn Stück Vieh können gehalten werden; und das will in dieser rauhen Gegend viel sagen; zudem habe sie noch baares Vermögen, Du wüßtest aber nicht, wie viel."

Konrad. „Baares Geld? Reinhard sagte ja, er hinterlasse keines."

Doktor. „Ganz recht. Er und seine Tochter wissen nichts von dem, was ich Dir vertraue. Die Sache hängt folgender Gestalt zusammen. Der alte Reinhard hat einst einem wohlhabenden Manne einen sehr, sehr wichtigen Dienst geleistet. Dieser will nun der Tochter, wenn sie heirathet, eine hübsche Summe zur Aussteuer geben."

Konrad. „Das ist edel von dem Manne. Doch muß ich Ihnen gestehen, daß, wenn ich Alles genau überlege, ich immer noch an einem glücklichen Ausgang zweifle. Trüg' ein Dritter das Ding meinem Vater vor, ohne daß ich dabei wär' — ja dann! Er darf aber auf keine Weise gewahr werden, daß es mein Anschlag ist. Vielleicht beföhl' er mir dann ohne Weiteres, Hildegard zu heirathen. Er hat von Natur eine etwas finstere und strenge Gemüthsart, und sein ehemaliger Sergeantendienst hat seine Begriffe von Subordination und Gehorsam noch um vieles

vergrößert. Nach seiner Denkweise muß kein junger Mensch es sich herausnehmen wollen, selbst seine Gattin zu wählen, so lange er noch Eltern hat, die dies für ihn thun können. Die gehen, wie er sagt, mit Ueberlegung und Vernunft zu Werke, während die Jugend nur auf Leidenschaft und Sinnlichkeit hört."

Doktor. „Ich begreife Dich. Nun, sey ruhig. In weniger als acht Tagen befiehlt Dir Dein Vater, die Hildegard zu heirathen. Ich kenne den Mann schon ganz."

Konrad. „Bester, liebster Herr Doktor! mein ganzes Leben lang will ich Ihnen dafür danken. Aber — da fällt mir wieder ein schwerer Stein auf's Herz. Es ist ja noch eine große Frage, ob mich Hildegard haben will?"

Doktor. „Das ist gar keine Frage. Ich stehe Dir dafür. Aber auf mein erstes Pünktchen muß ich zurückkommen. Womit willst Du Dich und Dein Weib ernähren?"

Konrad. „Mit der verbesserten Landwirthschaft." — Und nun begann unser Freund einen längst im Stillen entworfenen Wirthschaftsplan mit solcher Begeisterung und so lichtvoll zu detailliren, daß der Doktor darüber erstaunte und mit Gewißheit ahnete, Konrad werde in diesem Fache für seine Gegend Epoche machen, und ein bedeutender Mann in seinem Vaterlande werden. Er ließ ihn dies merken, versprach ihm nochmals Hildegarden zur Frau, zeigte ihm den Weg und kehrte dann zum Kranken zurück, dem er gern bis an die Thore der Ewigkeit beistehen wollte.

Reinhard war kurz vor des Doktors Eintritt in Schlummer gesunken. Dieser merkte sogleich, daß die Stunde der Auflösung da wäre. Doch äußerte er dies gegen Hildegarden nicht, erzählte ihr vielmehr, was auf dem Wege vorgefallen war. Sie wurde roth, lächelte und schwieg. Endlich sagte sie mit leiser Stimme: „Lieber Herr Doktor! Sie sind mein Vater .... Ich fühl' es; ich werde den jungen Mann lieb haben, sehr lieb, und auch gewiß mit

ihm glücklich seyn. Führen Sie in Gottes Namen dasjenige aus, was Sie aus Güte gegen mich bereits angefangen haben." Eben gab er ihr die Hand darauf, als Reinhard eine schwache Bewegung machte. Der Doktor sah sich nach ihm um und sprach: „Hildegard, dein Vater stirbt!" Sie fing bitterlich an zu weinen, und sank an der einen Seite des Bettes nieder, während der Doktor an der andern kniete. Jedes ergriff eine von den Händen des Sterbenden. Der Doktor betete: „Vater! nimm diesen deinen durch Jesum erlösten Knecht zum ewigen Frieden auf!" Er hob sich mit dem letzten Zittern der erblaßten Lippe, und stand lange da innigfeiernd vor der nahen Majestät des unsichtbaren Gottes. Auch Hildegards Thränen begannen milder zu fließen. Der Tod ihres Vaters war nicht unerwartet gekommen, und die Aussicht der neuen Versorgung war gleichfalls ein lindernder Balsam in die Wunde ihres Herzens.

Der Doktor sorgte vor Allem dafür, daß, bis Hildegards Lage sich änderte, eine treue, erfahrene Freundin zu ihr in's Haus zog. Er traf die nöthigen Anstalten zur Beerdigung ihres vollendeten Vaters, und ging an den jetzigen Ort seines Aufenthalts zurück.

Konrad war inzwischen munter fortgewandelt. Er fühlte sein ganzes Wesen erhöht; jeder Athemzug war kindlicher Dank gegen die Vorsehung; voller Zuversicht übergab er sich ihrer ferneren Leitung. So gestimmt verrichtete er seinen Auftrag. Er war glücklich im Handel, kaufte seinem Vater ein tüchtiges Pferd für einen billigen Preis, setzte sich darauf und ritt nach Hause. Als der alte Vincenz hörte, sein Sohn sey wieder da — ging er in den Hof und untersuchte das Pferd auf's Genaueste, ohne ein einziges Wort dabei zu reden. Endlich fragte er: „Konrad, was hast du dafür bezahlt?" — „Achtzig Thaler." „Nu, nu," fuhr der Alte fort, „man muß halt zufrieden seyn, bis es besser wird. Du wirst ja wohl endlich wirthschaften lernen." Das hieß in seiner Sprache so viel als: „Konrad, ich

bin sehr wohl mit dir zufrieden.“ Und Konrad verstand die Sprache seines Vaters.

Jetzt mußte unser Freund vom Morgen bis an den Abend hinaus auf das Feld, um die Saat besorgen zu helfen. Als er nach etlichen Tagen einst noch später zurück kam, als gewöhnlich, fand er seinen Vater überaus gespannt. Konrad merkte, daß etwas Wichtiges vorgefallen war, und wurde daher auch gespannt. Er vermuthete wohl, was es seyn möchte, und das Herz klopfte ihm wie ein Hammer über dem Warten der Dinge, die da kommen sollten. Doch durfte er nicht fragen. Nach Tisch endlich erfuhr er die Geschichte des Tages, welche folgender Gestalt sich verhielt.

Gegen drei Uhr kam ein wohlgekleideter Bauer zu Vincenz, grüßte ihn freundlich und fragte: Seyd Ihr der Vater des jungen Menschen, der letzthin auf der Stuterei zu Waltershöh den Brandfuchs gekauft hat?

Vincenz. Der bin ich. Was geht Euch das aber an, und warum fragt Ihr darnach?

Der Fremde. Nicht unwirsch! Die Absicht, warum ich frage, ist gut. Der Bursche gefiel mir; er ist ein braver Kerl, und verspricht ein ganz vortrefflicher zu werden. Ich hab' eine Base, die auch keineswegs zu verachten ist: und da wollt' ich einmal hören, ob wir Beide nicht eine Heirath schmieden könnten. Freilich sollte man die jungen Leute erst fragen; ich denke — es kann aber auch nachher geschehen.

Vincenz. Ich sollte meinen Jungen fragen, ob er die haben will, welche ich ihm bestimme? Schweigt mir davon still! So etwas kann ich ohne Aerger nicht anhören.

Der Fremde. Nun — dafür laß ich Euch sorgen. Mit meiner Base will ich dann schon fertig werden. Sie ist eine einzige Tochter, hat ein schönes Gut von acht bis zehn Kühen; Vater und Mutter sind todt, und ein Freund hat ihr zweitausend Gulden vermacht, die ihr, sobald sie heirathet, baar ausgezahlt werden.

Vincenz. Das läßt sich endlich hören. Kann man

sich aber auch darauf verlassen, daß das alles wirklich so ist, wie Ihr mir da vorerzählt?

Der Fremde. Das versteht sich. Euer Konrad ist an nichts gebunden, bis er das Genannte alles in Händen hat.

Vincenz. Mehr verlang' ich nicht. Ich gehe den Handel ein. Aber wo wohnt Eure Base?

Der Fremde. Im Oberlande, zu Waldscheidt; sie heißt Hildegard Kron.

Vincenz. Das ist ja bei den Kohlenbrennern! — Doch, es ist einerlei, wo man sein Brod erwirbt.

Der Fremde. Aber ich möchte nun auch gern den neuen Vetter Konrad sprechen.

Vincenz. Der ist auf einem entlegenen Felde. Uebermorgen ist Sonntag, dann soll er nach Waldscheidt kommen, und Ihr könnt dort mit ihm plaudern.

Der Fremde. So wäre ja unsere Sache in Ordnung. Es bleibt dabei?

Vincenz. Das versteht sich. Hier ist meine Hand darauf.

Vincenz war nichts weniger als gastfrei. Er nöthigte also auch den Fremden nicht zum Dableiben, wiewohl es seine Schuldigkeit gewesen wäre. Vielmehr freute er sich, das Abendessen sparen zu können. Was ihm aber am besten gefiel, war, daß man bei der Heirath keine Mitgift von ihm verlangte. Dieser Punkt war bisher der Hauptgrund gewesen, weßwegen er für seinen Konrad noch auf keine Verbindung gedacht hatte. War aber Vincenz vergnügt — so war es der Fremde nicht weniger. Sollte der Leser in ihm den Doktor vermuthen, so irrt er. Der war es nicht.

Konrad fand, wie schon gesagt, seinen Vater in ungewöhnlicher Spannung. Der Alte sprach schier kein Wort. Als sich aber nach Tische das Gesinde entfernte, und er sich eine Pfeife gestopft hatte, fing er plötzlich an: Konrad, du sollst heirathen!

Konrad. So? — wen denn?

Schüssel Milch, mit Kartoffeln und einem Butterbrod zufrieden ist.“

„Von Herzen gern!“ versetzte Konrad. „Aber Ihr guten Leute seyd doch jetzt in einer Lage, wo man Euch nur allzuleicht beschwerlich wird.“ Der Kranke schüttelte den Kopf; die Tochter sagte: „ganz und gar nicht;“ und der Mann zur Linken fügte lächelnd hinzu: „wir beiden Gäste quellen die Kartoffeln ab, während die Jungfer das Uebrige bereitet. Wir lassen es uns schmecken, legen uns zeitig auf die Streu, sind dann Niemand im Wege, und können diesen redlichen Leuten vielleicht selbst noch hülfreiche Hand leisten.“ Konraden behagten diese Aeußerungen. Es fing ihm an heimathlich zu werden. Das geschieht so leicht, wenn Seelen von einerlei Stimmung, Menschen von gleicher Denkweise zusammentreffen. Es bedarf keiner weitläufigen Erklärung; sie ahnen, fühlen, verstehen sich. — Konrad nahm also, ohne fernere Umstände, auf einem dreibeinigen Stuhl, ohne Lehne, Platz, der neben dem Ofen stand.

Indem ging der Paroxismus des alten Reinhards vorüber. Seine Tochter Hildegard konnte also selbst die nöthigen Anstalten zur Bewirthung ihrer Gäste machen. Sie that das mit der ihr eigenen Freundlichkeit, Munterkeit, Gewandtheit. Konrad merkte auf jede ihrer Bewegungen, und gestand es bei sich selbst, er habe nie ein Landmädchen gesehen, das Hildegard in seinem Betragen gleich kam. Je mehr er sie betrachtete, desto lebhafter wurde in ihm der Gedanke: wie glücklich wärst du, wenn eine solche Hildegard deine Frau würde! Aber, sagte er bei sich selbst, dein Vater wird es nie zugeben, daß du eines Kohlenbrenners Tochter heirathest und sie in sein Haus bringst. Dagegen fiel ihm wieder ein: mein Vater ist nur ein Pächter; er würde mich also auch leicht bei sich in's Haus verheirathet wissen wollen. Folglich kann es ihm auch ziemlich gleichgültig seyn, welche ich nehme. Ich brauch' im Grunde wohl nicht so gar viel nach ihm zu fragen. — Doch klopfte er dieser Schlange, gleich beim

Hervorgucken, auf den Kopf und sagte zu sich selbst: „Konrad, du bist ein Narr! Weißt du doch gar nicht einmal, ob das Mädchen dich haben möchte, oder ob es nicht vielleicht schon versprochen ist?“ Inzwischen war das Abendessen fertig geworden, und die dampfenden Schüsseln unterbrachen das Selbstgespräch des guten Jünglings.

Reinhard, der kranke Köhler, befand sich diesen Abend so wohl, und war so heiter, daß die drei Menschen, welche jetzt um ihn waren, sich herzlich darüber freuten. Sie würzten ihr frugales Mahl mit einem angenehmen Gespräch, zu welchem insbesondere der fremde Mann viel beitrug. Als gegessen und Hildegard, zur Besorgung einiger häuslichen Geschäfte, hinausgegangen war, begann der Kranke: „Herr Doktor! zwischen uns Beiden ist es also ausgemacht, daß ich keine vier und zwanzig Stunden hienieden mehr leben werde. Ich freue mich unaussprechlich auf den Willkomm in der Heimath dort oben, wo ich meine gute Frau und acht meiner Kinder wiederfinden werde. Seit fünfzig Jahren hab' ich mich ernstlich bemüht, auf den Wegen Gottes zu wandeln. Doch bin ich weit von der Behauptung entfernt, daß ich es zur christlichen Vollkommenheit gebracht hätte. Aber Gott und mein Erlöser werden mir gnädig seyn in der ernsten Stunde. Des festen Glaubens bin ich, und darum freu' ich mich meiner Auflösung. Nun hab' ich aber noch meine Hildegard. Sie ist brav und fromm, hält sich zu Gott, und Der wird für sie sorgen. Inzwischen möcht' ich auch das Meinige für sie thun, ehe und bevor ich sie so ganz allein zurücklasse. Sehen Sie, Herr Doktor! Das Mädchen ist alt genug zum Heirathen; sie muß es auch, um ihrer Lage willen, bald thun. Gehen Sie ihr dabei mit Ihrem guten Rath zur Hand und sorgen dafür, daß der Bursche, den sie nimmt, ein stiller, ordentlicher Mensch und ein guter Wirth sey. Hildegard erbt dies Haus und dabei ein Gütchen, auf dem acht bis zehn Stück Vieh gehalten werden können. Dies Alles ist völlig schuldenfrei, aber auch kein Heller Geld vorräthig. Ich bin so lange krank gewesen, daß mein

Sparpfennig darüber aufgezehrt ist. Nur so viel wird noch da seyn, daß meine morsche Hülle mit Ehren kann unter die Erde gebracht werden. Lieber Herr Doktor! Sie haben sich an mir als Bruder bewiesen: seyn Sie der Vormund meiner Hildegard!«

Der Doktor reichte ihm die Hand und sagte: „Reinhard, mein Bruder! Hildegard ist von jetzt an meine Tochter.“

Der Blick des leidenden Patriarchen, mit welchem er seinen Dank aufwärts sandte, war des Pinsels eines Raphaels würdig. — Konrad betrachtete bald den Einen, bald den Andern; Thränen perlten an seinen Wimpern; und gern hätt' er ein Wörtchen mitgesprochen. Der Doktor hatte ihn den ganzen Abend genau beobachtet, und sehr richtig über dasjenige geurtheilt, was in seiner Seele vorging. Er wollte dem guten Jüngling zu Hülfe kommen, und erkundigte sich deßwegen theilnehmend nach seiner Heimath, nach seinen Eltern, nach seiner Denkweise u. s. f. Konrad entfaltete in seinen Antworten ein so edles Herz, einen so gesunden Verstand, so viel offene Redlichkeit und ungeheuchelte Frömmigkeit, daß der Doktor ihm mit sichtbarer Rührung die Hand drückte; der alte Reinhard aber sein Silberhaupt einmal über das andere beifällig vorwärts neigte. Unserem Freunde hingegen war gerade so zu Muthe, als ob er in der wilden Fremde ein Paar sehr liebe Verwandte getroffen hätte; und schon überlegte er bei sich selbst, ob er ihnen nicht die innersten Gefühle seines Herzens anvertrauen sollte? Doch hielt ihn der Gedanke einer Unschicklichkeit zurück. Es kam ihm so vor, als wenn es sich nicht ziemte, in der Seele eines Sterbenden solch' eine neue, interessante Ideenreihe anzuknüpfen. Diese Worte dachte er freilich nicht, aber wohl die Sache. Er schwieg daher, und that gut daran. — Hildegard war inzwischen fertig geworden. Der Altvater wurde in die Kammer und auf sein Bett gebracht. Hildegard hatte sich vor demselben eine Ruhestätte bereitet; und die beiden Andern empfingen in der Stube ein duftendes Strohlager, mit schönen Bett-

tüchern bespreitet und durch Kissen bequemer gemacht. Reinhard genoß einer ruhigen Nacht, und die Uebrigen mit ihm.

Konrad würde gerne noch einen Tag in der Hütte dieser Gerechten verweilt haben, allein er hatte Vorwürfe seines Vaters zu erwarten, wenn er nicht zur bestimmten Stunde wieder eintraf. Er aß also des Morgens, bei Sonnenaufgang, mit dem Doktor und seiner liebenswürdigen Wirthin eine süße Milchsuppe, ging dann in die Kammer und drückte mit stiller Rührung dem eben erwachten Greise die Hand. Das Nämliche that er Hildegard und dem Doktor, und war nun im Begriff zu gehen, als Reinhard ihn zurückrufen ließ, ihm nochmals zitternd die Hand reichte und sagte: „Lieber, junger Mann, es ist etwas in meiner Seele, das mich zu Dir hinzieht! Bleib' fromm und gut, damit ich Dich einst am Throne Gottes wiederfinden und umarmen kann.“ Konrad erwiederte: „das war immer mein Vorsatz, Vater Reinhard! Und hier in Eurem Hause ist er auf's neue befestigt worden. Gedenkt meiner, wenn Ihr nun bald über alles Leiden, alle Noth erhaben seyd.“

Reinhard lächelte und fing wieder an zu schlummern.

Konrad eilte an die Thür.

Doktor. „Weißt Du auch den Weg?“

Konrad. „Nein; ich will aber schon im Dorfe Jemand fragen.“

Doktor. „Das ist unnöthig. Ich geh' eine Strecke mit Dir, bis Du nicht mehr irren kannst.“

Wem dies gefunden war — das war unser Freund. Sogleich beschloß er seinem Herzen Luft zu machen. Sie traten die Wanderschaft an.

Konrad. „Das sind denn liebe Leute dort im Hause. Ich freu' mich sehr, daß ich mich gestern Abend verirrt habe.“

Doktor. „Es sind vortreffliche Menschen. Die Lebensgeschichte des alten Kohlenbrenners ist ein Zusammenhang von Wohlthätigkeit und vollendeter Christentugend. Ich

kenne Wenige seines Gleichen. Dabei liegt unter seiner äußern Einfalt ein solcher Schatz von Erkenntniß, von wahrer Erleuchtung verborgen, daß ich mich oft darüber verwundert habe. Mit seiner Tochter ist es nach Verhältniß ihres Alters und Geschlechts der nämliche Fall."

Konrad (der nicht länger an sich halten konnte). „Herr Doktor! dürft' ich Ihnen wohl mein Herz entdecken? Sie sind ja ihr zweiter Vater......"

Doktor (sehr freundlich). „O ja!"

Konrad. „Ich muß Ihnen gestehen, Herr Doktor, daß ich kein größeres Glück kennte, als wenn ich Hildegard mein Weib nennen dürfte. Es ist freilich wahr, ich kenne sie erst seit wenigen Stunden, allein sie hat in diesem kurzen Zeitraum einen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht. Sie hat etwas in ihrem Wesen, das ich nicht zu nennen weiß, von dem ich mich aber nicht ohne bitteres Heimweh trennen kann. Es ist etwas, das Eheleute auch dort noch zusammenbindet, wo es keine Ehen mehr gibt."

Doktor. „Heil Dir, edler Jüngling, daß Du dies zu empfinden fähig bist! Du bist meiner Hildegard würdig. Aber — was willst Du treiben? womit wolltest Du euch ernähren?"

Konrad. „Ueber dies Hügelchen wollten wir bald weg seyn, wenn nur einmal die Hauptklippe erstiegen wär'. Aber mein Vater gibt es nicht zu, daß ich eines Köhlers Tochter heirathe, die nur Haus und Gut und nicht auch baares Geld hat."

Doktor. „So! — das steht also im Wege. Ist denn Euer Vater ein so abscheulich reicher Mann?"

Konrad. „Behalten Sie doch Ihr bisheriges: Du! bei, Herr Doktor! So sehr reich ist mein Vater nun wohl nicht; aber er möchte es gerne werden."

Doktor. „Wie hoch schlägt er Dich denn ungefähr an?"

Konrad. „Verzeihen Sie; — — ich höre denn doch nicht gern in dem Ton von meinem Vater reden."

Doktor. „Brav, sehr brav, junger Mensch! — Vergib, es war Uebereilung. Aber mein Innerstes empört sich jedesmal, wenn ich nur an diesen Schlag von Menschen erinnert werde, weil.... Ich darf nicht weiter. — Deine Hand, Konrad!"

Konrad. „Sie beschämen mich. — Aber Sie wollten gern wissen, was ein Mädchen wohl haben müsse, das ich nehmen dürfte? Eigentliches kann ich davon nicht sagen. Mein Vater hat sich nie bestimmt darüber gegen mich ausgelassen."

Doktor. „Ich will Dir einen Rath geben. Erzähl', sobald Du nach Hause kommst, Deinem Vater der Wahrheit gemäß die ganze Geschichte. Sag' ihm, Hildegard sey eine einzige Tochter; ihre Eltern wären gestorben (wenn Du zu Hause bist, kannst Du dies getrost behaupten), sie besitze ein schuldenfreies Gut, auf dem acht bis zehn Stück Vieh können gehalten werden; und das will in dieser rauhen Gegend viel sagen; zudem habe sie noch baares Vermögen, Du wüßtest aber nicht, wie viel."

Konrad. „Baares Geld? Reinhard sagte ja, er hinterlasse keines."

Doktor. „Ganz recht. Er und seine Tochter wissen nichts von dem, was ich Dir vertraue. Die Sache hängt folgender Gestalt zusammen. Der alte Reinhard hat einst einem wohlhabenden Manne einen sehr, sehr wichtigen Dienst geleistet. Dieser will nun der Tochter, wenn sie heirathet, eine hübsche Summe zur Aussteuer geben."

Konrad. „Das ist edel von dem Manne. Doch muß ich Ihnen gestehen, daß, wenn ich Alles genau überlege, ich immer noch an einem glücklichen Ausgang zweifle. Trüg' ein Dritter das Ding meinem Vater vor, ohne daß ich dabei wär' — ja dann! Er darf aber auf keine Weise gewahr werden, daß es mein Anschlag ist. Vielleicht beföhl' er mir dann ohne Weiteres, Hildegard zu heirathen. Er hat von Natur eine etwas finstere und strenge Gemüthsart, und sein ehemaliger Sergeantendienst hat seine Begriffe von Subordination und Gehorsam noch um vieles

vergrößert. Nach seiner Denkweise muß kein junger Mensch es sich herausnehmen wollen, selbst seine Gattin zu wählen, so lange er noch Eltern hat, die dies für ihn thun können. Die gehen, wie er sagt, mit Ueberlegung und Vernunft zu Werke, während die Jugend nur auf Leidenschaft und Sinnlichkeit hört."

Doktor. „Ich begreife Dich. Nun, sey ruhig. In weniger als acht Tagen befiehlt Dir Dein Vater, die Hildegard zu heirathen. Ich kenne den Mann schon ganz."

Konrad. „Bester, liebster Herr Doktor! mein ganzes Leben lang will ich Ihnen dafür danken. Aber — da fällt mir wieder ein schwerer Stein auf's Herz. Es ist ja noch eine große Frage, ob mich Hildegard haben will?"

Doktor. „Das ist gar keine Frage. Ich stehe Dir dafür. Aber auf mein erstes Pünktchen muß ich zurückkommen. Womit willst Du Dich und Dein Weib ernähren?"

Konrad. „Mit der verbesserten Landwirthschaft." — Und nun begann unser Freund einen längst im Stillen entworfenen Wirthschaftsplan mit solcher Begeisterung und so lichtvoll zu detailliren, daß der Doktor darüber erstaunte und mit Gewißheit ahnete, Konrad werde in diesem Fache für seine Gegend Epoche machen, und ein bedeutender Mann in seinem Vaterlande werden. Er ließ ihn dies merken, versprach ihm nochmals Hildegarden zur Frau, zeigte ihm den Weg und kehrte dann zum Kranken zurück, dem er gern bis an die Thore der Ewigkeit beistehen wollte.

Reinhard war kurz vor des Doktors Eintritt in Schlummer gesunken. Dieser merkte sogleich, daß die Stunde der Auflösung da wäre. Doch äußerte er dies gegen Hildegarden nicht, erzählte ihr vielmehr, was auf dem Wege vorgefallen war. Sie wurde roth, lächelte und schwieg. Endlich sagte sie mit leiser Stimme: „Lieber Herr Doktor! Sie sind mein Vater.... Ich fühl' es; ich werde den jungen Mann lieb haben, sehr lieb, und auch gewiß mit

ihm glücklich seyn. Führen Sie in Gottes Namen dasjenige aus, was Sie aus Güte gegen mich bereits angefangen haben." Eben gab er ihr die Hand darauf, als Reinhard eine schwache Bewegung machte. Der Doktor sah sich nach ihm um und sprach: „Hildegard, dein Vater stirbt!" Sie fing bitterlich an zu weinen, und sank an der einen Seite des Bettes nieder, während der Doktor an der andern kniete. Jedes ergriff eine von den Händen des Sterbenden. Der Doktor betete: „Vater! nimm diesen deinen durch Jesum erlösten Knecht zum ewigen Frieden auf!" Er hob sich mit dem letzten Zittern der erblaßten Lippe, und stand lange da innigfeiernd vor der nahen Majestät des unsichtbaren Gottes. Auch Hildegards Thränen begannen milder zu fließen. Der Tod ihres Vaters war nicht unerwartet gekommen, und die Aussicht der neuen Versorgung war gleichfalls ein lindernder Balsam in die Wunde ihres Herzens.

Der Doktor sorgte vor Allem dafür, daß, bis Hildegards Lage sich änderte, eine treue, erfahrene Freundin zu ihr in's Haus zog. Er traf die nöthigen Anstalten zur Beerdigung ihres vollendeten Vaters, und ging an den jetzigen Ort seines Aufenthalts zurück.

Konrad war inzwischen munter fortgewandelt. Er fühlte sein ganzes Wesen erhöht; jeder Athemzug war kindlicher Dank gegen die Vorsehung; voller Zuversicht übergab er sich ihrer ferneren Leitung. So gestimmt verrichtete er seinen Auftrag. Er war glücklich im Handel, kaufte seinem Vater ein tüchtiges Pferd für einen billigen Preis, setzte sich darauf und ritt nach Hause. Als der alte Vincenz hörte, sein Sohn sey wieder da — ging er in den Hof und untersuchte das Pferd auf's Genaueste, ohne ein einziges Wort dabei zu reden. Endlich fragte er: „Konrad, was hast du dafür bezahlt?" — „Achtzig Thaler." „Nu, nu," fuhr der Alte fort, „man muß halt zufrieden seyn, bis es besser wird. Du wirst ja wohl endlich wirthschaften lernen." Das hieß in seiner Sprache so viel als: „Konrad, ich

bin sehr wohl mit dir zufrieden.“ Und Konrad verstand die Sprache seines Vaters.

Jetzt mußte unser Freund vom Morgen bis an den Abend hinaus auf das Feld, um die Saat besorgen zu helfen. Als er nach etlichen Tagen einst noch später zurück kam, als gewöhnlich, fand er seinen Vater überaus gespannt. Konrad merkte, daß etwas Wichtiges vorgefallen war, und wurde daher auch gespannt. Er vermuthete wohl, was es seyn möchte, und das Herz klopfte ihm wie ein Hammer über dem Warten der Dinge, die da kommen sollten. Doch durfte er nicht fragen. Nach Tisch endlich erfuhr er die Geschichte des Tages, welche folgender Gestalt sich verhielt.

Gegen drei Uhr kam ein wohlgekleideter Bauer zu Vincenz, grüßte ihn freundlich und fragte: Seyd Ihr der Vater des jungen Menschen, der letzthin auf der Stuterei zu Waltershöh den Brandfuchs gekauft hat?

Vincenz. Der bin ich. Was geht Euch das aber an, und warum fragt Ihr darnach?

Der Fremde. Nicht unwirsch! Die Absicht, warum ich frage, ist gut. Der Bursche gefiel mir; er ist ein braver Kerl, und verspricht ein ganz vortrefflicher zu werden. Ich hab' eine Base, die auch keineswegs zu verachten ist: und da wollt' ich einmal hören, ob wir Beide nicht eine Heirath schmieden könnten. Freilich sollte man die jungen Leute erst fragen; ich denke — es kann aber auch nachher geschehen.

Vincenz. Ich sollte meinen Jungen fragen, ob er die haben will, welche ich ihm bestimme? Schweigt mir davon still! So etwas kann ich ohne Aerger nicht anhören.

Der Fremde. Nun — dafür laß ich Euch sorgen. Mit meiner Base will ich dann schon fertig werden. Sie ist eine einzige Tochter, hat ein schönes Gut von acht bis zehn Kühen; Vater und Mutter sind todt, und ein Freund hat ihr zweitausend Gulden vermacht, die ihr, sobald sie heirathet, baar ausgezahlt werden.

Vincenz. Das läßt sich endlich hören. Kann man

sich aber auch darauf verlassen, daß das alles wirklich so ist, wie Ihr mir da vorerzählt?

Der Fremde. Das versteht sich. Euer Konrad ist an nichts gebunden, bis er das Genannte alles in Händen hat.

Vincenz. Mehr verlang' ich nicht. Ich gehe den Handel ein. Aber wo wohnt Eure Base?

Der Fremde. Im Oberlande, zu Waldscheidt; sie heißt Hildegard Kron.

Vincenz. Das ist ja bei den Kohlenbrennern! — Doch, es ist einerlei, wo man sein Brod erwirbt.

Der Fremde. Aber ich möchte nun auch gern den neuen Vetter Konrad sprechen.

Vincenz. Der ist auf einem entlegenen Felde. Uebermorgen ist Sonntag, dann soll er nach Waldscheidt kommen, und Ihr könnt dort mit ihm plaudern.

Der Fremde. So wäre ja unsere Sache in Ordnung. Es bleibt dabei?

Vincenz. Das versteht sich. Hier ist meine Hand darauf.

Vincenz war nichts weniger als gastfrei. Er nöthigte also auch den Fremden nicht zum Dableiben, wiewohl es seine Schuldigkeit gewesen wäre. Vielmehr freute er sich, das Abendessen sparen zu können. Was ihm aber am besten gefiel, war, daß man bei der Heirath keine Mitgift von ihm verlangte. Dieser Punkt war bisher der Hauptgrund gewesen, weßwegen er für seinen Konrad noch auf keine Verbindung gedacht hatte. War aber Vincenz vergnügt — so war es der Fremde nicht weniger. Sollte der Leser in ihm den Doktor vermuthen, so irrt er. Der war es nicht.

Konrad fand, wie schon gesagt, seinen Vater in ungewöhnlicher Spannung. Der Alte sprach schier kein Wort. Als sich aber nach Tische das Gesinde entfernte, und er sich eine Pfeife gestopft hatte, fing er plötzlich an: Konrad, du sollst heirathen!

Konrad. So? — wen denn?

Vincenz. Da zu Waldscheidt ist ein Mädchen, die heißt Hildegard Kron, die sollst du nehmen. Heute war ihr Vetter hier, dem hab' ich's versprochen.

Konrad. Aber, Vater! ... wer weiß, ob mich das Mädchen haben will? Es gehören zwei zum Kauf.

Vincenz. Haben will? Man wird das Jüngferchen erst fragen?!

Konrad. Sie ist ja ihr eigener Herr; sie hat keine Eltern mehr.

Vincenz sah seinen Sohn starr an. „Wie," fuhr er heraus, „du kennst die Hildegard? — Bursche, he?" Konrad fühlte, daß er sich verschnappt hatte; er wurde über und über roth, doch faßte er sich wieder. „Ich habe es zufällig auf meiner Reise gehört, daß sie eine einzige Tochter ist und keine Eltern mehr hat: und eben deßwegen besorg' ich, daß sie nicht sogleich einem wildfremden Menschen ihre Hand geben wird."

Vincenz. Hör' Junge! du weißt, daß ich keinen Widerspruch leide. Uebermorgen gehst du nach Waldscheidt, und versprichst dich mit der Hildegard. Konrad! du kennst mein altes spanisches Rohr. Wehe deinen Knochen, wenn du wieder kommst, und hast es nicht zu Stande gebracht.

Konrad. Ich gehorch' Euch, Vater! und will thun, was ich kann.

Was der gute Jüngling fühlte und dachte, das äußerte er nicht. Er wünschte vielmehr seinem Vater gute Nacht, eilte auf sein Kämmerchen und dankte Gott mit Inbrunst für die gütige Lenkung seines Schicksals. Kaum konnte er, vor lauter Freude, die Augen schließen. Am andern Morgen ging alles doppelt rasch von der Hand. Das Gesinde, welches Konrad eben so sehr liebte, als es seinen Vater fürchtete, bemerkte die Heiterkeit unsers Freundes, und nahm innigen Antheil daran. Gern hätte er seiner Mutter die eigentliche Begebenheit der Sache entdeckt; er kannte aber die despotische Art seines Vaters allzugut, mit welcher er der nachgebenden Mutter jedes Geheimniß abpreßte.

Kaum graute der Sonntag herauf — da verließ Konrad sein Lager, warf die zurechtgelegten Kleider über, und durchwanderte einen noch schönern Morgen, als letzthin. Sein inneres Empfindungsorgan war zur reinsten Harmonie gestimmt. Dies beflügelte seine Schritte vollends, so daß er des Nachmittags zeitig bei seiner Hildegard in Waldscheidt anlangte, welche ihm in ihrem Traueranzuge noch einmal so schön, noch einmal so achtungswürdig vorkam.

Mit den Gesprächen, welche zwischen ihnen vorfielen, halte ich meine Leser nicht auf. Bei solchen schuldlosen Naturkindern, die zugleich wahre Christen sind, redet das Herz zum Herzen. Konrad und Hildegard waren bald ganz auf dem Reinen. Sie sanken einander, von Gefühl überwältigt, in die Arme. Ihre Blicke erhoben sich, in Freudenthränen schwimmend, zum Urquell der ewigen Liebe.

In der Abenddämmerung, als die beiden Verlobten, sammt Hildegards Freundin, sich eben zu Tische setzen wollten, trat der Vetter, welcher vor ein Paar Tagen beim alten Vincenz gewesen war, in das Zimmer. Der gute Mann freute sich herzlich über das Gelingen seines Unternehmens, und erzählte Konraden das Gespräch, welches er mit dessen Vater gehabt hatte. Sein Hauptzweck aber war, den Liebenden bekannt zu machen, daß die zweitausend Gulden, welche ein Freund Hildegarden zur Aussteuer bestimmt habe, bei ihm zum Empfang bereit lägen. Das holde Mädchen konnte es durchaus nicht begreifen, wie ein Unbekannter dazu komme, sich in dem Grad für sie zu interessiren. Sie drang deßhalb in ihren Vetter; dieser war aber nicht so offenherzig, als sie es wohl wünschte. Er begnügte sich mit der Antwort: „Dein seliger Vater hat einst einem reichen Mann einen wichtigen Dienst geleistet, der auf diese Weise seine Dankbarkeit an den Tag legt.“ Dadurch wurde das Räthsel für Hildegard noch dunkler.

Konrad rieth bei sich auf den Doktor, doch hielt ihn sein Zartgefühl zurück, dies zu äußern. Aber etwas Näheres mußte er von diesem, ihm so merkwürdigen Manne

wissen. Er fing also an, sich nach demselben zu erkundigen. Allein weder der Vetter, noch Hildegard konnten seine Neugierde so befriedigen, wie er es wünschte. Nur soviel erfuhr er, daß dieser Mann sich seit einem halben Jahre in der Gegend aufhalte, sehr eingezogen lebe, und nur mit einigen wenigen stillen, frommen, guten Menschen Bekanntschaft gemacht habe. Er gebe sich für einen Arzt aus; habe vielen geholfen, von Niemand aber das Mindeste genommen; im Gegentheil noch für manchen Armen die Arznei bezahlt. Auch sonst sey er der allgemeine Wohlthäter des ganzen Bezirks, und habe in der kurzen Zeit seines Aufenthalts unzählige Edelthaten geübt. Wo er aber her sey, wie er eigentlich heiße, wo er sich jedesmal befinde (denn er änderte seinen Wohnort sehr oft), darüber konnten sie keinen Bescheid geben. Die allgemeine Rede wär', er sey ein vornehmer Herr, der von seinen Verwandten bitterlich gehaßt und verfolgt würde. Darauf könne man aber nicht bauen. Hätte er zuweilen seinen Namen schreiben müssen, so habe er sich allemal Dr. Christian Berenborg unterzeichnet, doch sey dies schwerlich sein wahrer Name.

Das Wenige, was Konrad erfuhr, diente nur dazu, seine Aufmerksamkeit noch höher zu spannen. Er nahm es sich fest vor, das Zutrauen des Doktors zu gewinnen. Indeß ging er, als es zehn Uhr schlug, mit dem Vetter, um in dessen Hause zu übernachten. Dieser wohnte in einem Dörfchen, welches eine Viertelstunde von Waldscheidt ab lag, und in dem er Vorsteher war. Des andern Morgens kehrte er zu Hildegarden zurück, und besah nun in ihrer Gesellschaft das Gut, welches sie ihm zubrachte. Er staunte über die großen Felder und Wiesen; denn es hielt mehr als sechzig Morgen. Doch lag es größtentheils brach. In der dortigen Gegend hing nämlich Jedermann am Kohlenbrennen, und versäumte darüber die Landwirthschaft. Daher kam es denn auch, daß Alles arm und unkultivirt war. Indem sie so Hand in Hand dahin wandelten, entfaltete sich in Konrads Seele der herzerhebende

Gedanke, der Wohlthäter, der Reformator dieser Gegend zu werden. Die Vorstellung davon wurde so lebhaft, so mächtig, daß sein Herz fast hörbar pochte, und seine Wange von der höchsten Röthe feuerte.

Solche Entschlüsse, ohne thörichten Eigendünkel gefaßt, sind Winke der Vorsehung. Sie tragen ihren Segen in sich; sie sind Samenkörner, welche zum Wohl der Menschheit aufgehen, Früchte bringen und auf Jahrhunderte hinaus wuchern.

Seiner Hildegard theilte er den Plan im Allgemeinen mit. Sie freute sich desselben, und versprach ihm, auch in diesem Stücke seine treue Gehülfin zu seyn.

Vier glückliche Tage verstrichen. Alle Abend kam der Vetter und holte Konrad ab; der Doktor hingegen ließ sich auch nicht ein einziges Mal sehen. Endlich mußte an's Scheiden gedacht werden. Vorher aber nahm man noch die Abrede, daß das Brautpaar an den drei nächsten Sonntagen aufgeboten werden, und in der vierten Woche die Hochzeit seyn sollte. Da alles in Ordnung war, trat unser Freund den Rückweg an, wobei ihn Hildegard eine Strecke begleitete. Mit fröhlichem Muthe nahte er sich gegen Abend dem väterlichen Hause, in welchem mittlerweile Dinge vorgefallen waren, die den alten Vincenz völlig umgestimmt hatten.

Der gnädige Herr nämlich, dessen Güter er gepachtet hatte, und der mit ihm von gleichem Alter war, hatte eine eben so schöne als leichtfertige Köchin. Mit ihr hatte der Edelmann seit einiger Zeit auf allzuvertrautem Fuße gelebt. Eben jetzt hatte sie ihm eine Sache entdeckt, die den alten Sünder, seiner Gemahlin und Kinder wegen, bewogen, sie so bald als möglich unter die Haube zu bringen. Ein Paar tausend Thaler wollte er gern daran wagen. Niemand schien ihm dazu tauglicher, als unser Konrad, den Adelgunde — so hieß die Dirne — obendrein, wie er wußte, gern sah. Er that also in dessen Abwesenheit dem alten Vincenz den Vorschlag zu dieser Heirath, wobei er eine Leidenschaft seines eigenen Sohnes vorschützte, die er

durch diese Verbindung auszurotten hoffe. Zugleich versprach er, daß die Pacht, welche wirklich vortheilhaft war, noch auf eine große Reihe von Jahren verlängert werden sollte. Heimlich aber sann er nur darauf, seinen Umgang mit Adelgunden noch ferner fortsetzen zu können. Vincenz nahm zwar nicht alles für baare Münze; doch dachte er sich auch die Sache nicht so schlimm, wie sie wirklich war. Sein Geiz kam dazu, und schilderte ihm die Verbindung so erwünscht, so vortheilhaft, daß er es dem Edelmann fest versprach, die Heirath solle gewiß, und in längstens drei Wochen, vor sich gehen. Ein Vorwand, mit Hildegardens Vetter zu brechen, sollte sich, wie er meinte, leicht finden.

Als daher Konrad zur Stube herein trat, fing Vincenz sogleich an: „Hör'! aus deiner Heirath mit dem Kohlbrennermädel wird nichts. Du sollst nun die Adelgunde aus dem Schloß zur Frau nehmen.“ Konrad, der seinen Vater kannte, erwiederte ganz ruhig: So!? — Der Alte fuhr eifrig in seiner Rede fort, und beschrieb alle Vortheile, welche aus dieser Heirath entstehen würden: wie dadurch für Kinder und Kindeskinder gesorgt werde u. s. w. Konrad wußte, daß Widersprechen nichts half, sondern dadurch übel nur noch ärger gemacht würde. Er schwieg also; ging, als alles schlief, zur Thüre hinaus, und wanderte noch diesen Abend eine starke Meile Weges zu einem guten Freunde. Diesen klopfte er auf, erzählte ihm seine Geschichte, und blieb die Nacht über bei ihm. Des Morgens ganz früh setzte er sich hin, und schrieb folgenden Brief:

„Lieber Vater!

Es ist jetzt das erstemal in meinem Leben, daß ich Euch ungehorsam bin, und, natürlicherweise, werden muß. Sagt mir, wie es Euch, als einem vernünftigen Manne, möglich ist, Euern Sohn an eine liederliche, feile Dirne zu verkaufen? — Wenn ich auch nicht der Bräutigam eines der edelsten Mädchen unter der Sonne wäre, so würde ich doch mit Abscheu einen solchen Antrag verwerfen. Glaubt es mir, Vater! ich will weit lieber Taglöhner werden, als der

Hehler eines immerwährenden Ehebruchs seyn. Jetzt vollends, da ich auf Euern eigenen Befehl mich mit Hildegard feierlich und vor Gottes Angesicht verlobt habe — jetzt bewegt mich keine menschliche Gewalt, selbst nicht die Ehrfurcht gegen meinen Vater, der guten Seele meinen Eid zu brechen, Fluch und Verdammniß auf mich zu laden. Lebt wohl, Vater, und besinnt Euch! — Grüßt meine Mutter und die kleinern Geschwister! — Mich seht Ihr nicht eher wieder, bis es mir andere und billigere Gesinnungen Eures Herzens befehlen. Ich bleibe immer

Euer treuer Sohn,

Konrad Wildenbach.“

Diesen Brief schickte er nun durch einen Expressen an seinen Vater, welcher bei dessen Empfang schäumte, wüthete und fluchte. Aber freilich war das, wie er selbst einsah, ganz umsonst; denn Konrad war außer seiner Gewalt. Wie er mit seinem gnädigen Herrn zurecht gekommen? dafür lassen wir ihn sorgen. Auch darum bekümmern wir uns nicht, wie sich der alte Sünder aus der Noth geholfen habe. Wir wollen uns nach bessern Menschen umsehen, und vorzüglich nach Konrad.

Dieser wußte denn doch nicht recht, wohin er sich vor der Hand wenden sollte. Zu seiner Braut zu gehen? das fand er nicht recht schicklich. Seinem neuen Vetter in Leitbach so lang auf dem Hals zu liegen? auch das stritt mit seinem feinen Gefühl. Endlich fiel ihm ein, er wolle den Pastor in Kornhausen besuchen, wohin Waldscheidt und Leitbach eingepfarrt sind. Diesen hatte er als einen apostolischen, aber auch, als einen sehr klugen Mann rühmen gehört. Ihm wollte er seine jetzige Lage erzählen, und ihn um seinen Rath bitten. Dieser Gedanke bemächtigte sich unsers Freundes so ganz, daß er ihn auf der Stelle ausführte, und noch des nämlichen Abends, aber spät, zu Kornhausen anlangte. Sein erster Gang am folgenden Morgen war zum Pfarrer Salzheim. Er hatte sich freilich einen liebreichen Empfang versprochen; aber seine Aufnahme übertraf doch noch bei weitem seine Erwartung.

Denn kaum hatte er seinen Namen genannt, so umarmte ihn der Pfarrer, und sagte ihm mit dem wärmsten Händedruck: „Lieber Konrad! ich kenne Euch von Jugend auf, ohne Euch je gesehen zu haben. Mein seliger Freund Arnberg, der Hofmeister bei Eurer jungen Herrschaft war, hat mir, so lang er lebte, viel von Euch erzählt. Nachher hab' ich mich oft nach Euch erkundigt, und mich herzlich gefreut, als ich in diesen Tagen erfuhr, daß Ihr des seligen Reinhard Krons brave Tochter heirathen würdet. Mit der werdet Ihr gewiß glücklich seyn."

Nun erzählte ihm Konrad seine Geschichte, der Pfarrer billigte dasjenige, was er gethan hatte, vollkommen, und bat ihn, bis zur Hochzeit bei ihm zu bleiben, und ihm seine Feldarbeit zu besorgen, damit er seinem Knecht die Erlaubniß geben könne, einmal seine Eltern zu besuchen, die er in vielen Jahren nicht gesehen hätte. Konrad willigte mit Vergnügen in diesen Vorschlag, besuchte am Nachmittag, in Gesellschaft des Pastors, seine Hildegard, welche sich freute, ihren Erwählten nun so in der Nähe zu haben, und begann sodann die Arbeit seines neuen Freundes. Doch währte dies nicht lange, denn bald bekam er wichtigere Verrichtungen.

Konrad war erst seit vier Tagen in der Pfarrwohnung, wo er als Kind vom Hause gehalten wurde, als ihn der Pastor des Abends vor dem Schlafengehen bei Seite nahm, und ihm mit bedeutender Miene sagte: „Mein Freund! ich habe ein wichtiges Geheimniß in meinem Hause. Nicht wahr, Ihr könnt schweigen?" Konrad legte die Hand auf's Herz, und sagte: Ja! das kann ich! — „Gut, so folgt mir." Nun gingen sie mit einander in ein abgelegenes, nicht leicht zu entdeckendes Kabinetchen in einem Hintergebäude des Pfarrhauses. Mit freudigem Staunen fand Konrad da den lieben Doktor, den er am ersten Abend beim sterbenden Reinhard getroffen hatte. Beide bewillkommten sich herzlich und mit inniger Rührung.

Konrad mußte dem Doktor gegenüber Platz nehmen, und dieser redete ihn nun folgendergestalt an: „Lieber

Freund! ich befinde mich, ohne mein Verschulden, in einer traurigen Lage. Ich habe eben so mächtige, als boshafte Feinde, welche mir nach dem Leben trachten. Euer seliger Schwiegervater hat mich einmal der augenscheinlichsten Todesgefahr entrissen, als ich nahe bei seiner Köhlerhütte im Walde überfallen wurde. Er besorgte nachher, ehe er erkrankte, mehrere Aufträge für mich. Jetzt weiß ich Niemanden als Euch, den ich in ähnlichen Fällen gebrauchen könnte. Eure übrigen Eigenschaften, die ich bereits kennen gelernt habe, lassen mich mit Grund auch verschwiegene Treue bei Euch erwarten. Ich bitte Euch deßwegen, mir einen großen Dienst zu erweisen. Eure Mühe wird reichlich belohnt werden. Ihr sollt eine Reise für mich machen, die wenigstens vierzehn Tage dauern wird. Der Post darf ich keine Briefe vertrauen; darum sollt Ihr mir ein Schreiben an eine gewisse Dame tragen, und mir ihre Antwort zurück bringen. Sie wohnt zu Z** im .....rlande, und heißt ***. Ihr müßt aber höchst vorsichtig seyn, und den Brief auf das allersorgfältigste verbergen; denn es wäre wohl möglich, daß man auf den Gedanken käme, Ihr wäret von mir geschickt, und Euch deßhalb genau untersuchte. Die Umstände heischen, daß Ihr Euch augenblicklich auf den Weg macht. Bis Ihr wiederkommt, werde ich mich hier verborgen halten, dann aber muß ich diese Gegend auf immer verlassen. Gott sey mit Euch! Gefahr ist bei dieser Reise nicht, wenn Ihr nur vorsichtig und verschwiegen seyd."

Konrad war sogleich fertig; nur bat er, seiner Hildegard den nöthigen Aufschluß über seine so plötzliche und lange Abwesenheit zu geben. Dieß wurde ihm zugesagt, und nach einigem Ueberlegen fand man, um auch dem leisesten Verdacht auszuweichen, für's beste, dies ihrem gemeinschaftlichen Freunde und Konrads neuen Vetter, dem Vorsteher Warnefeld in Leitbach zu übertragen. So war denn Alles besorgt, und Konrad wanderte gegen Mitternacht aus dem Pfarrhause. Ohne den mindesten Anstoß kam er an Ort und Stelle, übergab seinen Brief und brachte am fünfzehnten Tage eine Antwort zurück.

Noch war der Doktor in der Pfarrwohnung zu Korn-
hausen. Konrad überreichte ihm den Brief. Hastig
öffnete er denselben, durchlief ihn und sagte: „Wahrlich,
hier zeigt sich Gottes Finger. Nie hätt' ich dasjenige für
möglich gehalten, was dieses Schreiben ankündigt. . . . . .
Ich hoffe, wir sehen uns wieder; jetzt aber muß ich auf
der Stelle fort.“

Salzheim und Konrad blickten ihn traurig an, hal-
fen ihm jedoch, ohne das Mindeste gegen seinen Entschluß
einzuwenden, das herbeigeholte Felleisen packen. Noch
wurde ein Bote abgefertigt. Mit der Dämmerung fand
sich ein wohlgekleideter junger Mensch nebst zwei Pferden
ein. Der Mantelsack wurde aufgeschnallt und mit dem
Schlage zehn die Reise angetreten. Schon saß der Doktor
zu Pferde — da reichte er seinen beiden Freunden noch
einmal die Hände und sagte mit fester Stimme: „Mein
Weg ist rauher, als der Eurige. Doch werden sie noch
einmal zusammenlaufen, und dann — sehen wir uns wieder.“
Er bog um die Ecke; die Zurückgelassenen aber redeten
noch lange von ihm, und oft glänzte dabei eine Thräne in
ihren Augen.

Das Nöthigste, was Konrad am folgenden Morgen
zu thun hatte, war — seine Hildegard zu besuchen.

Er fand sie heiter, und seiner Ankunft innig froh.
Sie blühte wie eine Rose im Frühthau, wenn der erste
Sonnenstrahl sie küßt, und würziger Duft ihrem Kelche
entsteigt. Der Athem der reinsten jungfräulichen Liebe
wehte dem Ersehnten entgegen. Eben arbeitete sie an
ihren Hochzeitkleidern, wobei ihre Freundin treulich half.
Diese sollten sie bis an ihr Ende bei festlichen Gelegenhei-
ten und an Kommuniontagen schmücken. Noch war in
dieser Gebirgsgegend jene thörichte Modesucht nicht einge-
rissen, welche, zumal seit einigen Jahren, auch die Weiber
und Töchter des Landmanns angesteckt hat, und den Wohl-
stand der Familien vollends zu zerrütten droht. Alles
wurde eben so fest und dauerhaft, als fein und sauber

earbeitet. Die dortige Tracht hat etwas Eigenthümliches, der höchst Gefälliges. —

Konrad und Hildegard saßen bei einander, sprachen on ihrem Finden, von ihrer Liebe, von ihren Planen für ie Zukunft. Eine Stunde verfloß nach der andern. Als r endlich wieder weggehen wollte, erbot sich Hildegard, hn eine kleine Strecke Weges zu begleiten. Traulicher ffneten sich ihre Herzen; sie bestimmten den Tag ihrer wigen Vereinigung, und beredeten sich über die Anstalten u demselben. Jetzt aber mußte man scheiden. Konrad vandelte langsam auf dem wenig betretenen Fußpfad dahin, reute sich seiner Braut und seines neuen Wirthschaftsplans, iber dessen zweckmäßigster Ausübung er brütete. Ach! er dachte nicht daran, wie oft unsre menschlichen Freuden vergällt, unsre besten Entwürfe vereitelt, wenigstens auf spätere Zeiten hinausgeschoben werden. Schon trat er in das Thor des Pfarrhofes, und wollte Salzheim, der mit verschränkten Armen und zweifelhafter Miene da stand, einen freundlichen guten Abend! bieten, als dieser hastig auf ihn zuschritt, und mit einem halbstrafenden Tone zu ihm sagte: „Konrad, Konrad, was hab' ich hören müssen! Die Köchin Eures väterlichen Pachtherrn hat auf Euch bekannt. Heut' Mittag habe ich einen Befehl vom Oberkonsistorium erhalten: ich darf Euch nicht kopuliren.“ Konrad wankte, ward blaß und sank auf einen Stuhl, an dem des Pfarrers Kinder gespielt hatten. Einige Augenblicke saß er schweigend; seine Brust arbeitete; er schien von einem Fieberfrost geschüttelt zu werden. Plötzlich überzog hohe Röthe sein Angesicht; er sprang auf und rief: „Nein, das ist zu arg! — Solch' eine Bosheit! — Ich muß fort, und ....“ Schon war er zum Thore hinaus. Salzheim lief ihm ach, ergriff ihn beim Arm, und sagte bewegt: Freund! ereilt Euch nicht. Bleibt hier! Wenn Ihr unschuldig yd .... „Unschuldig?“ rief Konrad eben so ut, als hastig. „Unschuldig? und daran zweifeln Sie?“ — uhig! erwiederte der Pfarrer; kommt zu Euch, Ihr seyd n Euch selbst.

Konrad. Da sollte auch Jemand gelassen bleiben?

Salzheim. Wir wollen vernünftig von der Sache reden. Ganz wahrscheinlich kam mir die Aussage der Köchin freilich nicht vor. Ihr hattet mir von dem Plan des Edelmanns und Eures Vaters, Euch mit jener Person zu verheirathen, erzählt. Dagegen aber — wir sind Menschen, die Gelegenheit .....

Konrad. Um Gottes willen! bringen Sie mich nicht um meinen Verstand! Ja, die Gelegenheit kann einen Menschen zu solch' einem Fehltritt verleiten. Verspricht er sich dann aber noch mit einer Hildegard — dann ist er kein Mensch mehr, sondern ein Teufel.

Salzheim. Stark, aber wahr! Konrad, ich glaub' es, Ihr seyd unschuldig! — Gott Lob und Dank!

Konrad (heftig). Freilich bin ich unschuldig..... Nur die arme Hildegard! wenn sie es erfährt; und dann — meine Ehre!

Salzheim. Die wird schon zu retten seyn. Traut auf Gott, und seyd nicht voreilig. Mit dem heutigen Boten erhielt ich zugleich einen Brief von unserm lieben Doktor. Er hat ihn ein paar Meilen von hier in einem Gasthofe geschrieben und bittet mich, an seiner Stelle Hildegards Vormund zu werden. Dies hatte er mir in der Eile zu sagen vergessen. Morgen früh wollen wir zu Eurer Braut gehen, ihr die andre leidige Geschichte auf das Glimpflichste beibringen, und in ihrer Gegenwart die ferneren Schritte verabreden. —

Unser Freund war nun ruhiger und duldete sich. Aber kein Schlaf kam in seine Augen. Kaum fing der Morgen an zu grauen, da wandelte er schon unter den Linden vor dem Pfarrhause auf und ab. Auch Salzheim hatte der Ruhe wenig genossen. Auf Rettung seiner Lieblinge hatte er gedacht; mehrere Mittel dazu waren an seinem hellen Verstande vorübergegangen; nur wollte keines derselben ihm völlig genügen. Beide machten sich indessen auf, und gingen, unter dem Geläute der Frühglocke, Waldscheidt zu.

Hildegard reinlich, leicht und züchtig gekleidet, stand eben an der Quelle, welche in ihrem Hofe unter alten, hohen Eichen mit lautem Geplätscher hervorsprudelte. Das klare, kalte Wasser schien ihre Reize erhöht zu haben. Heiter, wie der Maimorgen hüpfte sie den Besuchenden entgegen, umarmte ihren Bräutigam, und drückte dem lieben Herrn Pfarrer, mit einem freundlichen Willkommen! die Hand. Dann trat sie lächelnd vor Konrad hin, strahlte den hellsten braunaugigten Blick in seine blaue Thränenaugen, und sagte mit ruhiger Stimme: „Wie, Lieber! Du weinst? Hast Du auch schon von der tollen Geschichte gehört? Komm!“ Sie nahm ihn unter den Arm. — „Wir wollen in's Haus gehen; unter Gottes schönem Himmel muß man von so garstigen Sachen nicht reden, er möchte roth darüber werden. — Kommen Sie, Herr Pastor! Der Vetter von Leitbach ist auch diesen Morgen schon gekommen und in der Stube.“

Alle drei gingen Hand in Hand. Unter der Hausthüre trat ihnen der Vetter entgegen, die graue wollene Mütze, welche er zu tragen pflegte, in seiner Rechten. „Guten Morgen, Herr Prediger! — Ei guten Morgen, Vetter Konrad! fuhr er im wohlwollendsten Tone fort: sey gescheidt und laß es bei Einer!“

Konrad. Vetter, Vetter! keinen Spaß! — Mit so etwas läßt sich nicht scherzen. Wie ich merke, wißt Ihr um die abscheuliche Verläumdung. Bei all' meiner Unschuld aber, begreife ich nicht, wie Ihr und Hildegard so ruhig, so gleichgültig davon sprechen könnt.

Hildegard. Konrad! hätte ich Dich nicht am Sterbebette meines guten Vaters gesehen, — ich würde es nicht können. Dort aber hättest Du nicht mit jener Seelenruhe ausgehalten, wenn Dein Gewissen Dir wegen eines solchen Vergehens Vorwürfe gemacht hätte: das weiß ich.

Der edle Jüngling fiel seiner Braut um den Hals und sagte: „Hildegard! Du bist ein Engel! Wär' ich schuldig, und hätt' ich Dich auch bis auf diesen Augenblick betrogen — von jetzt an könnt' ich es nicht mehr.“ Hilde-

gard richtete seinen Kopf sanft empor, strich ihm sein blondes, lockigtes Haar von der Stirne, und berührte sie mit ihrem schönen Munde. Pastor Salzheim stand da; seine Augen wurden feucht; er klopfte dem Vetter auf die Schulter, und beide richteten ihre Blicke zum Himmel.

Mittlerweile war Hildegard in die Kammer gesprungen; sie kam mit zwei Briefen zurück, wovon der eine erbrochen, der andere noch versiegelt war. Beide gab sie Konraden und sagte: „Da, Lieber, lies, und sey ruhig!"

Konrad las den aufgebrochenen zuerst. Er lautete also:

Lieber Konrad, gute Hildegard!

Durch einen Zufall erfahre ich so eben ein Bubenstück, das die Hölle nicht giftiger aussinnen konnte. Man will Euer Glück zerstören. Seyd aber nur ruhig, und geht mit Ueberlegung zu Werke. Gott wird — wie ich fest glaube — die Ränke der Bosheit öffentlich zu Schanden machen. Vor allen Dingen, lieber Konrad! erbiet' Dich nicht zum Eide. Von Deiner Unschuld würdest Du dadurch die Welt nicht überzeugen; Du kämst wohl gar in den Verdacht, falsch geschworen zu haben. Thut, was Euch die Vorsehung an die Hand gibt, und berathet Euch in allen Stücken mit unserm lieben Pastor Salzheim.

Ewig Euer Freund

Dr. Christ. Berenborg.

Mächtig wirkten diese Zeilen auf Konrad. Er reichte den Brief dem Pfarrer, erbrach den andern, und las auch diesen laut vor, ohne jedoch die Fehler desselben bemerkbar zu machen:

„Kestallten du ein Gottloser, ungeschammer und litterlicher Kerl bist, und mit der Gundel zu thun hast, und immer kscheider und frömmer seyn willst, als dein Fatter, so will das Konschdorium dich mit der Kölerschen nicht kobbeliren, und du sollst nu die Gundel heuraden. Mach nur nit, daß ich dich mit dem Spansche Rohr holen thue.

Vincenz W."

Konrad war ein guter Sohn. Er spottete seines Vaters nicht, wie so mancher es thut, der den sauren

Schweiß seiner Eltern auf der hohen Schule verpraßt. Er steckte den Brief in die Tasche, ließ sich Papier und Dinte geben, und antwortete:

„Lieber Vater!

Da ich überzeugt bin, daß Ihr Euch einst von Herzen darüber freuen werdet, wenn ich jetzt meine Hildegard und nicht die Adelgunde heirathe; so halt' ich es für meine Pflicht, Euch diesmal nicht zu folgen. Ich erspar' Euch dadurch bittere Reue, welche gewiß nicht ausbleiben würde, und bereit' Euch zugleich, wie gesagt, eine große Freude. Ihr werdet hieran erkennen, daß ich wirklich bin

Euer

liebender Sohn

Konrad W.“

Das Billet wurde gesiegelt, und der Vorsteher Wernefeld übernahm die Besorgung. Er wollte selbst, wie er sich ausdrückte, an Ort und Stelle kundschaften, wie die Sache eigentlich stehe, und wie man es am besten anzufangen habe, um den boshaften Plan zu vereiteln. Konrad blieb die Zeit über beim Pfarrer; Hildegard aber setzte mit fröhlichem Sinne die Arbeiten fort, welche ihr neuer Stand erforderte.

Der Vetter von Leitbach — denn so nenn' ich ihn am liebsten — zog, sobald er nach Hause kam, seinen schönen, blauen Rock an, warf einen feinen, schneeweißen leinenen Kittel darüber, setzte seinen runden zierlichen Hut, von einem Sammtbändchen mit blitzender Steinschnalle umgürtet, auf das schwarze, krause Haar, stopfte seinen großen, masernen Pfeifenkopf mit ächtem Wilhelm-Stein-Taback; nahm dann seinen schwarz und gelben Dornenstab, und wanderte das Thal hinab, dem Rittersitze Hasenstein zu. Gegen Abend langte er dort an, und kehrte — nicht bei Vincenz dem Pächter, sondern in einem einsamen Kruge an der Landstraße ein. Dieser lag ungefähr zwei Büchsenschüsse von der Burg entfernt. Einige Bauern unterhielten sich, bei einer Kanne Bier, von den Neuigkeiten der Gegend. Der Vetter merkte bald, daß es nicht schaden könnte,

wenn er fleißig zuhörte. Er ließ sich also auch einen Trunk reichen, setzte sich an einen andern Tisch allein, und blies Wolken aus seiner Pfeife. Dem Anschein nach bekümmerte er sich nicht im Geringsten um dasjenige, was von der übrigen Gesellschaft verhandelt wurde.

„Hast Du nichts davon gehört, Christoph? Die Köchin soll ganz melankolisch seyn."

Christoph. Freilich hab' ich's gehört. — Es ist aber doch auch kein Wunder, zumal wenn es wahr ist, daß sie schon Eins umgebracht hat. Doch, Hanspeter, — ist der alte Vincenz vollends toll und rasend geworden, daß er seinem braven Konrad eine solche schlechte Dirne an den Hals zwingen will?

Hanspeter. Sprich mir nicht von dem Menschen! Der thut alles, was der gnädige Herr ihm zumuthet. Seel' und Seligkeit verkauft er um eine Linsensuppe. — Wär' ich aber Konrad; ich wüßte, was ich thät'.

Christoph. Na! laß hören!

Hanspeter. Ei, ich ließ sie an's Gericht zitiren, stellte mich ihr dann dicht gegenüber und sagte: Gundel! sieh' mich einmal scharf an, so recht in meine Augen, und gib Acht, denn ich will dich kat'chesiren. Ich wette, sie könnte kein Aug aufschlagen. Leichtsinnig ist sie, aber nicht frech.

Christoph. Nein, das ist sie nicht. Sie kann zu Zeiten fromm seyn; denn, wenn unser Pastor in der Zueignung so recht keift und auf die Kanzel schlägt — dann weint sie oft, daß sie schluchzt. Unbegreiflich aber ist es mir, warum der Konrad so stille sitzt.

Hanspeter. Er mag seine Ursachen haben; denn gescheidt ist er. — Sollte es aber wohl wahr seyn, daß sie schon Eins umgebracht hat? Man erzählt es, doch den eigentlichen Grund weiß ich nicht.

Christoph. Nun, den weiß ich eben so wenig. Aber denk'! vor Kurzem hat sich etwas Sonderbares zugetragen. Hier im Hause logirte eine fremde Frau. Sie kam weit her, hat aber eine Stunde von uns eine Tochter wohnen

und die wollte sie besuchen. Dort ist sie wirklich auch noch jetzt. Die Frau erzählte unter anderm: sie sey einmal des Nachts, mit verbundenen Augen, in einer Kutsche weit weggeholt worden. — Sie ist eine Hebamme. — Als man ihr endlich das Tuch von den Augen genommen habe, da sey sie in einem schönen Zimmer, und bei einer jungen Frauensperson gewesen, die da niederkommen sollte. Sie habe ihr treulich beigestanden, und als es vorüber gewesen, habe die Mutter ihr Kind, unter einem Strom von Thränen, an die Brust gedrückt. In der folgenden Nacht sey ein Herr gekommen, habe das Kind vom Bett genommen, sey damit in ein anderes Zimmer gegangen — und ......

Hanspeter. Sag' nichts weiter! Ich kann es nicht anhören; mich schaudert.

Christoph. Die Mutter war darüber aufgebracht, hatte ein klägliches Geschrei erhoben ......

Hanspeter. Schweig! ich bitte Dich.

Christoph. Als jene fremde Frau nun hier logirte, da geht sie des Morgens früh in den Schloßgarten, um einiges Obst für ihre kleinen Enkel zu kaufen, und sieht da — Ihn und Sie.

Hanspeter. Ei, du lieber Herr! Ja, das glaub' ich, daß das der Adelgunde im Kopf herum geht.

Christoph. Bist ein Narr! Die Hebamme hat im Garten kein Sterbenswort gesagt. Und jene Beiden waren so sehr in ihr Gespräch vertieft, daß sie die Fremde gar nicht einmal zu bemerken schienen.

Hanspeter. Aber doch außer dem Garten hat die Frau etwas gesagt, sonst wüßtest Du es nicht. Und das hat Gundel gewiß wieder erfahren. Sie hat denn doch das Kind nicht umgebracht, sondern Er.

Christoph. Ja so! das wohl. — Es läuft am Ende auf Eins hinaus.

Hanspeter. Nein, Christoph, das thut es nicht. Die arme Gundel dauert mich. Sie war immer so hübsch, so freundlich, so ganz ohne Stolz bei ihren schönen Klei-

dern. Sie gab jedem Armen, der sie ansprach. Aber der alte, tückische Sünder ......

Jetzt glaubte der Vetter von Leitbach genug zu wissen. Er stand auf, zog seinen leinenen Kittel aus und ging in die Burg, wo man bereits gespeist hatte, und alles still war. Er fragte nach Adelgunden, wurde in die Küche gewiesen, und traf sie bei einer kleinen weiblichen Arbeit. Freundlich grüßte er sie, und sagte: „Liebe Adelgunde! ich wollte wohl gerne ein Wörtchen allein mit Ihr reden."

Adelgunden kam Gesicht und Stimme des Fremden bekannt vor, doch wußte sie sich seiner nicht deutlich zu erinnern. Sie bemerkte ihm dies, führte ihn in ihr Zimmer, und hob dort den müden, rothgeweinten Blick mit schüchterner Miene zu ihm auf.

Der Vetter. Ich bin der Vorsteher Warnefeld von Leitbach, und habe ehedem den seligen Hofmeister der jungen Herrschaft ein paarmal besucht.

Adelgunde. Der gute, gute Mann! — Ach ja, ich erinnere mich, Ihr seyd auf dem Schloß gewesen. Aber — was wollt Ihr von mir?

Der Vetter. Ich bin ein naher Verwandter von Konrads Braut, der Jungfer Hildegard Kron zu Waldscheidt. Du hast bei seiner Heirath Einsprache gethan, und ich bin hier, um darüber vernünftig mit Dir zu reden. So viel will ich Dir vorab zur Warnung sagen: mir dünkt, Du hättest schon genug auf Deinem Gewissen, und brauchtest ihm nicht noch mehr aufzubürden.

Adelgunde. Lieber Gott! ich bin ja an dem Allen nicht schuld. Ich bin in der Gewalt des gnädigen Herrn und des alten Vincenz. Was die wollen, das muß ich armes Geschöpf thun (bitterlich weinend). Hätte ich nur Jemand, der sich meiner annähme!

Der Vetter. Was wolltest Du dann?

Adelgunde. Immer schwebt mir der Tod vor den Augen. Es ist mir, als ob ich bald sterben müßte. (Schluchzend) O Gott! Gott! — wie werd' ich in deinem Gericht bestehen?!

Der Vetter. Arme, liebe Adelgunde! dafür ist noch Rath. Du mußt aber vorerst thun, was an Dir ist.

Adelgunde. Ach sagt mir's! — Alles, alles will ich thun!

Der Vetter. Ist etwas an der Geschichte, welche die Hebamme in hiesiger Gegend erzählt?

Adelgunde (mit blassem Entsetzen). Welche Hebamme?

Den Vetter von Leitbach dauerte die Arme; fast bereute er es, die Sache erwähnt zu haben. Allein — er hatte davon angefangen, und mußte also auch fortfahren.

Der Vetter. Die vor ein paar Jahren, an einem gewissen Ort, einer gewissen Person in der Noth beistand. Ein gewisser Herr kam, ging mit dem Kind in ein Nebenzimmer ....

Laut auf schrie Adelgunde; krampfhaft faßte sie den Arm des Vorstehers. „Gott im Himmel!" keuchte sie. „Ich muß fort — fort! Ich muß — alles sagen, was ich weiß. — Wo ist die Fremde? ich muß zu ihr."

Der Vetter gerieth in Angst; ihm war bang vor Aufsehn, vor Lärm im Schlosse. „Sachte, sachte Adelgunde!" erwiederte er, und drückte ihr liebreich die Hand. „Wir müssen das Ding klug anfangen. Du mußt gleich, aber in aller Stille, fortgehen. Du kennst die hohe Hecke, welche aus dem Felde auf das Wirthshaus zuläuft. Dort verstecke Dich. Ich will derweil in's Wirthshaus gehen und mich erkundigen, wo die Frau ist. Wir suchen sie dann noch in dieser Nacht auf, und ....

Adelgunde unterbrach ihn: „Fort nur, fort aus dieser Hölle! Es brennt mir unter den Füßen." Sie trieb ihn weg.

Der Vetter mußte an Vincenz Wohnung vorbeigehn. Jetzt fiel ihm der Brief ein, den er zu bestellen hatte. Der Alte stand in der Hausthür und rauchte seine Pfeife; er machte große Augen, als er den Mann sah.

Der Vetter. Guten Abend, Vincenz! da ist ein Brief von Eurem Konrad.

Vincenz (indem er ihn annimmt). Nun, was macht Ihr denn hier? Warum schickt Ihr mir den Konrad nicht? — Aber ich will ihn wohl herbringen.

Der Vetter. Mit dem Herbringen hat es eben keine Noth. Wo man aber den Einen oder den Andern hinbringen wird? das ist wohl jetzt die Frage. — Gute Nacht, Vincenz! —

Bei aller Ruhe und Festigkeit, welche der Vetter von Leitbach äußerlich zu zeigen bemüht war — klopfte ihm gleichwohl das Herz wie ein Hammer; doch was wollte er machen? Er ging also in den Krug, erkundigte sich behutsam, und ohne Verdacht zu erregen, nach dem Aufenthalte der fremden Hebamme, und als er den wußte, bezahlte er, eilte zur Hecke, faßte Adelgunden beim Arm, und wanderte nun mit ihr in der stillen, heitern Sommernacht dem Walde zu.

Nach und nach wurden beide ruhiger, und überlegten, was zu thun sey? Zur Hebamme zu gehen — war nicht rathsam. Würde Adelgunde auf der Burg vermißt, so erinnerte man sich — dies war voraus zu sehen — des Vetters von Leitbach; man fragte im Wirthshaus nach ihm; man erfuhr, daß er sich nach der Hebamme erkundigt habe, und was dann der gnädige Herr alles wagen würde, das ließ sich mit Gewißheit aus seinem Charakter schließen. Das arme Mädchen zitterte bei der bloßen Vorstellung. Beide kamen also darin überein, sich nach Harschfeld an das dortige fürstliche Oberamt zu wenden, und bei ihm Schutz zu suchen. Warnefeld kannte den dasigen rechtschaffenen Beamten. In einer Stunde waren sie an Ort und Stelle. Adelgunde fürchtete sich im Gasthofe zu bleiben; sie gingen also, wiewohl es bereits Mitternacht war, nach dem Amthause. Der Oberamtmann hörte stark schellen, befahl seinem Bedienten, zu öffnen, warf sich, als er des Vorstehers Namen erfahren hatte, in den Schlafrock und kam herunter. Mit Unwillen und Erstaunen vernahm der Biedermann des Vetters gedrängte Erzählung, welche Adelgunde unter einem Strom von Thränen bekräftigte.

Er ließ etwas zu essen reichen, und sodann jedem ein Zimmer anweisen, um den Rest der Nacht auf denselben zu verbringen. Zugleich aber mußte der Amtsbote auf der Stelle wegreiten, und die Hebamme abholen. Hinter ihm auf dem Pferde sitzend, kam sie des Morgens gegen fünf Uhr schon an. Eine Stunde später saß der wackere Beamte mit dem Gerichtsschreiber auf der Verhörstube. Da stand der Vetter aus Leitbach mit Adelgunde, und dort — trat die Hebamme herein. Daß die beiden Frauenspersonen sich kannten, verrieth der erste Augenblick. Sie erzählten, jede einzeln, und in Abwesenheit der andern, die schreckliche Geschichte mit der genauesten Uebereinstimmung. Adelgunde betheuerte dabei feierlich, daß sie nie auch nur einen entfernten Umgang mit Konrad gehabt habe. Ihr Herr sey es ganz allein, der sie in dies Unglück gestürzt hätte. Durch Versprechungen und Drohungen habe sie dieser, unter Vincenzens Beistand, dahin gebracht, Konraden anzugeben.

Dies Protokoll lösete der Vetter aus. Der Oberamtmann aber versprach ihm, dafür zu sorgen, daß das Kopulationsverbot sogleich vom Konsistorium aufgehoben würde.

Die Freude beflügelte Warnefelds Schritte. Auf seiner einsamen Wanderschaft dankte er Gott, daß sein Plan gelungen war, ein Plan, den er rasch entworfen, aber — wie er sich selbst gestehen mußte — nicht hinlänglich geprüft hatte. So wenig Ruhe gönnte er sich unterwegs, daß er noch zeitig genug in Waldscheidt eintraf, um seine Nichte noch diesen Abend mit der frohen Nachricht zu überraschen. Von hieraus wurde auf der Stelle ein Bote nach Kornhausen gesandt, mit dem der Pastor Salzheim und Konrad durch die Kühle des Abends herüberwandelten. Das schöne Gefühl, welches diesen kleinen Kreis guter Menschen beseelte, würde durch jede Beschreibung entweiht werden. Kurz, Alles kam wieder in sein voriges Gleis: das Konsistorium hob sein Verbot auf, Konrad wurde mit seiner Hildegard auf ewig verbunden, und fühlte sich in ihrem Besitz namenlos glücklich. —

Der gnädige Herr zum Hasenstein wurde von der Gerichtigkeit verfolgt und geängstigt. Bald sah er keinen andern Weg, ihrer Rache und der damit verbundenen Schande zu entgehen, als indem er das Recht über Leben und Tod an sich selbst ausübte. Er wählte ihn, und erhenkte sich in dem nämlichen Zimmer, wo er Adelgundens Tugend und sein Kind gemordet hatte. Vincenz blieb noch eine Weile, was er gewesen war, nur mußte er die Gewalt des spanischen Rohrs allein auf seine arme, geduldige Frau einschränken. Doch nicht lang überlebte sie die eben erzählten Begebenheiten. Nach einem halben Jahr wurde sie durch eine kurze Krankheit aus dem Joche gespannt, welches sie mit eben so viel Sanftmuth, als Standhaftigkeit getragen hatte. Der einzige Wunsch, den sie hegte, war der, ihren Sohn und seine Gattin zu sehen, und vor ihrem Abschiede zu segnen. Vincenz verweigerte es mit stürmischer Hartnäckigkeit. Der junge Herr von Hasenstein hatte nur den Tod des Biederweibes abgewartet; jetzt aber schleuderte er Blitz auf Blitz auf Vincenzens grauen Scheitel. Der Gründe und Ursachen fand er nur allzuviele, den alten Starrkopf mit leerem Beutel, und von Allem entblößt, von seinem Gute fort zu jagen. Vincenz verlor sich; alle Mühe seines braven Sohnes und der Obrigkeit war vergebens; nirgends konnte man ihn aufspüren. Lang währte Konrads Trauer. Mit offnen Armen hätte er seinen Vater empfangen, selbst wenn er mit aufgehobenem Rohr zu ihm gekommen wäre! — Adelgunde beharrte in ihrer Reue, und verbrachte die Tage in stiller Wehmuth. Hierauf wurde Rücksicht genommen. Man führte sie in ein Stift, wo sie gut aufgehoben war; bald aber ging ihre Ahnung in Erfüllung. Sie starb und das Kind der Schmerzen folgte ihr in wenigen Stunden nach. Man legte es im Sarge ihr in den Arm, an das Herz, das um seinetwillen von so manchem peinlichen Gefühl war bestürmt worden. Jetzt waren sie beide geborgen, und der Ewige wird noch erbarmender gerichtet haben, als die Menschen.

Ich erzählte dies Alles in einer Folge, um mich nun lediglich mit Konrads neuem Wirkungskreise beschäftigen zu können.

Schon seitdem er mit Hildegard versprochen gewesen war, hegte er den ächtpatriotischen Gedanken, durch Verbesserung der Landwirthschaft — er kannte sie aus dem Grunde, und liebte sie leidenschaftlich — dem ganzen obern Theil des Herzogthums eine neue Quelle des Wohlstandes und des Glückes zu öffnen. Er selbst wollte mit einem guten Beispiel vorgehen, und die Uebrigen dadurch, um so sicherer, zur Nachfolge reizen. Den Anfang machte er damit, daß er seine Wiesen in den besten Stand setzte, und ihnen, auf diesem Wege, doppelten Ertrag abgewann. Seine entfernten, wüstliegenden Brachäcker besäete er, nach und nach, mit nützlichen Futterkräutern, theils mit Esparsette, theils auch mit Brennnesseln. Ueber Letzteres spöttelten seine Nachbarn; er aber achtete dessen nicht, ging seinen Gang fort, und war überzeugt, daß sie ihm dereinst folgen und ihm danken würden.

Sobald er reichlich mit Futter versehen war, suchte er Schweizervieh zu bekommen. In ein paar Jahren hatte er einen Stall voll Viehes, der im ganzen Herzogthum seines Gleichen suchte. Ueberhaupt brachte er es in wenigen Jahren sowohl im Ackerbau als in der Viehzucht zu einer solchen Vollkommenheit, daß auch allmälig die Spöttereien der Nachbarn verstummten. An den Sonntagen gingen sie nach Konrads Wiesen und Feldern, besahen sie, und kratzten sich dann hinter den Ohren. Unser Freund hielt sich so lange ganz still, bis er merkte, daß die Spannung aufs Höchste gestiegen war. Nun ersuchte er, an einem Sonntage, sämmtliche Hausväter der Gemeinde, sich in seiner Wohnung einzufinden. Sie kamen, bewunderten die Reinlichkeit und Ordnung, welche allenthalben herrschte, und äußerten laut den Wunsch, daß ihre Wirthschaft doch auch auf einen solchen Fuß kommen möchte. Als die erste Aufwallung vorüber war, hielt ihnen Konrad eine kurze, aber warme und herzliche Rede. Er sagte ihnen: „sie könn-

ten nun an seinem Beispiel sehen, was bessere, vernünftige Landwirthschaft wirke; ihnen allen sey das Nämliche zu erreichen möglich, was ihm, unter Gottes Beistand, gelungen sey. Gern wolle er ihnen seinen Rath ertheilen, wenn sie denselben nur zu befolgen geneigt wären." Ein allgemeines, freudiges Ja! war die Antwort. Konrad empfand darüber das reinste Vergnügen, äußerte es, und that den Vorschlag, sich alle Sonntage nach geendigter Predigt zu versammeln. Man wollte sich alsdann über Wirthschafts-Gegenstände unterreden, und er werde dabei einem jeden mit seinem besten Rath an die Hand gehen.

Herrliche Früchte trug diese Einrichtung. Alles freute sich auf den Sonntag, und die Woche hindurch bemühte man sich, das Gehörte anzuwenden. Groß und Klein wurde von einer solchen Thätigkeit, von einem solchen Wetteifer belebt, daß das ganze Dorf nebst seiner Gemarkung, schon in ein paar Jahren, auf dem Wege war, in ein Paradies verwandelt zu werden.

Es war nicht anders möglich, auch die umliegenden Ortschaften mußten auf Konrad und seine Waldscheidter aufmerksam werden. Bald fand sich dieser, bald jener in den sonntäglichen Zusammenkünften ein, hörte den Unterredungen zu, und besah sodann die Ställe und Aecker, wo er alles dasjenige verwirklicht fand, was man als zweckmäßig und vortheilhaft anpries. Selbst in ziemlicher Ferne sehnte man sich nach Konrads Unterricht.

Nach mancherlei Berathschlagungen der Dörfer unter sich wurde der Entschluß gefaßt, daß jedes einzelne, Sonntag für Sonntag, einen verständigen Mann nach Waldscheidt schicken sollte, der dann das Abgehandelte seinen Nachbarn wieder mittheilen könnte. Dies geschah. Man hätte glauben sollen, ein neuer, guter Geist beseele alle Einwohner des Oberlandes. Viel trug dazu der Umstand bei: Konrad würzte seine Rathschläge zum öftern mit religiösen Ermahnungen, wobei ihm der treffliche Pastor Salzheim, der, so oft er irgend konnte, den Zusammenkünften beiwohnte, treulich an die Hand ging. Ein

solches Wort, unter diesen Verhältnissen, und in dieser Hinsicht geredet, machte gewöhnlich einen tiefen und bleibenden Eindruck. Die Bauern fingen an zu glauben, ein ächt christliches Leben, Wohlthätigkeit und Gerechtigkeit sey zum Emporkommen ihrer Wirthschaft eben so nöthig, als verbesserter Landbau. Sie sahen dies alles an Konrad und an Salzheim, und beide bestärkten sie, mit vollem Rechte, in dieser heilbringenden Ueberzeugung.

Erlaubten es die Geschäfte, so besuchte Konrad auch von Zeit zu Zeit das oder das andre Dorf. Wußte man, daß er da war — flugs sammelte man sich zu ihm. Seine Erscheinung war allemal das Zeichen zu herzlicher, ungeheuchelter Freude. Hildegard wirkte, in ihrem Theile, mit derselben Uneigennützigkeit, mit demselben Wohlwollen. Sie unterrichtete ihr Geschlecht, und besonders die heranwachsenden Mädchen, in den häuslichen Geschäften, und las ihnen dabei nicht selten aus einem guten, Herz und Verstand bildenden, Buche vor. Mit einem Wort, dies edle Paar hatte das seltne Glück, Engel des Segens, nicht blos für die umliegende Gegend, sondern für das ganze Oberland zu werden. Und was beinahe seltner ist, sie wurden als solche geschätzt, geliebt. Das Größte von allem aber war dies: sie blieben einfältig, demüthig bei ihrem Glück. Keine Spur von Luxus war um und an ihnen zu sehen. Höchste Reinlichkeit war ihre Möbe; die Thränen des Unglücks, welche durch sie getrocknet wurden, waren ihr Schmuck.

Als Konrad den Wohlstand seiner Freunde begründet sah, trat er mit einem Plane hervor, der seine Seele schon lang, der sie in ihren schönsten Stunden beschäftigt hatte. Dies war — Verbesserung der Schulen. Sie waren zu Waldschridt in einer eben so traurigen Verfassung, wie dies in den mehrsten kleinen, armen Ortschaften der Fall ist. Unserm Konrad wurde alles leicht, denn er besaß das unumschränkte Zutrauen seiner Mitbauern. Die Mittel zur Schulverbesserung fand er in den Gemeinwaiden. Da die Stallfütterung allenthalten eingeführt

war — so blieben diese weitläufigen Triften unbenutzt liegen. Konrad schlug daher, in öffentlicher Versammlung vor, dieselben Stückweise zu verpachten, und mit dem Ertrag die Schulen zu fundiren. Er selbst erbot sich, einen beträchtlichen Theil derselben zu übernehmen; der Vetter von Leitbach und andre grosse Eigenthümer folgten seinem Beispiel. In Zeit von einer Stunde war alles an Mann.

Nun berief man stehende geschickte Lehrer; die Kinder besuchten die Schulen eben sowohl im Sommer als im Winter. Der Nutzen, welcher noch jetzt dadurch gestiftet wird, ist unbeschreiblich.

Etwas später wurde auch eine bessere Armenversorgung zu Stande gebracht. In der ganzen Gemeinde sah man keinen Bettler mehr. Ein paar alte gebrechliche Personen wurden in ein Haus zusammengethan, und von den Bauern der Reihe nach, mit Essen versorgt. Der Küster, ein sehr biederer Mann, war Aufseher der kleinen Anstalt.

Der Beamte dieser Gegend hatte Konrads und seiner Gattin Thun mit eben so viel Aufmerksamkeit, als Wohlgefallen beobachtet, auch von Zeit zu Zeit deßhalb an die Landesregierung berichtet. Ungefähr zehn Jahre mochte unser Freund gewirkt haben, als er unvermuthet vom regierenden Fürsten den Befehl erhielt, in der Residenz zu erscheinen. Sie war fünfzehn Meilen von Waldscheidt entfernt. Sogleich machte er sich auf, und zwar zu Fuß, weil er diese Art zu reisen allen andern vorzog. Am Abend des dritten Tages langte er an, trat in einem guten Wirthshause ab, und meldete seine Ankunft. Bald nachher kam ein Bedienter von Hofe, der dem Wirth seinen Gast zur besten Behandlung empfahl, und dabei erklärte, Seine Durchlaucht werde alles vergüten. Konrad aber brachte er den Befehl, sich am andern Morgen zu einer bestimmten Stunde im Schlosse einzufinden.

Unserm Freunde wurde denn doch etwas beklemmt, er wußte nicht, wo es hinaus sollte. Daß man nichts Böses mit ihm vorhabe, begriff er freilich. Und zudem — machte

ihm sein Gewissen keine Vorwürfe, welches in zweifelhaften und bedenklichen Lagen eigentlich die Hauptsache ist.

Zur festgesetzten Stunde ging Konrad am andern Morgen in's Schloß, und wurde sogleich in den Audienzsaal geführt. Der Flügelthüre gegenüber stand der Fürst, bekleidet mit Ordensband und Stern, von seinem ganzen Hofstaat umgeben. Er war noch ein junger Herr, zählte etwa acht Jahre weniger als unser Freund und hatte in seiner Figur so wie in seinem Anstand und Benehmen etwas ungemein Edles. Konrad war kaum über die Schwelle, — da trat ihm der Fürst einige Schritte entgegen und sagte mit freundlichem Lächeln: „Kommt näher, mein Freund! ich muß mich doch endlich einmal für die großen Dienste erkenntlich bezeigen, welche Ihr dem Vaterlande und folglich auch mir geleistet habt."

Konrad wollte antworten, aber der Hof schloß einen Kreis um ihn und um den Fürsten. Zugleich überreichte der Hofmarschall Letzterem eine große, goldene Medaille, welche an eine goldene Kette befestigt war. Auf der einen Seite sah man das sehr ähnliche Brustbild des Fürsten; auf der andern standen die Worte: „Konrad dem Guten, des Vaterlandes edelstem Sohne gewidmet vom Landesvater." Der Fürst nahm die Kette, hing sie Konrad um den Hals und sagte: „Konrad der Gute! Herzlich dank' ich Euch für alles dasjenige, was Ihr zum allgemeinen Besten thatet und wirktet. Euch belohnen kann ich nicht. Das wird dort geschehen, wo jede Edelthat ihre Vergeltung findet. Konrad war so erschüttert, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte. Endlich rollten Thränen aus seinen Augen, und er erwiederte mit zitternder Stimme: „Gnädigster Herr! es fehlt mir an Ausdrücken. Nehmen aber Ew. Durchlaucht das Gelübde zum Dank an, daß ich auch ferner mit Freuden Alles thun werde, was irgend in meinen geringen Kräften steht." — Er wurde nun am Hofe bewirthet, und sodann in Gnaden entlassen.

Wir müssen es als einen schönen, bemerkenswerthen

Zug in Konrads Charakter anführen, daß die große, ihm zu Theil gewordne Ehre seinen einfachen, demüthigen Sinn auch nicht im geringsten veränderte. Er blieb, wie er gewesen war, und dankte der Vorsehung, daß sie ihn würdig gefunden hatte, ein Werkzeug in ihrer Hand zu seyn. Allenthalben sprach man von der, ihm wiederfahrnen Auszeichnung; man fand, daß sie für den Fürsten eben so rühmlich sey, als für unsern Freund. — — — —

Drei Wochen waren seit Konrads Rückkehr aus der Hauptstadt verflossen — da sah er, als er Abends, ziemlich spät, aus dem Felde kam, einen Mann vor dem Dorf am Wege stehen, dessen ganzes Wesen den Stempel des fürchterlichsten Elends an sich trug. So wie Konrad sich ihm näherte, begann der Greis zu zittern. Endlich sagte er mit bebender Stimme: „Unser Erlöser hat kein Gleich„niß von einem verlornen Vater erzählt. Aber doch „wag' ich es, komme zu Dir und sage: Konrad, mein „Sohn! — ich bin nicht werth, Dein Vater zu heißen! „Mache mich nur zu einem Deiner Tagelöhner!!“ — Wahrlich, es bedarf keines hohen Grads von Empfindsamkeit, um unserm Freunde das Erschütternde dieses Auftritts nachzufühlen. Er stürzte seinem Vater an den Hals, weinte laut, und sprach: „Ach Gott! warum seyd Ihr so lange geblieben? Warum habt Ihr es so weit kommen lassen?“ — Mit Gewalt riß sich der alte Vincenz aus seinen Armen, und versetzte: „Rühre mich nicht an! ich bin sehr „unrein. — Ich konnte nicht eher kommen, gönne mir nur „eine Nachtherberge in einem Deiner Ställe; dann will ich „Dir alles erzählen.“ — Konrad vermochte vor Schluchzen kein Wort mehr zu sagen; aller Unreinigkeit ungeachtet, nahm er seinen Vater am Arm, und führte ihn in sein Haus. Als dort der Alte das edle Weib, seine Schwiegertochter, die rothwangigten Knaben und Mädchen, seine Enkel, und all' den blühenden Wohlstand sah — da konnte er sich nicht aufrecht halten; er sank — in Konrads Arme? — nein! in die Kniee und wimmerte: „Nieder! nieder in den Staub! Laßt mich dem danken, der mir

meine Schuld vergeben hat!" Er konnte nicht weiter, und wurde ohnmächtig. Seine Kinder erquickten ihn; er wurde gereinigt, mit hinlänglicher Wäsche und Kleidern versehen, und ihm nun sein Platz oben am Tisch im Lehnstuhl angewiesen. Vincenz war ein andrer Mensch geworden; er war die Freude seiner Familie, und blieb es bis an sein Ende.

Wie aber diese Umwandlung geschehen sey? das werden meine Leser zu erfahren wünschen. Ich will es in gedrängter Kürze erzählen.

Vincenz wurde, wie oben gesagt, durch den jungen Herrn von Hasenstein von Haus und Hof vertrieben. Nichts blieb ihm übrig, als was er auf dem Leibe trug, und dann sein — spanisches Rohr, welche ihm der Edelmann aus Gnaden ließ, das er aber an Niemand mehr gebrauchen konnte. Betäubt wanderte er fort, ohne zu wissen, was er anfangen sollte. Die paar Heller, welche er aus dem Sturm gerettet hatte, waren bald verzehrt. Soldat konnte er nicht wieder werden, denn dazu war er schon zu alt. Aus eben dem Grunde wollte ihn Niemand in Dienste nehmen. Es blieb ihm also nichts übrig, als — zu betteln. Erst verkaufte er noch sein vielgebrauchtes Rohr, und schnitt sich einen Bettelstab aus den Hecken. Oft fiel es ihm wohl ein, zu seinem Sohn zu gehen: aber Stolz und Schaam ließen es nicht zu.

Ich übergehe die zahllosen Demüthigungen, den vielfältigen Jammer, welchen der arme Mann erdulden mußte, und berühre nur dasjenige, was seinem Schicksal den Ausschlag gab. Als er nämlich einstens in einem Dorfe durchaus keine Herberge bekommen konnte und vom Bettelvogt hinausgeprügelt wurde — da trieb ihn wüthende Verzweiflung und nagender Hunger in die naheliegende Waldung. Heidelbeeren sollten ihn sättigen; unter einem Strauche wollte er ruhen. Eine ziemliche Weile war er fortgegangen, hatte nichts gefunden, und konnte nichts mehr finden, weil es schon zu dunkel geworden war. Jetzt entdeckt er oben in einer engen Schlucht den Schimmer ei-

nes Feuers. Ohne die möglichen Folgen zu überdenken, eilt er dahin, und findet mehrere Männer, dem Ansehen nach Landstreicher, welche sich Wein, Schinken und Brod wohlschmecken ließen. Als sie die Füße des alten Bettlers im Laube rascheln hören, fahren sie auf und rufen ihm zu: „Steh', oder du bist des Todes!“ Vincenz stand, fleht um sein Leben, um etwas Essen. Die Bubenrotte merkt, wen sie vor sich hat, ladet ihn ein, sich zum Feuer zu setzen, gibt ihm Speise und Trank; einer öffnet seinen Bündel, und reicht dem Alten einen guten braunen Oberrock. Hastig greift dieser zu, denn seine Lumpen reichen kaum hin, die Blöße zu bedecken.

Nun aber hört Vincenz mit Entsetzen, daß die Kerls im Dorfe stehlen, und es sodann anzünden wollen, weil auch sie aus demselben weggejagt worden sind. Er schweigt und zittert. Als sie ihm aber befehlen mit zu gehen — legt er sich aufs Bitten, und fleht, ihn zurück zu lassen. „Nein, alter Hund!“ donnern sie; „du sollst uns nicht verrathen. Fort, wenn dir dein Leben lieb ist!“ Kurz, er mußte mitgehen, oder sterben. Er war schwach genug, das Erstere zu wählen.

Es wurde gestohlen und Feuer angelegt. Doch kaum zeigten sich die Flammen — da gab es Lärm, die Mordbrenner flohen; man gewahrte ihrer, setzte ihnen nach, und Vincenz, der alt und schwach war, wurde eingeholt. Man erkannte den braunen Rock; er war erst kurz vorher im Dorfe selbst gestohlen worden. Vergebens alle Thränen, alle Betheuerungen. Man hatte ihn des vorigen Abends im Dorfe gesehen; er wurde gebunden, der Obrigkeit überliefert, und in's Gefängniß geworfen.

Hier kam Vincenz aus dem Traum seines Lebens zu sich. Furchtbar war sein Erwachen, schrecklich die Aussicht in die nähere und fernere Zukunft. Gleich einem gähnenden Abgrund voll endlosen Jammers lag sie vor ihm. Er blickte auf seinen zurückgelegten Lebensweg, und fühlte sich bei dieser Prüfung jeder Strafe würdig. Doch konnte er in allen Verhören nicht mehr sagen, als er wirklich wußte.

Vermuthlich hätte man ihn laufen lassen, wenn man nicht noch mehrere von der Bande einzufangen gehofft hätte, mit welchen man ihn dann zur Konfrontation gebrauchen könnte. Deßhalb saß er einige Jahre im Kerker. Diese Jahre aber gereichten zu seinem ewigen Heil; er änderte seine ganze Sinnesart. Endlich wurden zwei jener Mordbrenner verhaftet. Durch sie kam Vincenzens Unschuld vollends an den Tag; er wurde auf freien Fuß gestellt. Sein Stolz war verschwunden, er bettelte sich den weiten Weg von zwei und dreißig Meilen durch, bis er, wie schon erzählt, zu Waldscheidt ankam.

Wohl dem Verirrten, welchen der Allwissende der Leiden werth achtet!! — Konrad freute sich mit solchen Gefühlen über seinen wiedergefundenen Vater, wie die Engel, dem Wort unsers Meisters gemäß, sich über die Besserung eines Sünders freuen. — — —

Aber immer fehlte noch eine Person, deren Schicksal unsern Freund und seine Hildegard sehr oft beunruhigte. Dies war der Doktor Berenborg. Seit dem Tage ihrer Heirath hatten sie auch nicht das Geringste von diesem herrlichen Manne gehört. Sie fürchteten nicht ohne Grund, daß er, trotz aller Vorsicht, ein Opfer seiner boshaften Verfolger möchte geworden seyn. Doch — auch dieses Geheimniß klärte sich auf.

Ungefähr ein Jahr nach Vincenzens Ankunft in Waldscheidt, erhielt Pastor Salzheim einen Brief von dem so lang ersehnten Manne. Er war aus der Residenz des Fürsten von ***. Berenborg befand sich nicht ganz wohl, und wünschte, daß seine ehemaligen Freunde, Salzheim und Konrad, ihn besuchen möchten. Mit hoher Freude eilte der würdige Pfarrer auf der Stelle nach Waldscheidt. Konrad und Hildegard jauchzten. Schon am andern Tage ward die Reise angetreten. Sie fanden den edlen Mann sehr verändert. Fast die ganze Zeit über war er in einem entlegenen russischen Städtchen gewesen, und erst vor Kurzem nach Deutschland zurückgekehrt. Sorgen und Strapazen hatten seine Gesundheit untergraben.

Seine Feinde aber waren gestorben, und er konnte nun seine Tage in Ruhe und mit Wohlthun hinbringen.

Gern würde ich die Leser mit dem Leben und den Schicksalen dieses erhabenen Biedermanns näher bekannt machen. Allein dies Vergnügen ist mir nicht gegönnt. Nur so viel darf ich sagen: der Doktor war eine vornehme Standesperson, und Zeuge unerhörter, laut von ihm gemißbilligter Gräuel. Und eben dieses Zeugens wollte man sich gern entledigen. Doch Gott ist mächtiger als der größte Monarch; er kann den Guten schützen und den Rath der Bösen zu Schanden machen. Den alten . . . . Fürsten hatte der Tod vom Throne gestoßen; seinen ältesten Prinzen und Nachfolger beseelte ein ganz anderer Geist. Er wußte um den Aufenthalt des Doktors, rief ihn zurück und bat ihn, sein Leben vollends bei ihm zuzubringen. Der Biedermann that es um so lieber, da er noch ein weitläuftiger Verwandter von der fürstlichen Familie selbst war. Seine Gesundheit kehrte wieder, und um eine angenehme Beschäftigung mehr zu haben, kaufte er das adelige Gut zum Hasenstein, welches in Konkurs gerathen war. Der junge Herr, welcher in Kriegsdiensten stand, war in einem Scharmützel geblieben; seine Schwester im Auslande verheirathet; das Gut aber ziemlich verschuldet. Manchen Tag verbrachte unser Freund im Schooße seiner Heimath und genoß die Freuden seiner Jugend in der Erinnerung zum zweitenmal. —

Konrad der Gute wurde alt, er sah Kindeskinder. Seine Hildegard ging ihm voraus in die Wohnungen des ewigen Friedens. Er selbst entschlummerte den Tod des Christen, beweint von allen, die ihn kannten. Sein Erwachen zum großen Tage kann nicht heiterer seyn, als sein Einschlafen zur langen Nacht es war.

10.

Der Emigrant.

Mit wunden Füßen, zerrissenen Schuhen und Strümpfen, stieg Grignon den steilen Abhang des hohen Bernwaldes herab; jeden Augenblick sank er in die Kniee, seine Schenkel wankten, und wollten ihn nicht mehr tragen, und in seiner Tasche war nichts mehr als ein großer Thaler, der ihn nur noch einen Tag vor dem Betteln schützen konnte. Hinter ihm senkte sich die Sonne in's Hochgewäld nieder; vor sich überschaute er ein weites Gefilde voller Städte und Dörfer, zwischen denen der Rhein wie ein breites, nachläßig hingeworfenes Silberband hervorschimmerte. Die vielen allenthalben rauchenden Kamine, und die im üppigsten Flor stehenden Gärten, Weinberge, Aecker und Wiesen, verkündigten ihm eine paradiesische glückliche Landschaft; und über ihm glänzte der Abendhimmel lasurblau, an welchem sich noch in der Ferne das vorübergegangene Gewitter zeigte, das mit dem Bogen des Bundes bekränzt, Gnade und Segen verkündigte. Ihn umwehte eine kühle, erquickende Luft, die nach einem schwülen Tage sein ganzes Wesen stärkte. Er setzte sich am Fuße einer Maibuche nieder; die milde Natur um ihn her stimmte seine unter den Thränenpunkt herabgesunkene Trauer so weit wieder hinauf, daß er weinen konnte; nun floßen seine Thränen häufig auf das dunkelgrüne Moos zwischen seinen Knieen, sein Herz öffnete sich, und brünstige Seufzer stiegen mit heißem Sehnen zu den Sternen empor; kaum konnte

er wieder aufstehen, denn er hatte bisher durch unwegsame Gegenden Tag und Nacht gelaufen, um nicht ergriffen und guillotinirt zu werden; er war also unbeschreiblich müde, nun zwar nahe an die Gränze Frankreichs gekommen, aber in einem Lande, dessen Sprache er nicht verstand, und dessen Religion er nicht bekannte, die er sogar verabscheute, weil sie ihm von seinem Beichtvater als die abscheulichste Ketzerei beschrieben worden war. Indessen war nun kein anderer Rath, er mußte bei diesen Ketzern Zuflucht suchen. Mühsam erhob er sich von seinem weichen Moossitze, faßte seinen hainbuchenen Stock, den er in einer Hecke geschnitten hatte, streckte sich, seufzte tief und schritt vorwärts. In dem Augenblicke kam ein Mann mit einem Esel den Berg herab, er betrachtete den schwermüthigen Fremdling, seine Thränen ergriffen ihm das Herz, auch ihm traten sie in die Augen, und mit freundlicher Miene nahte er sich mit seinem Thiere dem Wanderer und bat ihn, auf seinen Esel zu sitzen; Grignon verstand nicht deutsch, als aber der freundliche Mann die Bitte in seiner Muttersprache wiederholte, nahm er das für ihn so wohlthätige Anerbieten mit Dank gegen Gott und den theilnehmenden Mann an, und nun ging's die Höhe hinunter. Indessen erkundigte sich unser Emigrant nach Allem, was ihm am nächsten anlag: ob in dem Dorfe da unten am Berg kein katholischer Wirth sey? ob man wohlfeil da logiren könnte? und was dergleichen Fragen mehr waren. Der Menschenfreund gab ihm auf Alles Bescheid, sagte ihm, daß in dem Dorfe lauter Protestanten wohnten, die ihn aber höflich und christlich behandeln würden. Grignon seufzte und ergab sich in sein Schicksal. Sein Begleiter führte ihn vor das Wirthshaus hin, verließ ihn dann mit seinem Thier und schlug die kleine Belohnung aus, die ihm angeboten wurde. Die Wirthin, eine junge, freundliche, reinliche Frau, saß vor der Thür und belas einen Salat; ein Paar frohe, liebliche Kinder spielten um sie her, und ein Hündchen belferte ihn an, und schien ihn mit zweifelndem Blicke zu fragen, ob es wohl an ihm hinan springen dürfe? — Dies Alles

wirkte so stark auf unsern guten Pilger, daß er, ohne ein Wort sagen zu können, auf die Bank hinsank. Die Wirthin ahnete bald, was für eine Bewandtniß es mit dem Gast haben möchte; sie lud ihn daher freundlich ein, bei ihnen zu bleiben, so lange, bis er sich vollkommen erholt habe; dann eilte sie, holte Wein, Brod und Salz, und setzte es ihrem Fremden vor. Grignon verbat es sich, indem seine Baarschaft ihm nicht erlaube, eine solche Erquickung anzunehmen; aber das edle Weib bat ihn freundlich, deßhalb ruhig zu seyn, und setzte hinzu: wenden Sie sich nur an den Vater im Himmel, der läßt Niemand unversorgt, der sich von Herzen und mit kindlichem Zutrauen Ihm naht und um das Nöthige bittet. Bei dieser christlichen Rede machte Grignon große Augen und versetzte: Sind Sie katholisch, Madame? Nein, war die Antwort, ich bin lutherisch. Das konnte er nicht begreifen, doch schwieg er und freute sich, bei Leuten zu seyn, die doch im Grunde katholisch dächten.

Bald darauf kam auch der Wirth mit Knechten und Pferden vom Felde; er sah so ernst und so trocken aus, daß unser Gast sich zu fürchten begann; blöde folgte er in die Wirthsstube, und setzte sich dort hinten ganz still in eine Ecke. Jetzt beruhigte ihn das Gefühl der Sicherheit, sein Gram verwandelte sich in eine kindliche Klage, die er seinem Namenspatron, dem heiligen Ludwig, in einem innern Herzensgebet vortrug und ihn um seine Fürbitte anflehte.

Nun fand sich noch ein Fremder ein, der in K....., einige Stunden von da, wohnte, eine Indienne-Fabrik hatte, zu welcher in dasigen Gegenden Baumwolle gesponnen wurde, und sonst auch ein Verwandter des Wirths war; endlich kam auch der Prediger des Dorfes, der Wirthin Vater, dazu, der Tisch wurde gedeckt und die Speisen aufgetragen. Der Wirth, die Wirthin, der Pfarrer und der Kaufmann setzten sich, und nun war noch ein Couvert übrig und der fünfte Stuhl leer. Die freundliche Wirthin winkte Grignon, aber er weigerte sich, bis endlich der Wirth aufstand,

ihn stark am Arme faßte und an den Tisch führte mit den Worten: Essen Sie sich satt, für die Bezahlung sorgen Sie nicht, ich weiß Einen, der für Sie bezahlt. Tief erschüttert und mit Dank gegen Gott und den heiligen Ludwig nahm er die für ihn bereitete Stelle ein.

Während dem Essen adressirten sich alle an den Emigranten. Sie kamen einander mit Höflichkeiten gegen ihn zuvor, und die Wirthin wünschte bescheiden, seine Geschichte zu erfahren; Grignon, gerührt durch alle diese höfliche Theilnahme, bewilligte ihr Verlangen von Herzen gerne, und erzählte folgendergestalt:

Ich bin ein Landedelmann aus der Gegend von Orleans, wo mein Vater ein Schloß und einige Güter besaß; ich fand die Tochter eines Nachbarn unseres Standes liebenswürdig, und unsere beiderseitigen Eltern, die sich unserer Verbindung freuten, willigten ein; wir heiratheten uns, und mein Vater gab uns ein schönes Gut in einer angenehmen Lage, wo wir einige Jahre in seliger Zufriedenheit verlebten. Mein Vater war ein sehr frommer Mann, seine Grundsätze erlaubten mir nicht, in Paris und auf Reisen meinen Geist auszubilden, aber ich suchte durch Lektüre das zu ersetzen, was mir durch mein Daheimbleiben an Menschenkenntniß abging; dabei verwaltete ich meine Güter gewissenhaft, drückte meine Bauern nie, wie wohl andere meines Gleichen, sondern bemühte mich, ihre Lasten zu erleichtern und ihnen wohlzuthun, wo ich konnte; aber sie haben es mir schrecklich vergolten: denn als die Schrekkenszeit begann, so kamen sie unter der Anführung eines wüthenden Sanscülotten, plünderten mich rein aus, mißhandelten mich und meine Concorde, zündeten dann Haus, Scheuer und Stallungen an allen vier Ecken an, und führten uns gefangen nach Orleans. Hier wurde mein geliebtes Weib von mir getrennt, und unsere beiden Kinder, ein Sohn und eine Tochter, vor unsern Augen — hier stockte dem guten Mann die Rede, Thränen mußten der Zunge Luft machen, dann stammelte er weiter: — mit den schrecklichsten Verwünschungen ermordet. Ach! wie die lieben

Kleinen noch ihre Händchen nach mir ausstreckten, als die Dolche in ihre zarte Brust drangen — weiter konnte er nicht reden, die Wirthin schluchzte, der Wirth wischte die Augen, der Prediger und der Kaufmann blickten in die Höhe und falteten die Hände.

Grignon erholte sich wieder und fuhr fort: Zehn Wochen saß ich in einem schrecklichen Gefängniß und erwartete täglich den Tod; von meiner Concorde erfuhr ich nichts, nur hörte ich täglich, wie und wer guillotinirt worden, und ich schauderte jedesmal zusammen, aus Furcht zu hören, meine theure Gattin sey auch unter der Zahl der Schlachtopfer. Endlich kam einst unser Gefangenwärter mit einem grinsenden Gelächter, und schnaubte unter seinem gräßlichen Schnurrbart die Worte hervor: Verdammter Aristokrat! nun ist morgen die Reihe an Dir, heute ist Dein Weib guillotinirt worden. Ohnmächtig sank ich nieder, und als mein Bewußtseyn zurückkam, befand ich mich ganz allein; alle Gefangene waren oben in einen Saal abgeholt worden, um da verhört zu werden. Kaum konnte ich mich besinnen, als ich einen meiner Bauern erblickte, welcher hastig herein schritt, mich am Arm ergriff und mich mit den leisen Worten: Fort! fort! zu einer Hinterthür hinaus führte; dort war die Schildwache entlaufen, wir schlichen längs die Hecken in einen Wald, und nachdem er mir einige Louisd'or in die Hand gedrückt, verließ mich der treue Mann mit heißen Thränen. So betäubt und so tief ich auch in Trauer versunken war, so trieb mich doch die Lebenslust instinktmäßig fort; ich durchstrich die abgelegensten Oerter, fand aber immer mitleidige Menschen, die sich meiner annahmen, und so kam ich unter mancher Angst und Beschwerlichkeit endlich hierher. Aber nun bin ich wieder in der äußersten Verlegenheit, denn die Louisd'or meines braven Bauern sind bis auf den letzten Thaler zusammen geschmolzen.

Das Wohlwollen der Tischgesellschaft strömte über, und der gute Grignon fühlte sich wie unter Engel versetzt;

sein ganzes Wesen thaute auf, er wurde sogar nach und nach gesprächig und munter.

Lieber Herr und Freund! fing nun der Pfarrer an, so schrecklich auch Ihre Schicksale sind, so hat doch der liebe Gott väterliche Absichten dabei. Er will Sie durch Leiden bewähren, und in der Heiligung befördern, nehmen Sie das Alles mit Dank von seiner Vaterhand an, beharren Sie in einem kindlichen Gebet zu Ihm, so wird Er Sie mächtig trösten, durch alle Gefahren hindurchführen, und vielleicht noch recht glücklich machen. Grignon staunte über dieser Rede, ergriff den frommen Prediger bei der Hand und sagte: aber lieber Herr Pfarrer! Sie sprechen ja wie ein ächter Katholik?

Der Pfarrer. Ich merke wohl, man hat Ihnen unrichtige Begriffe von uns Protestanten beigebracht; Sie werden uns besser kennen lernen. Begeben Sie sich nun zur Ruhe! Der Herr segne und beschütze Sie! denn noch sind Sie in Gefahr, bis Sie über den Rhein sind; — hier fiel der Kaufmann ein und sagte: dafür sorge ich, ich nehme ihn mit und schaffe ihn sicher auf das linke Ufer. Grignon war so gerührt, daß er seinen Dank nicht in Worten auszudrücken vermochte. Man ging nun zur Ruhe, und Niemand schlief wohl sanfter, als unser Flüchtling. Des Morgens weckte ihn früh der Kaufmann, Herr S...., befahl ihm Stille und Vorsicht und bat ihn, sich reisefertig zu machen. Grignon war bereit und forderte nur noch die Rechnung von seinem Wirth; sie betrug einen Gulden und dreißig Kreuzer; der letzte Thaler wurde hervorgeholt und hingegeben, und drei Louisd'or zurück erhalten. Unter vielen Thränen des Erstaunens und des Dankes trennte sich der gerührte Wanderer von den edlen Menschen, und trat mit dem Kaufmann, der ein Cariol bei sich hatte, seine Reise wieder an. Sie fuhren durch Feldwege bis an den Rhein, wo sie in einem Weidengebüsch abstiegen, einen Nachen mit zween Schiffern fanden, flugs das Gepäcke dahinein brachten und dann auf die linke Seite hinüberfuhren. Nun sind Sie sicher, begann jetzt der Kaufmann, aber Sie

gehen mit mir, wir wollen dann sehen, wie es weiter werden wird, unser Herr Gott wird für Sie sorgen. Grignon sank auf die Kniee und dankte Gott für seine Errettung, und folgte dann Herrn S.... in seinen Wohnort. Er wurde der Hausfrau vorgestellt und sehr freundlich aufgenommen. Ein halb Dutzend Knaben und Mädchen hüpften um den fremden Mann her und forschten lächelnd mit ihren hellen Augen, ob ihm auch wohl zu trauen sey? und als dieser sie herzte und küßte, und jedem ein freundliches Wörtchen sagte, näherten sie sich mit Zutrauen und Liebe.

Grignon gewann bald die Herzen der Eltern und Kinder; wo er dienen konnte, war Niemand williger, als er; mit der größten Aufmerksamkeit bemühte er sich, dem Herrn S.... nützlich zu seyn, und bald freute sich dieser, einen Mann gefunden zu haben, der ihm so viel Erleichterung im Handel wie in der Haushaltung verschaffte, und auf dessen Thun immer Segen ruhte.

Unsern Fremdling freute und beruhigte besonders der Umstand, daß in dem Städtchen K.... eine katholische Gemeinde war; er machte sich mit ihrem rechtschaffenen Pfarrer, seinem künftigen Beichtvater, bekannt, der ihm bald die verhaßten Vorurtheile benahm, die er gegen die Protestanten gefaßt hatte. So vergingen Tage, Wochen und Monate: und so wie die Angst vor der Guillotine, und die Furcht, an den Bettelstab zu gerathen, verschwand, so fingen die seligen Tage, die er an der Seite seiner Concorde in Ruhe und Wohlstand verlebt hatte, an, vor seiner Seele vorüber zu gehen. Diese Wonnegestalten wirkten auf ihn, wie die Rückerinnerung eines abgeschiedenen Sünders, wenn er die in seinem Erdenleben genossenen sinnlichen Vergnügen durchdenkt; eine tiefe, unheilbare Schwermuth lagerte sich auf sein Herz. Sein Beichtvater tröstete ihn mit den kräftigsten Gründen der Religion, und hielt dadurch sein Haupt immer aufrecht, daß er nicht im Angstmeer versank.

Wenn er über Feld ging und die blühende, vom Sonnenlicht vergoldete Natur vor seinen Augen glänzte, so stellte

sich immer das Bild seiner Concorde mit ihren Kindern in den Hintergrund, er dachte sie sich dort in den Schatten einer Ulme; sie sahen ihn kommen; mit offenen Armen eilten sie ihm entgegen, und siehe! es war nichts, es war ein Phantom, das ihn zu necken schien; und nun versank er in thränenlosen Kummer, doch verbarg er ihn, so sehr er konnte, und versah seine Geschäfte mit aller möglichen Treue.

So verbrachte der gute Grignon ein Paar Jahre, ohne irgend eine Gefahr zu befürchten; aber nun änderte sich auf einmal die Scene: die Franzosen wurden auf dem linken Rheinufer Sieger, und Grignon sah sich wieder genöthigt, über Hals und Kopf zu flüchten. Herr S.... und seine Familie entließen ihn mit Thränen; er erhielt zweihundert Gulden Reisegeld und den wohlmeinenden Rath, in's nördliche Deutschland zu gehen, wo er vollkommen sicher seyn würde. Mit schwerem Herzen und unter Ausbrüchen des Dankes von der einen, und der Segenswünsche von der andern Seite verließ unser Flüchtling die friedliche Familie, die ihm in ihrer Mitte auf einige Zeit Schutz und Erquickung nach so vielen Stürmen gewährt hatte, und eilte in die Gebirge; rasch setzte er seinen Weg in dem Schwarzwalde, dann in dem Odenwald fort, fuhr über den Main und ging dann durch das Fuldische und Hessische nach Arolsen, wo der Fürst von Waldeck vielen Emigranten einen Zufluchtsort gewährte. An diese seine Landsleute schloß er sich an, aber es währte nicht lange, so fand er, daß die Mehrsten unter ihnen grundverdorbene und sittenlose Menschen waren; daher verließ er auch diesen Ort bald wieder, ohne Jemand vorher etwas von seinem Vorhaben entdeckt zu haben, und ging tiefer in Westphalen hinein.

Aber nun entstand bald wieder die sorgliche Frage in ihm, womit er sich in Zukunft ernähren sollte? denn sein Reisegeld schmolz zusammen und sehr wenig war noch übrig. Er ging eben durch einen Wald, als ihn diese Vorstellung mächtig ergriff. Jetzt fühlte er Zuneigung, zum Vater der

Menschen zu beten; er schlich seitwärts hinter ein dunkles Gebüsch, und schüttete sein Herz mit milden Thränen vor seinem Erlöser in eben der Seelengestalt aus, in welcher der verlorne Sohn vor seinem Vater erschien; er gab sich ihm auf Gnade und Ungnade hin, und überließ sich willenlos seiner Führung. Dies war nun genau die Stimmung, welche die Vorsehung bisher durch alle die schweren Wege bei ihm bezweckt hatte; daher empfing ihn auch nun sein himmlischer Führer wie der Vater den verlornen Sohn; in seinem Innern eröffnete sich eine Quelle des Friedens und der Seelenwonne, von der ihm in seinem Leben nichts geahnet hatte; dankend und jauchzend ging er fort bis zum Ende des Waldes. Jetzt erschien ihm die Natur in einem ganz andern Licht, die Sonne neigte sich auf dem fernen blauen Gebirge ihrem Untergang, die ganze Landschaft vor ihm hatte etwas Ernstes und Feierliches, aber nicht den üppigen Flor des Elsaßes, die Natur sympathisirte mit ihm; ihm war wohl. Indem er so fortwandelte und um eine Bergecke herum kam, fand er ein schönes Wiesenthal vor sich; in der Mitte desselben ragte eine alte Burg aus einer Baumgruppe empor; noch glänzten die Spitzen ihrer Thürme im letzten Sonnenstrahl, und Grignon beschloß dahin zu gehen und zu versuchen, ob er wohl da eine Nachtherberge würde finden können. Die große, altfränkische, aber wohl erhaltene Burg umfloß ein breiter Wassergraben, über welchen eine Zugbrücke den Zugang gestattete, und vor dieser stand ein ansehnliches Haus, welches ein Pächter bewohnte. Hier kehrte Grignon ein und erkundigte sich freundlich und bescheiden, ob er wohl bei ihm logiren könne? Der Pächter forschte genau nach allen Umständen des Reisenden, und ersuchte ihn dann, in der Stube sich nieder zu setzen; er aber eilte in die Burg, um die gnädige Frau zu fragen, was er zu thun habe? Bald kehrte er zurück und kündigte Grignon den Wunsch seiner Herrschaft an, ihn zu sprechen, führte ihn sodann über die Zugbrücke durch einen gewölbten Gang eine Wendeltreppe hinauf, dann in einen großen Saal mit rundscheibigten Fenstern und an

den Wänden mit Ritterbildern in Lebensgröße verziert, und endlich in ein Kabinet, in welchem eine ältliche Dame in einem altmodischen Großvaterstuhl saß, auf deren Stirne die Früchte vieler Lebenserfahrungen thronten. Etwas Erhabenes, Ehrfurchterweckendes sprach aus den ehemals schönen Zügen, und die Würde der Religion in ihrer Miene gebot Achtung Jedem, der sich ihr nahte. Auch Grignon wurde von gleichem Gefühl durchdrungen; mit Ehrerbietung nährete er sich und küßte ihre Hand. Sehr freundlich bewillkommte ihn Frau von W...., und nachdem Grignon sich niedergelassen und der Pächter sie verlassen hatte, bat sie ihn, seine Geschichte zu erzählen. Grignon that dies mit so vieler Wärme und bescheidener Anmuth, daß die Dame staunte. Aufmerksam horchte sie der Erzählung, und oft flossen ihre Thränen; zuweilen unterbrach sie ihn auch durch weise Bemerkungen, und bei Concordens trauriger Geschichte sagte sie tiefgerührt: Lieber Herr von Grignon! mich wundert nicht, daß sich ein Freigeist, in dessen Kopf sich mit dem Leben auch das Daseyn endigt, nach einem solchen Verlust eine Kugel vor den Kopf schießt, aber der Christ — hier strahlte ihr Gesicht, und die verborgene Majestät einer Gott geweihten Seele trat in ihre Liniamente hervor — schaut hinüber in's Reich des Friedens: dort sieht er seine abgeschiedene, heimgegangene Gattin im Geist; nun bestrebt er sich erst, recht gottgefällig zu leben, und fürchtet den Tod nicht mehr, denn er weiß, daß er ihn mit der Geliebten auf ewig vereinigt. Beruhigen Sie sich also, Herr von Grignon! Sie werden Ihre Concorde und Ihre Kinder dereinst wiedersehen, und keine Guillotine wird Sie mehr trennen, keine Revolution Sie ferner beunruhigen.

Grignon befand sich wie zu Hause, die Wonne der Wehmuth war ihm wohlthätig, er wurde zutraulich, und die Ausflüsse aus der edlen Seele der Frau von W.... waren ein kühlender Balsam auf seine brennende Herzenswunde.

Nun wurde das Abendessen aufgetragen, zu welchem sich

auch ein alter Offizier, der ältere Bruder der Frau von W...., einfand; er trug das St. Ludwigs-Kreuz an einem rothen Band im Knopfloch, denn er war unter Ludwig XV. in französischen Diensten gewesen, war verwundet worden, und ging auf einer Krücke.

Der Anblick dieses Mannes ergriff Grignon wunderbar: denn seine Uniform und das Ludwigs-Kreuz versetzten ihn auf einmal wieder zurück in jene selige Zeiten. Daß unser Emigrant dem Herrn Hauptmann ein sehr willkommener Gast war, das läßt sich leicht denken. Denn mit ihm konnte er nun alle seine Kriegsschicksale wieder einmal recapituliren, mit seiner Schwester war dies bis zum Ueberdruß geschehen.

Nach der Mahlzeit wurde unserem Wanderer seine Schlafstätte angewiesen, auf welcher er bis zum hellen Morgen sehr sanft ruhte.

Kaum war er erwacht, als ein Bedienter ihn zur gnädigen Frau zum Frühstück einlud; er kleidete sich also flugs an und begab sich in ihr Kabinet. Freundlich und traulich wurde er von Frau von W.... begrüßt, dann faßte sie ihn an der Hand und sagte: Mein lieber Freund! Ich bin Wittwe und wohne hier mit meinem Bruder allein; meine zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter, sind nicht mehr bei mir. Letztere ist hier in der Nähe glücklich verheirathet, und mein Sohn hat Kriegsdienste genommen; ich habe also meine Güter bisher allein verwaltet, ich bin aber ein Weib und kann selbst nicht überall nachsehen. Sie waren Gutsbesitzer und werden die hiesige Landesart leicht kennen lernen; wollen Sie nicht die Güte haben, und mir in diesem Geschäft so lange an die Hand gehen, bis Sie die Führung der Vorsehung wieder in einen andern Wirkungskreis leitet? — Kein Anerbieten konnte Grignon in gegenwärtiger Lage angenehmer seyn; mit Freuden und mit innigem Dank gegen Gott willigte er ein. Bald kam auch der alte Capitain mit seiner Krücke dazu, um am Frühstück Theil zu nehmen, und fing nun wieder da an, wo er gestern aufgehört hatte; er erzählte, wie er in Frankreich umher-

gereist, wo er als logirt habe und dergleichen mehr, bis ihn endlich Frau von W.... unterbrach: Lieber Bruder! Herr von Grignon bleibt einige Zeit bei uns, Du kannst Dich nach und nach recht mit ihm ausplaudern. Jetzt wirst Du mir erlauben, daß ich noch ein und anderes mit ihm verabrede. Der Capitain bückte sich höflich, erhob sich und wollte weggehen, allein seine Schwester hielt ihn und sagte: Bleib', wir haben nichts Geheimes vor Dir; dann fing sie an, Grignon von ihren Gütern und deren Einrichtung zu unterrichten; desgleichen, welche Geschäfte sie ihm gern anvertrauen möchte, und in Allem versprach Grignon, nach seinem Vermögen ihren Willen zu vollbringen.

Während diesen Gesprächen ließ sich ein benachbarter Edelmann mit seiner Gemahlin und Kindern anmelden. Frau von W.... sagte zu, wendete sich dann zu Grignon und sprach: Sie werden da ein paar vortreffliche Eheleute kennen lernen, haben Sie die Güte, einstweilen in den Garten zu gehen, ihn zu besehen, und wo Sie etwas zu verbessern finden, darüber nachzudenken, dies gibt dann hernach Stoff zu Unterhaltungen für uns beide.

Grignon ging, aber in seiner Seele erwachte wieder der alte Gram; die Worte: ein paar vortreffliche Eheleute — hatten ihn wie ein Pfeil in's Herz getroffen; auch ich hatte einst eine vortreffliche Gattin und zwei liebe Kinder. Ach Gott! wie glücklich waren wir zusammen! und nun wandelt Concorde mit ihren Lieblingen zwischen Palmen und Lebensbäumen im Paradies; ihr ist wohl, aber ich — ein Strom von Thränen hemmte sein Selbstgespräch, doch ermannte er sich wieder, und suchte seine Aufmerksamkeit auf die Gegenstände zu heften, die ihn zunächst umgaben. Etwa eine Stunde mochte er, in Schwermuth versunken, zwischen Bäumen, Blumen- und Gemüßbeeten umhergewandelt haben, als er einen stattlichen Herrn mit zwei Damen und einigen Kindern unter Begleitung der Frau von W.... zum Garten hereintreten sah; er ging ihnen also entgegen, um ihnen sein Compli-

ment machen. Der Herr von S.... schritt voraus und die Damen folgten nach; die Begleiterin der Frau von S.... hatte einen Schleier über dem Gesicht hangen, sie lüftete ihn, strebte vorwärts, streckte die Arme aus, rief: Louis! — o mein Gott! und sank ohnmächtig zu Boden. Grignons Haare sträubten sich, seine Augen starrten, sein ganzes Wesen war der Auflösung nahe. Mit dem Ausruf: Meine Concorde! schwankte auch er nieder. Die Gesellschaft wurde mächtig erschüttert; man gab sich alle Mühe, beide durch Erquickungen wieder zu sich zu bringen, welches endlich auch gelang, aber die Scene, die nun folgte, kann kein Pinsel malen und keine Feder beschreiben, eine Umarmung löste die andere ab, und Wonne der Seligen blühte unter ihren Schritten auf.

Die nämliche Hülfe, die Grignon aus dem Gefängniß gerettet hatte, holte auch Concorde von der Guillotine weg. Dann hatte sie sich bei Bekannten verborgen gehalten, mit denen sie emigrirte und nach Westphalen ging. So lange diese Freunde etwas hatten, lebte sie mit davon, hernach nahm sie die Frau von S...., als Gesellschafterin zu sich. Dieses Zusammentreffen und Wiedersehen machte einen tiefen Eindruck auf die ganze Gesellschaft; die Herzen waren geschmolzen, und flossen alle zusammen in Eins; so vereinigt stiegen ihre Danksenfzer hinauf zum Altar vor den Thron des Ewigen, und der Engel der Liebe opferte sie dem Herrn zu einem süßen Geruch.

Die würdige Frau von W.... nahm nun das glückliche Paar zu sich; Grignon versah ihre Geschäfte mit Munterkeit, und die herrliche, schwergeprüfte Concorde wurde bald Freundin und Gehülfin der edlen Frau. Einige Jahre verlebten sie glücklich in diesem Hause, dann starb die Frau von W....; in Frankreich änderte sich Vieles, sie konnten in ihre Heimath zurückkehren, auch bekamen sie so viel von ihren Gütern wieder, daß sie nothdürftig leben konnten.

11.

Die Mineralogen.

Der thätige, vielumfassende Geschäftsmann, dem das allgemeine Beste am Herzen liegt — er bedarf eines einsamen Ruheplätzchens, wo er sich zuweilen erholt und neue Kräfte zum Wirken sammelt. Für dieses Bedürfniß hatte der edle, in jedem Betracht vortreffliche Fürst von Tichertsheim, sowohl in Ansehung seiner selbst, als auch seiner beiden Lieblinge — eigentlicher: seiner Freunde — gesorgt. Dies waren: der Geheime Staatsrath Theobald und der Generalsuperintendent Schönemann.

In einem anmuthigen, weiten und fruchtbaren Thale, welches von Mitternacht gegen Mittag hinstreicht, und von einem mäßigen Flusse durchschlängelt wird, liegt, ungefähr in der Mitte, und von einem großen Bogen des Stromes umarmt, die Haupt- und Residenzstadt Klarenborn. Wahrscheinlich gab ihr ein heller, munterer Bach, der durch mehrere ihrer Gassen rauscht, diesen Namen.

Einige Stunden weiter hinauf, und gegen Norden zu, wird das Thal enger, hüglichter. Hier thürmt, an der Abendseite des Stroms, und auf einem hohen, schroffen Felsen, die alte Burg Tichertsheim, das Stammhaus der fürstlichen Familie. Die Luft ist rein und gesund; die Aussicht unbeschreiblich schön. Die waldichten Hügel, die dazwischen hinstreichenden, fetten Wiesen, die fruchtbaren Aecker, die gut unterhaltenen Bauernwohnungen, welche allenthalben, und in malerischer Unordnung, halb gesehen,

aus dichten Obstbaumgruppen hervorgucken, das Geklingel waidender, stark beleibter Viehheerden — dies alles zusammen macht ein Ganzes aus, in dem es jedem ermüdeten, ruhesuchenden Herzen wohl werden muß; wenn es anders nicht wurmstichig ist, wenn es keine Nattern mit sich herumträgt, deren Nagen einem sogar den Himmel verleiden würde.

Mit dem Fürsten Christian Friedrich von Tichertsheim war das nun aber der Fall nicht. Denn der sorgte jeden Morgen und beim ersten Erwachen dafür, daß kein feindseliger Dämon sich in sein Innres hineinschlich; ihm, unvermerkt, in irgend einen Winkel Wurmsamen streute. Am Abend musterte er die Geschäfte, die Handlungen des Tages. Für dasjenige, was nach den Gesetzen der Gottes- und Menschenliebe die Probe hielt, dankte er dem Vater dort oben; was sie nicht hielt, das spornte ihn, muthiger zu kämpfen, und kam dann auf die Generalrechnung, welche der große, in unsern Zeiten so oft verkannte Bürge der Menschheit, wenn anders Redlichkeit uns dessen werth machte, gütevoll durchstreichen wird.

Mit sechs Rappen oder Falben konnte der Fürst freilich den Felsen, den seine Väterburg krönte, nicht hinauffahren; aber darum hatte er sich doch kein Monbijou, kein Sanssouci oder sonst etwas Französisches unten in der Ebene erbaut. Mit Weib und Kind — denn so sagt man, wenn's zu Fuße geht, sonst heißt es Gemahlin und Prinzen — stieg er den schmalen, jähen Klippenpfad hinan. Eben so wenig war im Schloß auch nur ein einziges von den hundert Gemächern, die auf und ab, kreuz und quer, heraus und herein, so konterbunt durcheinander lagen, daß es selbst einem Newton schwer fallen würde, ihre eigentliche Lage und ihre Verhältnisse zu einander heraus zu kalkuliren — mit einer Hautelisse oder überhaupt mit irgend einer Tapete bekleidet. Nein! die weißgetünchten oder mit schwarzgrauen eichenen Brettern getäfelten Wände hingen voll von den alten Familienporträten des fürstlichen Hauses, und die langen, schmalen Gänge strotzten von vielen dichten Hirsch-

geweihen und andern Jagdtrophäen, welche, in vorigen Jahrhunderten von den Helden des edlen Waidwerkes, zum ewigen Ruhm und Gedächtniß, daselbst aufgestellt worden waren.

Das Alles ließ Fürst Christian Friedrich gerade so, wie es von jeher gewesen war, und fleißig sorgte er dafür, daß es in demselben haltbaren Zustand bleiben möchte. „Es ist ein altgothisches Ganze," pflegte er zu sagen, „an dem Alles zusammenpaßt, und Nichts geändert werden darf. Nur hier fühl' ich mich daheim und als Kind im Hause. Unten, in Klarenborn, bin ich blos auf Kommission. Diese Ahnenluft stärkt, sie gibt Kraft und Richtung, Gutes zu wirken."

Eine kleine Viertelstunde von Tichertsheim, oben am Ende eines engen Thälchens, zwischen zwei mäßigen Hügeln, an einer Waldecke — liegt ein schönes Landgut von mittler Größe, welches dem Geheimen Staatsrath Theobald gehört, und dem er den Namen Ruhedoch gegeben hat. Noch ein Viertelstündchen weiter, und etwas mehr nach Norden, hat auch der Generalsuperintendent Schönemann einen kleinen Landsitz, welcher der Vorhof heißt. Gewöhnlich verbrachten in jüngeren Jahren beide Ehrenmänner hier die Frühlingsferien.

Einstmals — es war ein heiterer Maimorgen — erwachte Theobald in seinem Ruhedoch früher als gewöhnlich, eine Stunde vor Sonnenaufgang. Die Nachtigall flötete im Gebüsch vor seinem Fenster, sie sang eine wahre Bravourarie. Dies machte ihn so munter, daß er nicht mehr im Bett bleiben konnte. Auch seine Amalie erwachte und hüpfte vom Lager. Er führte sie an's Klavier, sie akkompagnirten die Nachtigallen in einem Frühpsalm. Die holde Gattin schlug einen Spaziergang in's Grüne vor, Theobald stimmte bei, und man warf sich in die Kleider. Unter den zartesten Ausdrücken des gegenseitigen Wohlwollens, unter den lebhaftesten Empfindungen der göttlichen Güte, — wandelte das edle Paar den Wald hinan, um auf einem steilen

Felsengipfel den kühlen Kuß der Morgenröthe, den warmen Gruß der Himmelskönigin zu empfangen.

Verloren in seligen Gefühlen, vergaßen die Guten sich selber, bis sie ein zottiger, freundlich um sie herum wandelnder Pudelhund aufmerksam machte. Kaum vermochte man seine röthliche Augen zwischen den weißen gekräuselten Locken zu entdecken; was man aber sah, war — Gutmüthigkeit. Jetzt lief er vorwärts, kam wieder und stand Schildwache, dann machte er einen Purzelbaum, legte sich nieder, sprang und schnappte nach einem Vogel, und das Alles in einer Minute.

„Ein artiges, liebenswürdiges Thier!" sagte Amalie. – Ja wohl, versetzte Theobald, es thut, was es kann, um uns zu gefallen. Von den Hunden, und überhaupt von allen Thieren, läßt sich Vieles lernen, wenn man nur ihre Sprache studirt hat. — Amalie lächelte und erwiederte: „man versteht sie leicht, lieber Theobald, nur muß man in der Schule des Vaters aller Wesen sich einmal das ABC recht bekannt gemacht haben." — Du hast Popen's Gebet im Sinn, antwortete Theobald. Es ist sehr schön.

Instinktmäßig waren sie dem Hunde gefolgt, und fanden sich endlich an einem Orte, an den sie keineswegs gedacht hatten, nämlich am Mundloch eines alten Stollens, wo vormals Silbererze gegraben worden waren. Sie blieben am verwachsenen Eingange stehen, der Hund aber lief hinein, heulte, kam wieder, sah seine neuen Freunde flehentlich an, legte sich vor ihnen nieder, wimmerte, und lief dann auf's Neue in den Stollen. Theobald wurde nachdenkend. „Amalie! fing er an, da geht etwas Besonderes vor. Ich muß die Sache prüfen, dem Hunde wenigstens einige Schritte folgen." — Es möchte aber gefährlich seyn, versetzte die sorgliche Gattin. Muß es jedoch geschehen, so begleit' ich dich. Theobald schritt voran, Amalie an seiner Hand hinter ihm. Kaum hatten sie hundert Schritte zurückgelegt,, als sie, in dunkler Dämmerung, vor sich zween Männer hingestreckt sahen, und rechter Hand den

Eingang zu einer Höhle oder alten Zeche gewährten, au
welcher ein betäubender Duft herausdünstete. Theobal
bedachte sich nicht lang, denn er kannte dies Uebel. Rasc
faßte er den Ersten am Arm, Amalie half, und so brach
ten sie Beide heraus, an die frische Luft. Durch Reiben
Waschen und andere Reizmittel kamen die Erstickten wiede
zu sich selbst, doch waren sie so ermattet, daß sie nur lang
sam fortschleichen konnten. Theobald führte sie in sei
Haus, und Amalie pflegte sie so gut, daß sie in wenige
Tagen vollkommen genasen.

Es waren zwei junge, reisende Mineralogen, welch
Erzstufen, Versteinerungen, Steine und Erdarten für ihr
Kabinete sammelten. Dies hatte sie denn auch in das alt
Bergwerk getrieben, wo sie aber ohne Theobald un
seine Amalie, und vorab ohne den Pudel ihr Grab wür
den gefunden haben.

Die ungemeine Artigkeit, das gutmüthige Benehme
und vorzüglich die ausgebreiteten Kenntnisse dieser Männer,
von denen der eine Malinuti, der andere Güsenheim
hieß, bewogen Theobalden und seine holde Gattin, si
zum Längerbleiben zu nöthigen. Gern weilten sie so lan
die Ferien dauerten. In dieser Zeit lernte Theobal
Vieles von ihnen, was ihm, in Ansehung des Berg- un
Hüttenbetriebes, von großem Nutzen war. Und obgleic
Freund Schönemann, in seiner Sphäre, gar Nichts mi
dergleichen Dingen zu thun hatte, so gefiel ihm doch dies
Steckenpferd. Er hatte schon aus Büchern so viel gelernt,
daß er ein Wörtchen mitsprechen konnte, und da nun Theo-
bald von Zeit zu Zeit mineralogische Wanderungen in's
Land machte, so begleitete ihn Schönemann so oft e
Muße hatte. Beide sammelten sich auf diese Weise rech
artige Mineralienkabinete, welche freilich nur Einländisches
enthielten.

Eine von diesen Wanderungen war besonders merkwür-
dig, und sie ist deßhalb auch der Hauptgegenstand meiner
Erzählung.

Gegen Nordwesten hin ist das Land voller Berge und Waldungen. Die Einwohner sind, wie das in solchen Gegenden gewöhnlich ist, zwar nicht so fein und gebildet, als auf dem flachen Lande, — dagegen aber sind sie bieder, redlich, von altem, ächtem Schrot und Korn. Ihr Gewerbe besteht vorzüglich in der Viehzucht. Der Getraidebau ist gering, zur Nothdurft kaum hinreichend. Viel Geld wird dort auch nicht umgeschlagen, allein sie bedürfen deß auch wenig, besonders da ihnen die fürstliche Kammer nicht mehr abfordert, als die Gegend und ihr Gewerb extragen kann.

Theobald und Schönemann beschloßen diesen ganzen ansehnlichen Strich zu durchwandern. Sie beurlaubten sich auf mehrere Tage vom Fürsten und von Amalien. Um Alles desto ruhiger und sorgenfreier untersuchen zu können, bestimmten sie ihre Rückkehr eigentlich nicht genau. Ich brauch' es wohl nicht erst zu erinnern, daß sie die Reise zu Fuß machten, das versteht sich, bei ihrem Zwecke, wie mich dünkt, von selbst.

Die Ausflucht begann an einem Montag Morgen, früh um vier Uhr. Wenig bekümmerten sie sich um die Heerstraßen, sie folgten lediglich der Richtung gegen Nordwesten. Daher geriethen sie denn auch bald in einsame, bezaubernde Gegenden, in denen sie minutenlang verweilten und sich an ihrem Anschauen weideten. Nicht lange, da zeigte ihnen die Natur, in düstern Hochwäldern, ein ernstes, feierliches Gesicht; aber ihre Miene däuchte den Wanderern darum nicht drohend, sondern mütterlich-liebend, so wie das bei den Menschen immer der Fall ist, die mit dem Herrn der Natur in Frieden leben.

Etwa drei Stunden Wegs mochten sie zurückgelegt haben, als sie auf einen Platz geriethen, der Alles übertraf, was sich ihren Augen bisher dargeboten hatte. Nicht die Weite oder die Aussicht war es, die ihre Aufmerksamkeit an sich zog, und sie so ganz hinriß, nein! der eigene und fast überirdische Charakter der Gegend schien einen unsichtbaren Genius zu verrathen, der Alles belebte, und dem

reinen Gemüthe hohe Freuden und Heimathsfeier einflü-
sterte. Theobald und Schönemann waren keine Em-
pfindler, aber diese Sprache verstanden sie vollkommen,
denn es war ihre Muttersprache, welche sie noch nicht ver-
lernt hatten. Unsre beiden Freunde fanden sich also wie
daheim. Sie setzten sich und genoßen ein seelenstärkende
Frühstück unmittelbar aus der Hand der unentweihte
Tochter ihres himmlischen Vaters.

Ich muß doch versuchen, meinen Lesern eine, wenigstens
erträgliche, Schilderung dieses paradiesischen Orts zu ent-
werfen. — Der ganze Platz ist eine Ebene, die etwa dre
Viertelstunden lang, und eine halbe Stunde breit seyn mag
Sie erstreckt sich von Morgen gegen Abend, und ist übe
und über mit dem schönsten und feinsten Rasen, wie mi
einem grünen Sammet bedeckt. Hin und wieder stehe
Gruppen von Bäumen und Gesträuchen in der regelmäßig-
sten Unordnung, wie von Menschenhänden gepflanzt. Zwi-
schen ihnen öffnen sich die mannigfaltigsten perspektivische
Aussichten. Besonders aber steht ein seltenes Gewächs i
der Mitte, nämlich sieben mannsdicke Maibuchen, die im
Kreise aus einer Wurzel hervorgesprossen sind. Sie bilde
zwischen sich eine natürliche Laube, die wenige ihres Glei-
chen hat. Wilde Rosen und Geisblatt gucken aus alle
Gruppen hervor, und erfüllen die Luft mit Wohlgeruch.
Es däucht einem, als ob allenthalben unsichtbare Wese
im Dunkel der Gebüsche lauschten, und den Verehrer de
Schöpfers anlächelten, oder als wenn muntre Genien mi
den hier wandelnden Menschen Verstecken spielen wollten.

Nach Westen hin begränzt dieses Elisium ein dunkle
Buchenwald, der sich steil hinab in ein wildes Felsenthal
senkt, und jenseits steigt dann wieder eine fruchtbare, mi
Wäldern und Aeckern bedeckte Anhöhe hoch hinauf, die als
gegen Abend den Horizont schließt. Nach Norden erheb
sich dieses Tempe plötzlich in einen felsigten Hügel, an des-
sen Fuß sich eine natürliche Grotte bildet, aus welcher eine
Silberquelle hervorrieselt, deren Bächlein sich auf den Ra-
sen verliert und ihn mütterlich tränkt. Auch dieser Hügel

ist mit einzelnem Gesträuche besetzt, und oben auf der Spitze befindet sich eine knorrigte Wintereiche, unter deren Schatten man auf einem Felsensitze ausruhen, den ganzen Naturgarten übersehen, und dann seine Augen an der fernen Aussicht gegen Süden weiden kann. Im Morgen endlich schlängelt sich ein enges, waldumgränztes Wiesenthal hinab, und im Hintergrunde wird die Landschaft durch einen zuckerhutförmigen holzreichen Berg geschlossen.

Hier spazierten unsre Freunde eine Weile umher; es wurde ihnen so wohl, als ob sie in Edens Gefilden lustwandelten. Sie sprachen wenig, aber jedes ihrer Worte war Dank und Anbetung. Sodann stiegen sie auch auf den nördlichen Hügel, und setzten sich unter den alten Eichbaum, wo den guten Schönemann Siona anhauchte. Er nahm Taschenbuch und Bleifeder, und schrieb:

Anbetung Dir! — Dir ew'ge Güte!
 Der wahren Schönheit Vater, Dir!
Hier schwingt sich dankend mein Gemüthe
 Mit Macht empor, hier fehlt es mir
Am Ausdruck, Deine Huld zu preißen;
 Kein Seraph singt nach Würden sie,
Ihr tönt, in allen Himmelskreisen
 Des Harfendonners Harmonie.

Hier strömen Funken aus dem Feuer
 Des unerschaffnen Urlichts her;
Hier scheint die ganze Schöpfung neuer,
 Als ob man noch in Eden wär';
Hier glänzt der hohe Himmel blauer,
 Als drunten in der Dämmerung,
Der hohen Ahnung dunkle Schauer
 Ergreifen zur Begeisterung.

Hier schmettern nimmer Mordgewehre!
 Kein Plätzchen werd' vom Blute roth!
Und wenn's von einem Würmchen wäre;
 Im Paradies gibt's keinen Tod.
Durch keine Art werd' hier entweihet
 Der Haine stilles Heiligthum!
Und jedes Blümchen sey befreiet;
 Nicht eines komm' durch Pflücken um!

Des blauen Aethers kühles Fächeln
 Fleucht von dem hohen Lichtquell her;
Der Morgenröthe holdes Lächeln
 Erheitert Himmel, Land und Meer.
Doch hier nur küßt, in hehrer Feier,
 Der Himmel seine Braut, Natur;
Und hier entlockt er kühn und freier
 Die holden Kinder ihrer Flur.

Dies sollte nicht den Geist beflügeln
 Zum Aufschwung bis zum Thron des Lichts?
Hier sollte mich die Trägheit zügeln?
 Entsteig' der Last des Staubgewichts,
Du ew'ger Funke! — meine Seele!
 Schweb' Lerchen gleich — zur Sonne hin
Im Hallelujah! — und erzähle
 Dem Himmelsheer, wie froh ich bin!

In diesem hehren Tempel feiern
 Natur und wir ein heilig Fest;
Versöhner! — Siehe wir erneuern
 Den hohen Bund, daß wir den Rest
Der Lebenszeit Dir ganz zu weihen
 Mit festem Muth entschlossen steh'n,
Bis in der Palmenträger Reihen
 Wir jubelnd einst Dein Antlitz seh'n!

Theobald und Schönemann sangen dies Lied unter der Eiche aus voller Brust, und zwar nach der bekannten Hiller'schen Melodie: Wie groß ist des Allmächt'gen Güte! Mit den letzten Worten standen sie auf, reichten sich die Hände, und sanken dann einer in des andern Umarmung. — —

Sie wandten sich westwärts gegen den Wald, durch welchen der Holzweg führte. Sie folgten demselben schief abwärts. Er schlängelte sich in das dunkle, enge Felsenthal.

Kaum mochten sie hundert Schritte zurückgelegt haben, als sie auf einen steinalten Greis trafen, der am Wege auf einem Stumpfen saß, und einen Bündel Zündschwamm neben sich liegen hatte. Es war ein langer, ansehnlicher

Mann, mit einer Glatze und schneeweißem Haar. Sein ganzer Anzug verrieth tiefe, aber reinliche Armuth. Der Greis stand mühsam auf, als er sie erblickte, nahm seinen Hut ab, und sagte mit hohler, heiserer Stimme: Gott gebe Ihnen einen guten Morgen, meine Herren!

Theob. Euch auch, Vater! — Der Weg ist steil, und Ihr scheint mir engbrüstig zu seyn?

Der Alte. Mein ganzer Lebensweg war steil, indessen bin ich nun bald oben.

Theob. Das mag wohl wahr seyn. — Laßt Euch doch nieder, und setzt Euren Hut auf! Es ist kühl!

Der Alte. Wenn Sie's erlauben? —

Unsere Reisenden griffen nach ihren Börsen, um ihm Etwas zu geben.

Der Alte. Verschonen Sie mich, meine Herren! — Almosen hab' ich bis dahin nicht genommen, wollen Sie mir aber ein Bündlein Schwamm abkaufen? — Es versteht sich, wenn Sie ihn brauchen. — Damit ernähr' ich mich.

Theob. Wir rauchen Beide zu Zeiten eine Pfeife Taback, und wenn Euer Schwamm gut ist, so kann Jeder von uns ein Bündlein brauchen.

Der Alte. Gut ist er! — ich suche und bereite ihn selbst. Sie können ihn ja leicht probiren, wenn Sie Stahl und Stein bei sich haben.

Theob. Das ist nicht nöthig! Wir glauben Euch. Wo seyd Ihr her?

Der Alte. Das ist eine schwere Aufgabe. Hätten Sie gefragt, wo ich hin wollte? Das hätt' ich besser beantworten können.

Theobald und Schönemann sahen sich bedeutend an. Der Greis hatte etwas Geheimanziehendes. Sie setzten sich ihm gegenüber, und fragten im sanftesten Tone: Habt Ihr Zeit, Vater?

Der Alte. O ja! ich versäume nichts, — wenn ich heut' nur so viel verdiene, daß ich künftige Nacht Nahrung und Obdach finde.

Schönem. Dafür wollen wir schon sorgen. — Habt Ihr denn Niemand, der Euch in Eurem Alter verpflegt?

Der Alte. Nein! nun nicht mehr. — Ich bin einsam — bis ich meine Theuern Alle bald in der großen Heimath wieder finde. Ich weiß es, dort sind sie Alle.

Schönem. Lieber Freund! erzählt uns doch Eure Geschichte! Es ist kein unedler Vorwitz, der uns dies wünschen läßt. — Wir möchten Euch gern näher kennen lernen.

Der Alte. Das ist keine angenehme Arbeit. — Indessen — auch ich fühle hohes Zutrauen zu Ihnen, und lasse mich's gern etwas kosten, Ihnen gefällig zu seyn.

Mein Name ist Dumond. Mein Vater war ein Kaufmann in der Normandie, und wurde, unter Ludwig dem Vierzehnten, der Religion willen, mit Zurücklassung seines ganzen Vermögens, des Landes verwiesen. Mit Frau und sechs kleinen Kindern wanderte er also aus, ohne zu wissen, wohin? und — woher er Brod schaffen sollte? Allein er traute Gott, und verließ sich ganz auf dessen väterliche Hülfe. Seine erste Zuflucht nahm er nach Holland, wo Kaufleute ihm die Hand boten, denen er dafür auf dem Comtoir diente. Meine Mutter suchte, an ihrer Seite, durch feine Näherei und durch Waschen etwas zu erwerben. Auf diese Weise konnten meine Eltern, bei gehöriger Sparsamkeit, ordentlich leben.

So vergingen sechs Jahre, bis 1700, da ich geboren ward. — Jetzt schien es, als wenn mein Vater vollends den ganzen Jammerkelch der Trübsale bis auf die Hefen austrinken sollte: denn — meine Mutter starb in den Wochen, und hinterließ unsrer sieben Kinder, von denen das älteste kaum sechszehn Jahre zählte. Ich wurde mit Milch und Wasser getränkt, war oft dem Tode nah, und kam doch immer wieder zurecht. Denn es war der Wille des Allmächtigen, mich zu hohen Proben aufzubewahren. In der nämlichen Zeit fallirte auch das Comtoir, auf dem mein Vater arbeitete. Er kam dadurch in die mißlichste Lage, weil gerade Niemand zu finden war, der seiner Dienste bedurfte.

Unter diesen Umständen beschloß er nach Amerika zu gehen, und dort sein Glück zu versuchen. Er verkaufte alles, was er entbehren konnte, um Reisegeld zu bekommen, und begab sich im Jahr 1701 auf ein Schiff, das nach Pensylvanien segelte. Nach einer der schrecklichsten Seereisen kam das Schiff endlich in Dalaware, bei der damals erst entstehenden Stadt Philadelphia an; und die Vorsehung sorgte dafür, daß mein Vater mit seinen sieben Kindern schnell ein Unterkommen fand. War es gleich kümmerlich, so reichte es doch hin, um ohne eigentlichen Mangel zu leben.

Endlich gelang es ihm, eine Pflanzung zu erhalten, wozu ihm ein reicher Quacker behülflich war. Er zog also einige hundert englische Meilen nordwärts von Philadelphia, und fing dort, in der Entfernung von allen Menschen, wieder seine eigene Haushaltung an. Die nächste Familie, eine deutsche, aus dem Würtembergischen, wohnte etwa zehn Stunden von uns entlegen. Mit diesen Leuten hatten wir, von Zeit zu Zeit, Umgang, so viel als es die Verschiedenheit der Sprache zuließ. Hier fängt nun auch mein Erinnerungsvermögen an, und mein frühester Gedanke ist ein schrecklicher Abend, an welchem einige Wilde in unser Haus stürmten, und uns alle umbringen wollten; aber, durch eine besondere göttliche Fügung kamen uns einige englische Soldaten zu Hülfe, und retteten uns aus ihren blutigen Händen.

Uebrigens lebten wir in unserer Einöde sehr zufrieden. Meine älteste Schwester, die mir an Mutterstelle war, versah das Weibliche in der Haushaltung, und die Andern halfen dem Vater im Felde.

O! es war eine selige Zeit — es war uns oft, als wenn Engel Gottes um uns her schwebten, und sich über uns freuten. Denn — mein Vater war ein wirklich frommer, ein erleuchteter Mann. Er hielt regelmäßig alle Sonntage Gottesdienst mit uns; er erklärte uns die Bibel, und unterrichtete uns nach derselben in der Religion; dann aber auch dergestalt im Lesen, Schreiben, Rechnen, in der

Geographie, Geschichte u. s. w., daß wir gewiß keinen Bürgerkindern, in irgend einer europäischen Stadt, etwas nachgaben.

Dies patriarchalische Leben währte bis 1712. In diesem Jahre wurden wir mit einer pestartigen Krankheit befallen, die wir vermuthlich von spanischen Landstreichern aus Florida, die bei uns starben, gefangen hatten. Wir Kinder lagen alle schwer darnieder, und die fünf mittelsten entschliefen nacheinander, innerhalb vierzehn Tagen.

Meine älteste Schwester aber und ich, wir kamen davon. Allein jetzt legte sich auch unser Vater; wir beiden Kinder glaubten zu versinken, als wir sahen, daß es mit ihm zu Ende ging. Er tröstete uns indeß sehr freudig, und befahl uns, ihn bei seinen Kindern zu begraben; dann nach Philadelphia, zu dem vorhin gedachten Quacker zu gehen, der uns weiter rathen würde, was wir thun sollten.

Wir pflegten den theuern lieben Vater, so gut wir konnten, er starb ruhig in unsern Armen, und unter Strömen von Thränen, die wir über ihn hinweinten. Die wenigen Tage, von seinem Tode bis zu seinem Begräbniß, waren die traurigsten meines Lebens, so schreckliche Perioden ich auch nachher durchkämpfen mußte. Da wir beide nicht im Stande waren, die Leiche unsers Vaters an den Ort ihrer Ruhe zu bringen, so mußte ich zu der würtembergischen Familie reisen, von welcher einige Glieder mit mir gingen, und uns das traurige Geschäft verrichten halfen. Ich und meine Schwester nahmen, um das Nöthigste, was wir brauchten, zu uns; schloßen das Haus ab, und wanderten sodann mit den Würtembergern, welche uns einen Boten verschafften, der uns nach Philadelphia begleitete.

Meine Herren! das Erzählen macht mich müde, ich fasse mich also kürzer. Wir verkauften unsere Plantage; meine Schwester heirathete in Philadelphia und starb im ersten Wochenbette. Ich kam nach Boston auf ein Comtoir, wo ich, bis in mein zwei und zwanzigstes Jahr, unter den besten Menschen die glücklichsten Tage verlebte. Nun sollte ich eine Handelsreise nach England machen. Ich

ging zu Schiff; wurde von einem saleer Korsaren gefangen, und erduldete fünf Jahre lang die Leiden der schrecklichsten Sklaverei, weil mein Herr ein wüthender Satan, und kein Mensch war. Ich schrieb nach Boston, und bat um Loskaufung, aber ich bekam keine Antwort. Die Briefe waren verloren gegangen. Meine Rettung blieb deswegen nicht aus. Unter meinen Mitgefangenen befand sich ein eben so frommer, als edler deutscher Kaufmann, der mich außerordentlich lieb gewann, mich mit sich loskaufte, und mit in seine Heimath nahm. Seine einzige Tochter ward, in der Folge, mein Weib, er nahm mich in Kompagnie, und so handelten wir viele Jahre mit abwechselndem Glücke fort. Endlich starb er, und ich führte nun die Geschäfte allein. Von jetzt an verfolgte mich aber Trübsal und Unglück von allen Seiten. Mehrere große Unternehmungen schlugen fehl; Frau und Kinder starben mir alle weg, bis auf meine jüngste Tochter, die mir im sechsundfünfzigsten Jahr meines Alters geboren wurde. Ich befriedigte meine Gläubiger, so gut und redlich, als ich es vermochte; behielt aber nichts mehr als ein ruhiges Gewissen, mich selbst und mein Kind. Weder Leichtsinn, noch Verschwendung, sondern allein der unerforschliche Rath Gottes ist Ursache von meinen Widerwärtigkeiten.

Theob. Sie haben viel erfahren, Herr Dumond! — Sie gehören unter die Zahl derer, von denen es einst heißen wird, daß sie aus großer Trübsal kamen. Sie sagten aber vorhin, Sie wären einsam, und nun hören wir gleichwohl, daß Sie noch eine Tochter haben? —

Dumond seufzte tief und antwortete: „ich hab' sie, und bin doch einsam. Die Sache hängt so zusammen; als ich von Allem entblößt war, da mochte ich in B... nicht mehr bleiben. Ich ging also mit meiner Tochter hieher, auf ein Dorf, dessen Pfarrer mein vieljähriger, sehr guter Freund ist. Dieser wahrhaft apostolische Mann ist mir bis dahin alles gewesen, was ein Mensch dem andern nur seyn kann. Da er aber das Unglück hatte, daß seine Frau, vor vier Jahren, von der Gicht ganz kontrakt wurde; so hielt ich's

für Pflicht, da er keine Kinder, ein mühseliges schweres Amt hat und selbst arm ist, ihm meine Tochter zu überlassen, die ihm in seinem hohen Alter aufwartet, und seine Frau wie ein Schooskind hebt, stützt und pflegt. Aber, ach Gott! wär' das arme Kind nur nicht selbst unglücklich! —

Schönem. Wie so? was fehlt ihr denn?

Der Alte. Darüber trag' ich Bedenken mich vollständig zu erklären. Sie sah einen Mann an ehrwürdiger Stelle, und in einem heiligen Geschäfte. Er machte auf ihr zartes, tieffühlendes Herz einen so gewaltigen Eindruck, daß sie, seitdem, von innern Leiden gleichsam verzehrt wird, und keine frohe Stunde mehr hat. Gott erbarme sich ihrer! — Sie ist ein sehr gutes Mädchen; aber ich fürchte, sie wird dem schweren Kampfe unterliegen.

Schönem. Wie heißt der Pfarrer, bei dem Ihre Tochter ist, und wo wohnt er?

Der Alte. Ein Stündchen von hier, da hinter dem Berge; er heißt Walther und das Dorf Bornhofen.

Schönem. Der Ort ist Ellerthalisch, und ich hab' sehr viel Gutes vom Pfarrer Walther gehört. Ich möcht' ihn besuchen.

Theob. Der Zweck unserer Reise leidet nicht darunter. Wir wollen hingehen. Herr Dumond begleitet uns wohl? Wir wollen ihm ein gutes Botenlohn geben, und langsam fort wandern, damit er weg kann.

Der Alte. Von Herzen gern! — Wünschen Sie unbekannt zu bleiben, oder darf ich wissen, wer Sie sind?

Schönem. Dieser Herr ist der Geheime Staatsrath Theobald, und ich bin der Superintendent Schönemann, beide von Klarenborn.

Dumond ward heftig erschüttert; die fast vertrockneten Thränenquellen netzten noch einmal seine Augen, er strebte empor — Nein! — Nein! fing er mit zagender Stimme an: Nein! Sie dürfen nicht zum Pfarrer nach Bornhofen gehn! — Dies unerwartete Betragen versetzte unsere beiden Wanderer in tiefes Staunen. — Wie aus einem

Munde riefen sie: Großer Gott! was ist das? — Warum nicht?

Ganz ermattet sank der Alte wieder auf seinen Sitz zurück, schüttelte den Kopf und erwiederte: — Das! — das! kann ich nicht sagen! — Theobald und Schönemann geriethen in eine peinliche Lage. Sie redeten indeß dem Greise so lange zu, bis er ihnen endlich das Geheimniß entdeckte.

Nun so sey's denn! fing er an. Du großer Vater im Himmel wirst es lenken! — Meine arme Eleonore war vor zwei Jahren zu Klarenborn — in der Kirche — und — ach Gott! verzeihen Sie, meine Herren! das arme Mädchen hörte und sah den — Herrn Generalsuperintendenten. — — Jetzt wissen Sie Alles!!! —

Schönemann prallte zurück, rang die Hände; Thränen quollen aus seinen Augen. Endlich erholte er sich, trat zum Greise, drückte ihm die Hand, und sagte gerührt und mit sanfter Stimme: Vater Dumond! jetzt erst ist's meine hochste Pflicht nach Bornhofen zu gehen, um Ihre Tochter zu beruhigen.

Dumond stand stark auf, trat vor Schönemann hin, und sprach fest und männlich: Ehrwürdiger Mann! das ist keine Kleinigkeit. — Es gibt nur ein Mittel zu ihrer Beruhigung; handeln Sie weise! — Ich bin Vater — gebückt unter der Last der Leiden; nur noch ein leiser Stoß, so fällt die morsche Hütte zusammen: und ich möchte um vieles nicht, daß Sie das Werkzeug dazu wären. Ueberlegen Sie wohl, was Sie thun! — Ich kenne Sie nicht. — Nehmen Sie mir meine, vielleicht übertriebene Sorge nicht übel! —

Schönem. Sie haben Recht, so zu reden. — Aber lassen Sie mich jetzt nur machen! Ich versichere es Ihnen, ich werde wenigstens Ihre und Ihrer Tochter Leiden nicht vermehren, sondern, wenn es der Wille Gottes ist, sie vermindern. Kommen Sie nun, und führen Sie uns nach Bornhofen! — Dumond nahm seine Sachen zu sich, und machte sich mit ihnen auf den Weg. Der Alte ging

für Pflicht, da er keine Kinder, ein mühseliges schweres Amt hat und selbst arm ist, ihm meine Tochter zu überlassen, die ihm in seinem hohen Alter aufwartet, und seine Frau wie ein Schooskind hebt, stützt und pflegt. Aber, ach Gott! wär' das arme Kind nur nicht selbst unglücklich! —

Schönem. Wie so? was fehlt ihr denn?

Der Alte. Darüber trag' ich Bedenken mich vollständig zu erklären. Sie sah einen Mann an ehrwürdiger Stelle, und in einem heiligen Geschäfte. Er machte auf ihr zartes, tieffühlendes Herz einen so gewaltigen Eindruck, daß sie, seitdem, von innern Leiden gleichsam verzehrt wird, und keine frohe Stunde mehr hat. Gott erbarme sich ihrer! — Sie ist ein sehr gutes Mädchen; aber ich fürchte, sie wird dem schweren Kampfe unterliegen.

Schönem. Wie heißt der Pfarrer, bei dem Ihre Tochter ist, und wo wohnt er?

Der Alte. Ein Stündchen von hier, da hinter dem Berge; er heißt Walther und das Dorf Bornhofen.

Schönem. Der Ort ist Ellerthalisch, und ich hab' sehr viel Gutes vom Pfarrer Walther gehört. Ich möcht' ihn besuchen.

Theob. Der Zweck unserer Reise leidet nicht darunter. Wir wollen hingehen. Herr Dumond begleitet uns wohl? Wir wollen ihm ein gutes Botenlohn geben, und langsam fort wandern, damit er weg kann.

Der Alte. Von Herzen gern! — Wünschen Sie unbekannt zu bleiben, oder darf ich wissen, wer Sie sind?

Schönem. Dieser Herr ist der Geheime Staatsrath Theobald, und ich bin der Superintendent Schönemann, beide von Klarenborn.

Dumond ward heftig erschüttert; die fast vertrockneten Thränenquellen netzten noch einmal seine Augen, er strebte empor — Nein! — Nein! fing er mit zagender Stimme an: Nein! Sie dürfen nicht zum Pfarrer nach Bornhofen gehn! — Dies unerwartete Betragen versetzte unsere beiden Wanderer in tiefes Staunen. — Wie aus einem

Munde riefen sie: Großer Gott! was ist das? — Warum nicht?

Ganz ermattet sank der Alte wieder auf seinen Sitz zurück, schüttelte den Kopf und erwiederte: — Das! — das! kann ich nicht sagen! — Theobald und Schönemann geriethen in eine peinliche Lage. Sie redeten indeß dem Greise so lange zu, bis er ihnen endlich das Geheimniß entdeckte.

Nun so sey's denn! fing er an. Du großer Vater im Himmel wirst es lenken! — Meine arme Eleonore war vor zwei Jahren zu Klarenborn — in der Kirche — und — ach Gott! verzeihen Sie, meine Herren! das arme Mädchen hörte und sah den — Herrn Generalsuperintendenten. — — Jetzt wissen Sie Alles!!! —

Schönemann prallte zurück, rang die Hände; Thränen quollen aus seinen Augen. Endlich erholte er sich, trat zum Greise, drückte ihm die Hand, und sagte gerührt und mit sanfter Stimme: Vater Dumond! jetzt erst ist's meine hochste Pflicht nach Bornhofen zu gehen, um Ihre Tochter zu beruhigen.

Dumond stand stark auf, trat vor Schönemann hin, und sprach fest und männlich: Ehrwürdiger Mann! das ist keine Kleinigkeit. — Es gibt nur ein Mittel zu ihrer Beruhigung; handeln Sie weise! — Ich bin Vater — gebückt unter der Last der Leiden; nur noch ein leiser Stoß, so fällt die morsche Hütte zusammen: und ich möchte um vieles nicht, daß Sie das Werkzeug dazu wären. Ueberlegen Sie wohl, was Sie thun! — Ich kenne Sie nicht. — Nehmen Sie mir meine, vielleicht übertriebene Sorge nicht übel! —

Schönem. Sie haben Recht, so zu reden. — Aber lassen Sie mich jetzt nur machen! Ich versichere es Ihnen, ich werde wenigstens Ihre und Ihrer Tochter Leiden nicht vermehren, sondern, wenn es der Wille Gottes ist, sie vermindern. Kommen Sie nun, und führen Sie uns nach Bornhofen! — Dumond nahm seine Sachen zu sich, und machte sich mit ihnen auf den Weg. Der Alte ging

voran, dann folgte Theobald, und Schönemann schlich in tiefen Gedanken hinten nach, welches denn auch ganz und gar kein Wunder war. Die andern Beiden hatten eben so wenig Lust viel zu sprechen; einzelne Silben und Worte zur höchsten Nothdurft, war alles, was man auf dem Wege von einer Stunde aus ihrem Munde hörte.

Vor dem Dorfe beredete sich Schönemann mit Theobalden und Dumond, wie er in Ansehung Eleonorens seinen Plan anlegen und ausführen wolle. Die beiden Letztern sollten sich in's Pfarrhaus begeben, seiner aber mit keinem Wort erwähnen. Er wollte so lange in's Wirthshaus gehen, bis ihm, gegen zwei Uhr, Theobald Nachricht gebracht hätte: was es mit der guten Leidenden für eine Bewandtniß habe? — Dumond billigte diesen Vorschlag von ganzem Herzen; er wies dem Superintendenten das Wirthshaus, und führte dann den Geheimen Staatsrath zum Pastor Walther.

So wie Theobald in's Pfarrhaus trat, kam ihm Eleonore aus der Küche entgegen. Ihr erster Anblick nahm ganz für sie ein. Sie war schön und wohlgewachsen, schien ungefähr sechsundzwanzig Jahre alt, und, ob sie gleich blaß und etwas eingefallen aussah, so verkündigten doch ihre lebhaften Augen und ihre ganze Miene, daß sie mit Feuer und Geist getauft war. Theobald hätte sogleich umkehren, und seinen Freund holen können; allein er wollte nicht blos seinem Herzen, sondern auch seiner Vernunft Gehör geben. Außerdem litten es auch die Umstände noch nicht. Ihren Vater grüßte sie mit einem Kuß und Händedruck, und dieser machte ihr bekannt, was für einen Gast sie bekommen hätte.

Es gibt gewisse stille Winke — oder besser — die Natursprache hat gewisse Akzente oder Unterscheidungszeichen: wer diese kennt, der trifft ihren Sinn beim ersten Anblick. Dies war der Fall mit Theobalden. Daß Eleonore jetzt nicht ängstlich wegen ihrer Küchenbestellung that, sondern in ihrer Ruhe blieb, und nicht einmal sagte: Der Herr Geheime Staatsrath werden vorlieb nehmen! — das

war ihm Beweis ihrer höheren Denkungsart, so wie davon, daß sie sich zu helfen wußte. Er drückte ihr traulich die Hand und sprach: Sie sind mir theuer, liebe Freundin! — Nehmen Sie diesen Ausdruck im ganzen Umfange seiner Bedeutung, und in seiner ganzen Stärke.

Eleonore erröthete und versetzte: Können Sie denn schon eines Menschen Freund seyn, ehe Sie ihn näher kennen? Ehe er Ihnen die Gefühle seines Herzens eröffnet hat? Ja! — erwiederte er: wenn die Seele so laut aus dem Angesicht spricht, wie bei Ihnen! — Sie schwieg und führte ihn in den Garten; da ist der Herr Pfarrer, lieber Vater, seyn Sie so gütig, und führen Sie den Herrn Geheimen Staatsrath zu ihm hinein! —

Dumond ging voraus, und Theobald folgte ihm durch den mit Küchenkräutern reichlich versehenen und auch mit einigen schönen Blumen prangenden Pfarrgarten, wo ihnen aus einer dichten hainbuchenen Laube der Herr Pastor langsam aber fest entgegen schritt. Theobald grüßte ihn schon von ferne; er wurde durch seinen Anblick tief gerührt. Walther war ein langer, hagerer, sehr freundlich ernster Mann, jede Miene verkündigte es, daß er ein vieljähriger, auf alle Weise geübter Lehrer der fröhlichen Botschaft vom Erlöser sey; und der feine Faltenkreis um seine Augen überzeugte den Menschenkenner bald, daß unter dem dünnen Silberhaar Schätze der Weisheit verborgen lägen.

Auch der Pfarrer bewillkommte den neuen Gast mit Anstand und Würde. Schon längst kannte er ihn, durch's Gerücht, von einer höchst vortheilhaften Seite. Zu Klarenborn hatte er ihn zwar ein paarmal gesehen, aber nie gesprochen. —

Dies Kennen war dem guten Theobald sehr lieb: denn es ging ihm wie allen bessern Menschen, sie freuen sich, wenn sie beim ersten Zusammentreffen einem nicht fremd sind.

Wessen das Herz voll ist, davon geht der Mund über — dies war auch der Fall des guten Pfarrers. Sogleich fing er an vom neuen Kirchengesangbuche zu reden. Theobald befand sich in der nehmlichen Lage. Sein Freund,

Eleonore und Dumond füllten ihm das Herz, ebenfalls bis oben an, drängten sich zur Zunge und Lippen. Ueberdies glaubte er, daß diese Sache, im gegenwärtigen Augenblick, wichtiger sey, als jene. Er unterbrach also den Kreis, und sagte: Sie werden mir erlauben, daß ich Ihnen, ohne weitere Umstände, mein Anliegen eröffne. Es ist dringend. Hernach wird es mir dann auch sehr lieb seyn, zu hören, was Sie, als ein alter bewährter Lehrer der Religion, über die Einführung des neuen Gesangbuchs urtheilen.

Der Pfarr. Verzeihen Sie, daß ich so vorlaut war, und haben nur die Güte, mir Ihr Anliegen zu vertrauen.

Theod. Um einmal von Amtsgeschäften auszuruhen, und uns auf eine nützliche Art zu zerstreuen, gingen wir, der Generalsuperintendent Schönemann und ich, diesen Morgen früh von unsern Tuskulanen bei Tschertsheim hieher in's Gebirge. Wir wollten uns zugleich etwas im Mineralreiche umsehen.

Der Pfarr. Wo ist Herr Schönemann? — doch wohl nicht in meinem Hause?

Dumond. Beruhigen Sie sich, mein Freund! der Plan ist weislich angelegt.

Der Pfarr. Gott sey Dank!

Theod. Nach einigen Stunden trafen wir diesen ehrwürdigen Schwammkrämer; er wurde uns, im ersten Augenblick, merkwürdig. Wir drangen in ihn, uns seine Lebens- und Leidensgeschichte zu erzählen; er that's, und nun hörten wir am Ende auch von Ihnen, und beschloßen deßhalb, Sie zu besuchen. Da aber Herr Dumond auf eine besonders ängstliche Art dagegen protestirte, und dies uns natürlicher Weise, höchst auffallend seyn mußte, — so preßten wir ihm sein Geheimniß, in Betreff seiner Tochter, ab und fanden nun, daß es unsere heilige Pflicht sey, die theure Leidende zu beruhigen.

Der Pfarr. Können Sie das? — oder vielmehr kann es der Herr Superintendent?

Dumond. Das hab' ich auch gefragt.

Theod. Ich durfte mit meinem Freunde nicht ausführlicher davon sprechen. Es ist aber auch nicht nöthig. Ich kenn' ihn beinahe so gut als mich selbst. In seiner früheren Jugend haben sich, ganz in seiner Nähe, Dinge ereignet, die ihm eine Warnungstafel im Umgang mit Frauenzimmern geworden sind. Darum hat er sich auch noch nicht zum Heirathen entschließen können, so oft ich ihm auch dazu gerathen habe, indem er schon sechs und dreißig Jahre alt ist. Immer gab er mir zur Antwort: Ja, ich will heirathen, der Ehestand ist Bedürfniß für mich. Aber nicht eher will ich es thun, bis mich's mein Gott heißt, und keine andere Person, als die, welche Er mir zuführt. Ich fragte dann jedesmal, was er unter Gottes Befehl, und unter seiner Anweisung verstehe? Darauf war immer seine Antwort: Das könne er mir nicht sagen; so viel würde ich ihm aber doch zutrauen, daß er weder Aberglauben noch Schwärmerei mit einmische; und wenn sich einmal der Fall ereignete — so würde ich dann aus seinem Betragen erkennen, was er unter Gottes besonderem Geheiß und Anweisung verstehe. Jetzt ist sein Herz gerührt, und aus den wenigen Worten, die er zu Herrn Dumond sagte, schließe ich, daß er Eleonoren heirathen will, wenn anders in seinem Innern kein höherer Befehl es verbietet.

Der Pfarr. So viel ich mich auf göttliche Führungen verstehe, wird kein höherer Befehl da seyn; es wäre denn, daß der Herr Superintendent in Verhältnissen stehe, die ihn überhaupt an einer Verbindung der Art, oder besonders daran verhinderten, gerade Eleonoren zu wählen.

Theod. Daß keine solche Verhältnisse stattfinden, weiß ich bestimmt.

Der Pfarr. Gott! wie würd' ich dir danken! Freund Dumond; nun wird hoffentlich auch Ihr letzter Feind aufgehoben; es wird Ihnen am Abend noch licht werden. Hören Sie, Herr Geheimer Staatsrath! ich bin nahe am Grabe; von jeher war ich ein strenger Freund der Wahrheit, und werde Ihnen also jetzt nicht noch, und besonders in einer so wichtigen Sache, als die Ehe überhaupt, und

noch dazu die Ehe eines Geistlichen ist, etwas vorheucheln. Eleonore ist des höchsten Glücks dieses Erdenlebens, des vortrefflichsten Mannes werth — insofern nämlich Menschen irgend einer göttlichen Wohlthat werth seyn können. Sie wissen schon, wie ich das verstehe. Ich übertreibe nichts — ich sehe durch keine Freundschaftsbrille. Nein! meine Worte sind auf der Goldwage gewogen, und daher weder ein Aeßchen zu schwer noch zu leicht. Herr Schönemann ist, nach allem, was ich von ihm gehört habe, ein großer, edler Mann, der Bischofsverstand und ein Kinderherz hat; der das seligmachende Wort von Jesu eben so herzlich und einfach, als vernünftig und eingreifend zu lehren weiß. Und das ist keine Kleinigkeit. Herr Schönemann ist einer der Wenigen, von welchen ich behaupten möchte, daß er unserer Eleonore werth ist. Sie hat auf der hohen Schule der Leiden ausstudirt, und promovirt. Sie kann also ein bischöfliches Weib werden. Oft kam's mir ein, ich müsse dieser Sache wegen an Schönemann schreiben. Aber immer unterließ ich's, weil ich seine Verhältnisse nicht kannte.

Theob. So viel weiß ich bestimmt, daß es in dieser Sache auf weiter nichts ankommt, als nur darauf, ob Eleonore ein Weib für Schönemann seyn werde? — Und da nun auch diese Schwierigkeit mir gehoben zu seyn scheint — so steht hoffentlich nichts mehr im Wege. Nur muß die edle Dulderin allmälig auf diesen für Beide so wichtigen Besuch vorbereitet werden.

Der Pfarr. Das kann füglich während dem Essen geschehen.

Dumond. Gott gebe, daß alles gut gehe!

Niemand dünkte die Zeit lang, außer Schönemann in seinem einsamen Wirthshause. Gedanken drängten sich in seiner Seele, und sein ganzer Geist war Erhebung und kindliches Gebet um väterliche Führung. Möglichst waffnete er sich mit Geduld, und erwartete die bestimmte Stunde.

Im Pfarrhause kam es inzwischen zum Essen. Die drei Männer waren hoch gespannt, und der Pfarrer sollte, der

Abrede gemäß, den Faden anknüpfen. Als daher Alles in Ordnung war, und Eleonore nicht mehr hin und her zu gehen, und dies und jenes zu holen hatte, so fing der ehrwürdige Mann an:

Ich bin diesen Morgen davon überzeugt worden, liebe Tochter! daß es dem guten himmlischen Vater ein leichtes ist, die Ursachen unserer Leiden auch dann zu heben, wenn es uns Menschen unmöglich scheint.

Eleon. Davon sind Sie wohl schon längst überzeugt. — Haben Sie aber vielleicht gegründete Hoffnung erhalten, daß unserer lieben Frau Pfarrerin noch geholfen werden könnte?

Der Pfarr. Wenn's seyn soll, so ist das Gott ein Kleines. Jetzt ist aber davon die Rede nicht. Dieser Herr da kann einen sehr wichtigen Knoten lösen — er kann dich glücklich machen, meine Eleonore!

Eleonore wurde roth — erblaßte — wurde wieder roth; es begann ihr wehe zu werden.

Der Pfarr. Stärke dich, meine Tochter! stärke dich mit hoher Freude; die Wahrscheinlichkeit tritt, wie ein Engel Gottes, in unsere Mitte und haucht dir tief in die Seele: dein Wunsch kann erfüllt werden.

Eleonore staunte, und starrte vor sich hin.

Der Pfarr. Noch einmal: ermuntere dich, meine Tochter! die Vorsehung hat einen anbetungswürdigen Weg eingeschlagen, und es so geordnet, daß dieser unser werther Gast — ein Freund Gottes und der Menschen — deine Leiden erfahren mußte. Er wird dein wohlthätiger Arzt seyn, und nächst Gott dich heilen.

Eleonore war so innig bewegt, ihr ganzes zartes Wesen war so ergriffen, daß sie ohnmächtig dahin sank. Nur mit Mühe brachte man sie wieder zu sich. Jetzt aber wurde von etwas Anderem gesprochen, um ihr Zeit zum Erholen zu lassen. Die Hoffnung that auch hier, wie immer, die gewünschte Wirkung. Ihre Brust hob sich höher; ihre Augen gingen über. Sie weinte so, daß eine Thräne die andere schlug.

Der Pfarr. Gott Lob! das hast du lange nicht gekonnt! — Ich sehe, deine Natur ist noch nicht zerrüttet.

Eleonore schwieg, und man sah, daß sie im innern Heiligthume ihres Herzens Dank opferte. Die drei Männer fuhren mittlerweile in ihrem Gespräche fort, und erwarteten den Wink, wann es Zeit seyn würde, weiter von der Sache zu reden.

Und dieser blieb nicht lange aus. Eleonore fürchtete Täuschung. Der Gedanke war zu groß für sie, als daß sie seine Erfüllung so ganz und auf einmal hätte glauben können. Jungfräuliche Schaam kämpfte in ihrem Busen und auf ihrem Gesichte, bis sie endlich diesen Zweifel äußerte, und sagte: Vater Walther! ich schwebe zwischen Himmel und Abgrund. — Setzen Sie mich auf festen Boden; so kann ich es nicht aushalten; in dieser Lage wird mein ganzes Daseyn aufgelöst.

Der Pfarr. Gerne meine Tochter! von Herzen gern! Unser Gast ist Schönemanns genauster Freund. Du hast ja wohl den Herrn Geheimen Staatsrath Theobald nennen gehört?

Eleon. O ja! Sehr viel Gutes hab' ich von ihm gehört. Ach mein Vater, ich vergehe vor Schaam, daß ich meine Augen, mein Herz nicht besser bewachte! Daß ich einem, freilich unwillkührlichen Gefühl so viel Macht über mich einräumte! daß ich mich ihm so gern, so ganz überließ! aber ach! wie schwer hab' ich dafür büßen müssen.

Der Pfarr. Ueber den Punkt haben wir ja schon längst abgesprochen. Du hast dafür gelitten, und der gütige Vater dort oben, der deine Seele so innig fühlend schuf, wird es dir nicht als Schuld anrechnen. Jetzt ist von nichts weiter die Rede, als von — Erfüllung deiner Wünsche.

Eleon. Heben Sie meinen Zweifel, und erklären Sie mir, wie das möglich ist?

Der Pfarr. An Ihnen ist nun die Reihe, Freund Theobald! — Erlauben Sie mir, daß ich Sie so nennen darf!

Theobald umarmte den apostolischen Mann und sagte: die Benennung gilt mir mehr als ein Adelsbrief. — Dann wandte er sich zu Eleonoren, umarmte auch sie und sprach: Schwesterliche Freundin! Ich glaube, Ihnen in die Seele meines Freundes versichern zu können, daß Sie für Ihre bisherigen Leiden überschwänglichen Ersatz finden werden. Nun erzählte er ihr den ganzen Zusammenhang der Sache und die Geschichte dieses Morgens mit Wärme und Zartheit. Das herrliche Mädchen faltete die Hände, und mit dem Blicke eines Engels schaute sie auf zu Gott, und sprach nur dem Himmel hörbare Töne aus.

Während alle dem dieses saß Dumond und beobachtete seine Tochter mit einem forschenden Blick, der Besorgniß verkündete. Mit freundlicher, aber ernster Miene sagte er höchst nachdrücklich: Eleonore! — Meine Tochter! — sieh' vor deine Füße, damit du nicht strauchelst!! —

Durch diese Worte gleichsam geschreckt, stand sie mit demüthigem Blick auf, trat zu ihrem Vater, küßte seine Hand und erwiederte: Vater! ich werde mit Gottes Hülfe auch in diesem kritischen Zeitpunkte Ihrer Erziehung, der Menschenwürde und der Religion Ehre machen. Sorgen Sie nicht!

Theobald erstaunte; er glaubte Wesen aus einer bessern Welt zu sehen. Herzlich aber freute er sich zugleich, in künftigen Tagen an ihrem Licht und in ihrer Wärme wachsen zu können. Selbst bessere Menschen fühlen neben dem Schwammkrämer und seiner Tochter, wie klein sie noch sind.

Dem Pfarrer Walther aber war das alles so ganz recht und gemüthlich. Er hatte der Erfahrungen viele gemacht und gesammelt; er war der Dinge, die des wahren Reichs Gottes sind, schon gewohnt. Ich möchte sehen, ob ein Frauenzimmer von modischer Erziehung, zwar nicht reich, aber nett und höchst reinlich gekleidet, einem alten zerlappten Schwammkrämer aus ihrer Verwandtschaft die Hand küssen würde, und wenn er ein zweiter Dumond wäre. Das gehört, wahrlich! und leider! in die Etikette eines Reichs, das nicht von der heutigen Welt ist, in der selbst

die heiligsten, die schönsten Bande locker geworden sind. Aber ein solcher Kuß erwärmt das Herz, welches sich, schier krampfhaft, im schneidenden Froste der Eitelkeit, der Selbstsucht, und wie die übrigen Gebrechen unser Zeitalters heißen — zusammenzieht.

Jetzt war es auch gerade Zeit, auch mit der zweiten Hauptperson zu sprechen. Schönemann zählte, in seiner bangen Einsamkeit, die Minuten; ihn drängte die Ungewißheit seines Schicksals, aus der er aber schnell herausgerissen werden sollte.

Theobald trat nämlich mit einer Miene in's Zimmer, die seinem Freunde den Himmel auf Erden verkündigte; und Schönemann nahm diesen Himmel in seine ganze Seele auf. Hier war nicht lange, nicht kaltblütig zu überlegen. Theobald sagte nur: Komm und siehe!

Für Eleonoren war die Viertelstunde, die sie in der Einsamkeit zubrachte, höchst wohlthätig. Noch fester lehnte sie sich an dem, der unsere Schicksale lenkt. Und — ehe sie sich's versah, trat das Original ihres geliebten Bildes, das sie so lange in ihrem innersten Gemüth bewahrt und mit sich herumgetragen hatte, in's Zimmer.

Der sonst mit überströmender Beredtsamkeit begabte Mann verstummte im Hineintreten. Eine schweigende Verbeugung an die beiden Greise und ein seelenvolles Hinblicken auf den großen Gegenstand seiner Zukunft, war Alles. Langsam schritt ihm Eleonore entgegen und sprach: Vergebung! — Herr Generalsuperintendent! nicht Erbarmen! — Ich hab' in jener entscheidenden Stunde meines Lebens — Auge und Herz nicht bewacht. — Ich habe nicht den Worten des Geistes, der durch Sie redete, sondern den Worten des schönen, edlen Mannes gehorcht, und mit dem Horchen schlich sich die Sinnlichkeit in mein Herz. Ach! dies Gefühl — ich konnte seiner nicht mehr Meister werden, als ich es gern wollte — hat mich unsäglich viel gekostet. Nun hüten Sie sich ja, daß Sie nicht aus Mitleid — aus Erbarmen handeln! — Erst vergeben Sie mir, daß ich Sie, durch meine Unvorsichtigkeit, in diese peinliche Lage versetzt

habe; hernach beobachten und prüfen Sie mich, so lange und so unparteiisch, als es die Klugheit, und besonders die so nöthige Behutsamkeit eines Lehrers der besten und erhabensten aller Religionen fordert. Finden Sie mich dann würdig, den Lebensgang mit Ihnen hinab zu wallen: so bin ich — die Ihrige. Hat aber Ihr Herz und Ihre Vernunft das Mindeste dagegen einzuwenden, so beschwöre ich Sie, ja nicht der Stimme des Mitleids zu folgen, sondern mich dann der ewigen Erbarmung des himmlischen Vaters zu überlassen. Ich werde mich in dem Gedanken beruhigen, daß ich Ihnen kein größeres Opfer bringen konnte, als die stille und freiwillige Verzichtleistung auf das höchste Glück meines Lebens.

Hold und heiter stand die Engelsseele da, wie der Kämpfer, der sich am Ziele seiner Laufbahn fühlt, und das Kleinod gewinnt.

Jetzt aber hielt sich Dumond nicht länger; mit dem höchsten Ausdruck der Freude in seinen Zügen und mit Wonnethränen im Auge, wankte er zu seiner Tochter, umarmte sie mit Inbrunst und sagte: Segen über dich, mein Kind! Diese Vaterfreude ist Ersatz für alle meine Leiden!

Und auch Pfarrer Walther trat mit Himmelsglanz im Blicke zu der erhabenen Jungfrau, und sprach mit heißer Umarmung: Der Herr segne Dich, meine Tochter! Er vollende sein Werk an Dir!

Und was thaten dann Theobald und Schönemann? — Sie standen, staunten, und hatten nasse Augen. Endlich brach Schönemann das Stillschweigen; mit Sehnsucht blickte er seinen Freund an, und sagte: Was soll ich Schüler nun thun? — Lächelnd versetzte Theobald: Ei, was anders, als die Lektion aufsagen! — Mit einem tiefen Seufzer erwiederte jener: Ja, wer das so könnte! Plötzlich fiel ihm aber ein, daß ihn Eleonore leicht mißverstehen könnte; er faßte also Muth, näherte sich ihr, faßte ihre Hand und sagte:

Ich hab' die Gefährtin meines Lebens von der Vater-

hand Gottes erwartet, und daher auf seinen Wink gemerkt. Diesen seh' ich jetzt mit vollkommner Ueberzeugung.

Eleon. Nehmen Sie's nicht ungütig, daß ich in einer Sache, die mich so viel gekostet hat, gern jede Uebereilung vermieden sähe. Sie sind ein guter, edler Mann, aber auch ein solcher kann überrascht werden. Gesetzt auch, meine Person mißfiel Ihnen nicht, Sie würden vielleicht durch mein jetziges Betragen von meinen guten Gesinnungen überzeugt, so könnt' ich doch noch mancherlei Unarten an mir haben, deren jede Sie höchst unglücklich machen würde. — Ich könnte unordentlich und unreinlich, nicht wirthschaftlich, mit Unverstand wohlthätig, launigt oder schwatzhaft seyn. Was aber würde aus Ihnen, aus mir werden, wenn Sie einen solchen Fehler dann erst an mir entdeckten, wenn es schon zu spät wäre?

Walther konnte fast nicht so lange warten, bis Eleonore ausgeredet hatte. Er drängte sich an Schönemann hin, legte die Hand auf seine Schulter und sagte: Herr Superintendent! sind Sie noch in einem von diesen Punkten ungewiß, so nehmen Sie das Zeugniß Ihres, am Rande des Grabes wankenden Amtsbruders als gewisse Wahrheit an: Eleonore hat keinen dieser Fehler an sich. Ich wiederhole Ihnen vielmehr das, was ich vorhin dem Herrn Geheimen Staatsrath gesagt habe. Sie ist des höchsten Glücks in diesem Erdenleben, des vortrefflichsten Mannes werth, insofern nämlich Menschen einer göttlichen Wohlthat würdig seyn können. Aber auch der Mann, der an Eleonorens Hand seine Wallfahrt zurücklegt, wird diesseits des Grabes schon den Himmel finden.

Die holde Jungfrau war gleich, als Walther anhob, herausgeschlichen, und blieb so lange, daß man sich eben nach ihr umsehen wollte, als sie mit rothgeweinten Augen wieder in's Zimmer trat. Während ihrer Abwesenheit hatte denn auch Dumond seinen väterlichen, aber höchst bescheidenen Beifall zu Walthers Lobrede gegeben.

Schönemanns Gemüth wurde allmälig ruhiger. Das Ungestüme der Empfindungen legte sich; stille, tiefempfun-

dene Freude füllte sein ganzes Wesen, strahlte aus allen seinen Zügen, er zog Eleonoren neben sich auf einen Stuhl nieder. Liebe, theure Freundin! fing er nach einigen Augenblicken an: ich bedarf, in Ansehung Ihrer, keine Probezeit; ob Sie aber in Ansehung meiner keine bedürfen? das ist eine andere Frage.

Eleon. Guter, mir längst so lieber Mann! Der Unvorsichtigkeit, deren ich mich, in Betreff Ihrer, schuldig machte — hab' ich mich vorhin schon selbst angeklagt. Sehr, sehr theuer ist sie mir zu stehen gekommen. Im Uebrigen weiß ich mich von allen Unarten frei, die den unglücklich machen könnten, der sein Schicksal an das meine knüpft. Die Erklärung, welche ich that, geschah nicht um meinetwillen, sondern Ihrentwegen. Von einem solchen Manne möcht' ich nicht aus Uebereilung, oder aus Mitleid, sondern aus freier, ruhiger, auf Vernunft und Neigung gegründeter Liebe gewählt seyn.

Schönem. Reine, schöne Seele!

Dumond. Legen Sie, ich bitte, meiner Tochter diese Aeußerungen nicht für Stolz aus! — Ein Mädchen, wie sie, die im äußersten Grad arm ist, muß mit einem gewissen Maaß von Eifersucht und mit hoher Vorsicht ihre Würde, ihre Tugend behaupten: und sich gleichsam auf alle Fälle protestando verwahren. Gesetzt auch, dies wär' in Beziehung auf Ihre Person unnöthig: so ist doch Eleonore um ihrer selbst willen dazu verpflichtet. Dem allem ungeachtet ist ihre Erklärung, wie ich gewiß bin, nicht Ziererei, sondern Sprache des Herzens.

Eleonorens Augen füllten sich wieder mit Thränen. Zärtlich wehmüthig versetzte sie: So recht Sie haben, lieber Vater! so könnten doch Ihre Worte bei meinem Freunde leicht die Idee erwecken, ich wollte mit hoher Tugend und Weisheit prangen, und unter diesem Glanz meine Blöße verstecken. Es bleibt nichts anders übrig, als noch ein oder zwei Jahre Probezeit, um mich mittlerweile nach der Wahrheit kennen zu lernen.

Walther. Ihr Leute treibt denn doch die Sache ein bischen zu weit. Herr Superintendent! liegt in Ihrer Seele noch ein entfernter Keim zu Bedenklichkeiten?

Schönem. Bei Gott! Nein! — Ich kann nur nicht zum Wort kommen. Eleonore ist das Weib, das Gott selbst für mein Herz auserkohr. Schon jetzt bin ich unvermögend mein Glück zu übersehen.

Walther (indem er Beide umarmt und ihre Hände in einander legt). Nun, so segne Euch denn der Herr in Zeit und Ewigkeit. Amen! — Dumond umschloß sie ebenfalls, und gab ihnen aus der Fülle seiner Seele den väterlichen Segen.

Damit war die Hauptsache entschieden. Zugleich wurde beschlossen, das schöne Band so bald als möglich zu knüpfen. Dem guten Pfarrer Walther war eine Haushälterin vonnöthen. Theobald kannte eine brave Wittwe, die sich vollkommen zu dieser Stelle schickte. Er übernahm es, die Sache in Ordnung zu bringen.

Schönemann und Eleonore fanden hohe Freude in der Vorstellung, daß sie nun den alten Dulder, ihren Vater Dumond, zu sich nehmen, und ihm seine letzten Lebenstage versüßen könnten. Sie äußerten auch diesen Plan und ihr Vergnügen darüber; allein das Alles fand bei dem Patriarchen keinen Eingang. Er schüttelte den Kopf, lächelte und sprach: Ihr guten Kinder macht die Rechnung ohne den Wirth. — Das seh' ich wohl ein, daß mein jetziges ärmliches Gewerbe nicht mehr schicklich ist. Aber zu Euch zu ziehen, nichts zu thun, als blos zu essen, zu trinken und zu schlafen. — Nein! das geht nicht! — Der Herr, dem ich so freudig diene, soll mich nicht blos wachend, sondern auch thätig finden, wenn er kommt. Es wird sich ja wohl noch ein Posten finden, der sich für einen drei und achtzigjährigen Invaliden schickt.

So wenig Schönemann und Theobald jetzt auch aufgelegt waren, vom alten und neuen Gesangbuch zu sprechen: doch mußten sie dem alten Pfarrer nachgeben; da sich's dann fand, daß auch er, in Ansehung der allmähligen

Liederverbesserung, ihrer Meinung war. Herzlich freute er sich darüber, und fühlte sich dadurch noch näher zu seinen neuen Freunden hingezogen. Sie brachten den Nachmittag und den Abend innig vergnügt mit einander zu, und dann begaben sich die beiden Steinsucher in's Wirthshaus, wo sie über Nacht blieben, am Morgen nochmals die Lieben auf dem Pfarrhof besuchten, und dann den Rückweg antraten.

Amalie wunderte sich höchlich, als sie die Reisenden so bald wieder umwandern sah. — Gott Lob und Dank! sagte sie; es scheint, das Steinsuchen behagt Euch nicht so sehr, als den Malinuti und Güsenheim. Theobald antwortete ihr mit einem Kuß: du weißt aber auch nicht, liebes Weib, was für einen Edelstein unser Freund Schönemann gefunden hat — für eine Auswanderung überflüssig genug. Nun erzählte er ihr die ganze Geschichte, wie sie sich mit Eleonoren Dumond zugetragen hatte. Amalie freute sich herzlich über diese Vermehrung ihres freundschaftlichen Zirkels, und wünschte dem edlen Schönemann von ganzer Seele Glück zu einer so unerwarteten, aber so trefflichen Verbindung.

Schönemann blieb diese Nacht in Ruhebach, weil man beschlossen hatte, am andern Morgen dem Fürsten aufzuwarten, und ihm von allem Bericht zu erstatten.

Dies geschah. Sie fanden den erhabenen Biedermann in seinem Kabinet, und in Gesellschaft zweier Geheimschreiber beschäftigt. Er freute sich, sie so bald wieder zu sehen; und das auch deswegen, weil sie ihm in seinen Regierungsangelegenheiten beinahe unentbehrlich geworden waren. Der Fürst beurlaubte die Sekretäre, und Schönemann trug seine Heirathsgeschichte vor. Die Sache gefiel dem Fürsten ungemein; und da nun auch die Versorgung des alten Dumonds zur Sprache kam, so beschloß der Fürst auf der Stelle, ihn zum Burggrafen oder Kastellan des Schlosses Tichertsheim zu machen, und ihm eine anständige Besoldung zu geben. Er äußerte sich darüber sehr aufgeräumt, indem er sagte: der alte Dumond wird sich

überaus gut zur alten Burg Tichertsheim passen, indem beide einerlei Kostüme haben. Lassen Sie ihn nur bald kommen, damit er wenigstens noch alle Zimmer kennen lerne, ehe er stirbt.

Jetzt hab' ich weiter nichts zu sagen, als daß innerhalb vier Wochen beide Plane ausgeführt wurden. Schönemann lebte glücklich mit Eleonoren, und der alte Dumond lernte noch alle Zimmer kennen. Sein Abend war sehr licht, und er wurde im Frieden zu seinen Vätern gesammelt.

12.

Maria.

Das Bild einer edlen Jungfrau.

Wenn Sturm und Ungewitter dem müden Wanderer das Heimweh wecken, und wenn auf blutbedeckten und verheerten Fluren der hohläugigte Hunger aus jedem Antlitz um Erbarmen fleht und keines findet, und man fühlt sich dann in einem ruhigen Winkel der Erde sicher und geschützt für Sturm, Ungewitter und Hunger; und wenn der dankbare Christ emporblickt zu dem, der ihn so gnädig beschirmt, und dann tief empfindet, wie so wenig er diese Gnade verdient, und wie er so gar keine Vorzüge für denen habe, die im tiefsten Jammer seufzen; so erhebt sich sein dankbares Herz auf den Schwingen der Andacht empor, und wenn er mit Jahren belastet, unter seinem silbergrauen Scheitel Erfahrungen gesammelt und benutzt hat, die für seine junge Zeitgenossen belehrend seyn können, so ist er dann am besten dazu gestimmt. Dies ist auch jetzt mein Fall: Ich will meinen jungen Freundinnen eine Geschichte erzählen, die ihnen hoffentlich nützen und sie auch erfreuen soll. Mein Freund Selmar theilte sie mir in einer ruhigen Feierstunde mit; er sprach:

Ich reiste einst durch die westphälischen Provinzen, um in Bremen gewisse Geschäfte auszurichten; unterwegs hörte ich von einer Edeldame so viel rühmliches aller Art, und man erzählte so vieles von ihrer Religiosität und vielseitigen Tugend, daß in mir der heiße Wunsch aufstieg, dieses

seltsame Kleinod der Menschheit kennen zu lernen; und da der Rittersitz nicht weit aus meinem Wege lag, so beschloß ich, diesen kleinen Abstecher zu machen; um so mehr, da jetzt ein schöner Frühlingstag jede Reise und jeden Spaziergang mit innerem Frieden und Wonnegenuß segnete. Ich machte diesen Weg zu Fuß, der mich über einen fruchtbaren Hügel in ein angenehmes Thal führte. Das häufige Nachtigallengeflöte, der Reichthum der üppigen Natur, der heitere Himmel, das kühlfächelnde Ostlüftchen, und vorzüglich die fröhlichen Gesichter reinlich und wohlgekleideter Bauern, Weiber und Kinder, weckten ein seliges Gefühl in mir; ich ahnete, daß in der ganzen Gegend kein feindseliger Geist wehte, sondern daß wohlthätige Engel daselbst walteten. Indem ich so fürbaß fortwanderte, so sehe ich vor mir hin einen ehrwürdigen, alten Mann, der sich zuweilen nach mir umsah, und deßhalb langsamer zu gehen schien. Er dünkte mir ein Geistlicher zu seyn, ich eilte zu ihm, und fand meine Vermuthung richtig. Er erkundigte sich mit höflicher Bescheidenheit nach mir und meinem jetzigen Zweck, ich beantwortete ihm alles nach der Wahrheit; sobald er aber hörte, daß ich den Umweg blos deßwegen machte, um die Frau von Goldenbeck kennen zu lernen, so erheiterte sich sein Gesicht, er drückte mir die Hand, sahe mich freundlich an und sagte: Kommen Sie mit mir, lieber Freund! Niemand in der Welt kann Sie besser mit diesem menschlichen Engel bekannt machen, als ich. Unter allerhand angenehmen Gesprächen, die sich immer um den wohlthätigen Wirkungskreis der Frau von Goldenbeck drehten, sahen wir bald zur Rechten, auf einem mäßigen Hügel, vor einem hohen, waldigen Berg, das alte Schloß Goldenbeck grauröthlich im Glanz der Mittagssonne schimmern; und am Fuß des Hügels blickten die Giebel und Dächer der Bauernhäuser zur Hälfte zwischen den Bäumen hervor. Es wurde mir heimathlich zu Muth, und ich ließ mich nicht lange nöthigen, bei dem Herrn Pfarrer die Herberge anzunehmen, so lange ich für gut fände in Goldenbeck zu verweilen. Zwei blühende Frauen-

zimmer kamen uns im Pfarrhof entgegen, um ihren Vater zu bewillkommen, auch mich empfingen sie offen und herzlich, nachdem sie erfahren hatten, wer ich wäre. Schon während dem Mittagsessen fand ich, daß ich mich im Wirkungskreise der Frau von Goldenbeck befand: denn sie war die allgemeine Erzieherin aller jungen Frauenzimmer und Bauernmädchen in ihrem Dorf. Sie hatte also auch die Töchter des Predigers gebildet. Das Tafelzeug war nicht prächtig, aber fein und reinlich; die Speisen waren frugal, aber so gut zubereitet, daß ein jeder, aus welchem Stande er auch sein mochte, ohne Anstand mit essen konnte. Ueber Tisch wurde allerlei gesprochen; die Töchter schwiegen nicht verlegen, sondern sprachen bescheiden und freundlich, wenn es für sie zu reden sich schickte, aber sie suchten noch weniger zu glänzen und ihre Kenntnisse auszukramen. Sie waren sehr einfach und reinlich, aber mit Geschmack gekleidet, so daß ich auch nach Tisch, unter vier Augen, dem Pfarrer meinen Beifall nicht verbergen konnte. Das alles ist die Frucht der Erziehungsmethode der gnädigen Frau, erwiederte er, und da Sie doch deßwegen hier sind, um sie kennen zu lernen, so bitte ich Sie einige Tage hier zu bleiben, um alles mit eigenen Augen anzusehen, was diese würdige Dame in ihren Anstalten wirkt und leistet. Mir war dies Anerbieten äußerst angenehm, und nach einigen höflichen Weigerungen nahm ich die Einladung an, und blieb ein Paar Tage. Der Pfarrer hatte zwar noch eine Gattin, aber sie lag seit eilf Jahren beständig im Bett an der Gicht; sie litt viel Schmerzen, und man mußte sie heben und tragen, wohin man sie haben wollte. Wir waren eben vom Tisch aufgestanden, als die Frau von Goldenbeck zur Thür hereintrat. Welch' eine Figur! Keine blendende Schönheit, aber sie trug das Siegel Gottes an der Stirn. Nichts Geziertes und Affektirtes, aber Majestät, Anstand und Würde vom Haupt bis zu den Fußsohlen. Sie war eine Fürstin von Natur. Sie war sehr ehrbar und doch so geschmackvoll gekleidet, daß sie Jedermann gefallen mußte; sie trug ein violettseidenes Gewand und eine

einfache Perlenschnur mit einem perlemutternen Kreuz, mit fünf Diamanten besetzt, um den Hals; sie sah sehr gesund und blühend, sehr freundlich und gefällig aus. Der Herr Pastor stellte mich ihr vor, und sagte ihr auch, warum ich da wäre, worauf sie sehr bescheiden antwortete, und nun in die Schlafkammer zur Frau Pfarrerin ging, die sie fast täglich besuchte, erquickte, und wie eine Krankenwärterin bediente; nach einer halben Stunde kam sie wieder heraus, redete etwas mit uns, dann entfernte sie sich.

Der Herr Pfarrer führte mich nun in den herrschaftlichen Garten, wo man das Nützliche mit dem Angenehmen überall vereinigt fand; allenthalben zeigte sich der Edeldame Verstand und Geschmack. Am Abend gingen wir in's Schloß und wohnten einer Lehrstunde bei, die die Frau von Golbenbeck den jungen Mädchen gab, worin sie sie in allem, was dem weiblichen Geschlecht nützlich und nöthig ist, unterrichtete. Am Abend mußten wir mit ihr speisen, wo ich denn Gelegenheit fand, ihre ausgebreiteten Kenntnisse, ihren Verstand und weit geförderte Religiosität zu bewundern. Jesus Christus war ihr Alles. Sie sagte, sie bete nur zu Ihm, denn in Ihm lebe die Fülle der Gottheit leibhaftig.

Sie war überhaupt nicht von vielem Reden, aber was sie sprach, war gediegen, gedacht und verdaut. Sie war etwa 40 Jahr alt; eine Wittwe ohne Kinder; ihr Gemahl war schon im ersten Jahr ihres Ehestandes gestorben. Den andern Tages besah ich das Arbeitshaus und die Armenanstalt, welche so zweckmäßig und schonend eingerichtet waren, daß auch der schamhafte Arme ohne Anstand versorgt wurde. Doch ich eile zur Geschichte dieser merkwürdigen Frau; denn wenn ich Alles, was sie that und wirkte, beschreiben wollte, so würde ein ganzes Buch daraus werden. Der Pfarrer Rittberg erzählte sie mir folgendergestalt:

Im Jahr 1760, also während dem siebenjährigen Krieg, geht ein junger Mensch von G..., im Fürstenthum L.... über Land, um ein Geschäft auszurichten; unterwegs findet er eine wohlgekleidete, aber todte Frau neben dem Weg

auf dem Rasen liegen, und ein Mädchen von zwei Jahren liegt mit seinem Köpfchen auf der Brust der todten Frau. Der junge Mann kehrt schnell wieder um, und zeigt an, was er gesehen hatte. Nun wurden von Obrigkeitswegen die gewöhnlichen Anstalten getroffen: die Frau mit dem Kind wurden abgeholt; man fand nicht das Geringste bei ihr, weder an Geld, Kostbarkeiten oder Nachrichten, und eben so wenig eine Spur, woraus man hätte schließen können, sie sey ermordet worden. Man vermuthete, daß sie an einem Schlagfluß plötzlich müsse gestorben seyn. Aus ihrem Anzug aber, und der Kleidung des Kindes, schloß man mit Recht, daß sie von ansehnlichem bürgerlichen Herkommen seyn müsse; sie wurde also auf den Kirchhof zu G.... christlich beerdigt; nachher erfuhr man, daß sie mit einem Knecht, der ihr das Kind und ein Päckchen getragen habe, zu Fuß nach D.... gekommen sey, dort habe sie im Wirthshause übernachtet; des Morgens früh sey sie weiter gegangen, und der Knecht habe sie begleitet, aber man habe von beiden nicht erfahren können, wer sie seyen, woher sie kämen und wohin sie wollten. Soviel habe man gehört, daß das Kind ihre Tochter sey und Mariechen heiße. Dabei blieb's nun; diesen Fall in der Zeitung bekannt zu machen, daran dachte man nicht. Nun war aber noch die Hauptschwierigkeit zu beseitigen, was man mit dem Kinde anfangen sollte, welches kläglich weinte und zu seiner Mutter wollte? Der Pfarrer predigte zwar sehr fleißig von Menschenliebe, aber er war schon unwillig, daß er der Mutter hatte die Leichenrede umsonst halten müssen; daher war er auch über das Kind unwillig, und hielt sich in der Sache entfernt. Der Bürgermeister des Städtchens forderte zwar die Bürgerschaft auf, ob nicht Jemand das Kind aufnehmen wollte, es sollte für Kostgeld und Erziehung collectirt werden; allein Niemand meldete sich, denn man fürchtete, bei dem Collectiren möchte nicht viel heraus kommen, oder es möchte gar in's Stecken gerathen, und über das Alles fing auch die Frau Wirthin, die vor der Hand das Kind verpflegte, an zu fürchten, man möchte es

einfache Perlenschnur mit einem perlenmutternen Kreuz, mit fünf Diamanten besetzt, um den Hals; sie sah sehr gesund und blühend, sehr freundlich und gefällig aus. Der Herr Pastor stellte mich ihr vor, und sagte ihr auch, warum ich da wäre, worauf sie sehr bescheiden antwortete, und nun in die Schlafkammer zur Frau Pfarrerin ging, die sie fast täglich besuchte, erquickte, und wie eine Krankenwärterin bediente; nach einer halben Stunde kam sie wieder heraus, redete etwas mit uns, dann entfernte sie sich.

Der Herr Pfarrer führte mich nun in den herrschaftlichen Garten, wo man das Nützliche mit dem Angenehmen überall vereinigt fand; allenthalben zeigte sich der Edeldame Verstand und Geschmack. Am Abend gingen wir in's Schloß und wohnten einer Lehrstunde bei, die die Frau von Goldenbeck den jungen Mädchen gab, worin sie sie in allem, was dem weiblichen Geschlecht nützlich und nöthig ist, unterrichtete. Am Abend mußten wir mit ihr speisen, wo ich denn Gelegenheit fand, ihre ausgebreiteten Kenntnisse, ihren Verstand und weit geförderte Religiosität zu bewundern. Jesus Christus war ihr Alles. Sie sagte, sie bete nur zu Ihm, denn in Ihm lebe die Fülle der Gottheit leibhaftig.

Sie war überhaupt nicht von vielem Reden, aber was sie sprach, war gediegen, gedacht und verdaut. Sie war etwa 40 Jahr alt; eine Wittwe ohne Kinder; ihr Gemahl war schon im ersten Jahr ihres Ehestandes gestorben. Des andern Tages besah ich das Arbeitshaus und die Armenanstalt, welche so zweckmäßig und schonend eingerichtet waren, daß auch der schamhafte Arme ohne Anstand versorgt wurde. Doch ich eile zur Geschichte dieser merkwürdigen Frau; denn wenn ich Alles, was sie that und wirkte, beschreiben wollte, so würde ein ganzes Buch daraus werden. Der Pfarrer Rittberg erzählte sie mir folgendergestalt:

Im Jahr 1760, also während dem siebenjährigen Krieg, geht ein junger Mensch von G..., im Fürstenthum L... über Land, um ein Geschäft auszurichten; unterwegs findet er eine wohlgekleidete, aber todte Frau neben dem Weg

auf dem Rasen liegen, und ein Mädchen von zwei Jahren liegt mit seinem Köpfchen auf der Brust der todten Frau. Der junge Mann kehrt schnell wieder um, und zeigt an, was er gesehen hatte. Nun wurden von Obrigkeitswegen die gewöhnlichen Anstalten getroffen: die Frau mit dem Kind wurden abgeholt; man fand nicht das Geringste bei ihr, weder an Geld, Kostbarkeiten oder Nachrichten, und eben so wenig eine Spur, woraus man hätte schliessen können, sie sey ermordet worden. Man vermuthete, daß sie an einem Schlagfluß plötzlich müsse gestorben seyn. Aus ihrem Anzug aber, und der Kleidung des Kindes, schloß man mit Recht, daß sie von ansehnlichem bürgerlichen Herkommen seyn müsse; sie wurde also auf den Kirchhof zu S.... christlich beerdigt; nachher erfuhr man, daß sie mit einem Knecht, der ihr das Kind und ein Päckchen getragen habe, zu Fuß nach D.... gekommen sey, dort habe sie im Wirthshause übernachtet; des Morgens früh sey sie weiter gegangen, und der Knecht habe sie begleitet, aber man habe von beiden nicht erfahren können, wer sie seyen, woher sie kämen und wohin sie wollten. Soviel habe man gehört, daß das Kind ihre Tochter sey und Mariechen heiße. Dabei blieb's nun; diesen Fall in der Zeitung bekannt zu machen, daran dachte man nicht. Nun war aber noch die Hauptschwierigkeit zu beseitigen, was man mit dem Kinde anfangen sollte, welches kläglich weinte und zu seiner Mutter wollte? Der Pfarrer predigte zwar sehr fleißig von Menschenliebe, aber er war schon unwillig, daß er der Mutter hatte die Leichenrede umsonst halten müssen; daher war er auch über das Kind unwillig, und hielt sich in der Sache entfernt. Der Bürgermeister des Städtchens forderte zwar die Bürgerschaft auf, ob nicht Jemand das Kind aufnehmen wollte, es sollte für Kostgeld und Erziehung collectirt werden; allein Niemand meldete sich, denn man fürchtete, bei dem Collectiren möchte nicht viel heraus kommen, oder es möchte gar in's Stecken gerathen, und über das Alles fing auch die Frau Wirthin, die vor der Hand das Kind verpflegte, an zu fürchten, man möchte es

ihr endlich gar auf dem Halse lassen, daher schalt sie gewaltig über Mangel an Menschenliebe. Nun war aber die Wittwe des vorigen Predigers mit ihren zwo Töchtern noch in der Stadt; sie wohnten in einem kleinen Häuschen, und ernährten sich mit Nähen und Kleidermachen. Diese gute Frau Pfarrerin dachte ganz anders. Sie glaubte, der große Kinderfreund würde sie auch im Zeitlichen segnen, wenn sie Mariechen zu sich nähme und erzöge, und da ihre Töchter eben so dachten, so eilte sie zum Bürgermeister, und kündigte ihm an, daß sie das Kind als ihr eigenes annehmen und erziehen wolle; sie verlangte auch keine Unterstützung, denn sie wolle ihren Nachbarn dadurch nicht zur Last fallen. Der Bürgermeister wurde so verwirrt durch dieses Anerbieten, daß er nicht wußte, was er sagen sollte. Sein Gewissen überzeugte ihn, daß er dies Werk der Liebe, ohne sich im geringsten weh zu thun, besser unternehmen könnte, als die Frau Pfarrerin; aber sein Herz war zu kalt, und seine Weltliebe zu groß. Dieser Streit in seinem Innern machte ihn ärgerlich, er fuhr also die Frau Pfarrerin an und sagte: Ich dächte doch, Sie hätten genug mit sich selbst zu thun, um sich und Ihre Kinder durchzubringen, und wenn Sie ja etwas übrig haben, so sammeln sie sich ein Kapital, damit Sie im Alter etwas haben, und der Gemeinde nicht zur Last fallen. Dafür sorgen Sie nicht, versetzte die edle Frau, denn mein seliger Mann und ich, wir haben ein Kapital in der englischen Bank, das uns für Almosen sichert. — Meine Leser werden errathen, was für eine englische Bank sie meinte. — Der Bürgermeister stutzte, und wollte mehr wissen, allein die Frau Pfarrerin schwieg, und empfahl sich. Indessen dachte er immer der Sache nach, er fühlte die Pflicht, für das Interesse der Stadt zu sorgen; die Frau Pfarrerin bekam ein Dekret, ihr Vermögen anzugeben, damit man ihr die ihr zukommende Steuer bestimmen könnte, allein sie gab zur Antwort, die Stadt sey verpflichtet, das gefundene Kind zu verpflegen und zu erziehen. Diese Pflege und Erziehung sey also die Vermögenssteuer, die sie der Obrigkeit

entrichten wollte; sie hoffe, man werde sich damit begnügen. Dies geschah auch, es war forthin keine Rede mehr davon, nur konnte man nicht begreifen, warum sich die Frau so kümmerlich nähre, wenn sie ein Kapital in der englischen Bank hätte — die wahre englische Bank war den Bürgern in G.... nicht bekannt.

Die Frau Pfarrerin Roose nahm nun Mariechen zu sich und erzog sie vortrefflich. Es ist hier mein Zweck nicht, meine Grundsätze über Mädchenerziehung auszukramen, sondern ich bemerke nur im Allgemeinen, daß sie das Kind mit liebevollem Ernst behandelte, es mit Liebe zum strengsten Gehorsam anhielt, mit Liebe züchtigte, mit Liebe belohnte, und ihm den Erlöser als den liebenswürdigsten Gottmenschen anpries, zu dem es in allen großen und kleinen Angelegenheiten durch's Gebet seine Zuflucht nehmen müsse. Sie unterrichtete Marien selbst in der wahren Herzensreligion, und dann auch nebst ihren Töchtern in allen weiblichen Arbeiten. Da nun Maria vortreffliche Anlagen hatte, so zeichnete sie sich bald vor andern Frauenzimmern aus, wodurch denn der Neid rege wurde, und man sie nur den Fündling nannte; dies kümmerte sie aber gar nicht, sondern sie pflegte zu sagen: Wie froh bin ich, daß mich mein Erlöser und gute Menschen gefunden haben.

So wuchs diese edle Seele heran; die Frau Pfarrerin Roose wünschte nun auch, daß sie von einem gottseligen Prediger unterrichtet und confirmirt werden möchte. Da sie ihren Schwager als einen solchen kannte, so schickte sie Maria zu ihm nach F.... Der Pfarrer nahm sie zu sich in's Haus, sie half bei den häuslichen Geschäften und er unterrichtete sie im Christenthum. Dann wurde sie confirmirt und von da an eine wahre Christin im eigentlichsten Sinn. Jetzt kehrte sie wieder zu ihrer Pflegmutter der Pfarrerin Roose zurück.

Ein paar Stunden von G.... wohnte ein reicher Edelmann, der Baron von X.... Seine Gemahlin war eine sehr gebildete, für alles Gute und Schöne em-

pfindsame Frau; ihre Religion war aber blos ästhetisch. Diese ließ alle ihre Putzsachen bei der Frau Pfarrerin Roose verfertigen. Als nun Maria confirmirt war und wieder zu ihrer Pflegemutter zurückkam, so wurde sie nach Bennhofen geschickt, um der Frau von X.... eines und das andere zu bringen. Der Anstand des Mädchens, der schöne Wuchs und das Geistvolle in ihrem Angesicht, überhaupt ihr ganzes Wesen machte einen tiefen Eindruck auf die Dame, sie sagte: Setze sie sich zu mir, Jungfer Marie!

Maria. Ihro Gnaden erlauben, daß ich stehend mit Ihnen reden darf.

Die Dame. Das erlaube ich nicht, sie soll sich zu mir setzen. Maria gehorchte, nahm einen Stuhl und setzte sich gegenüber. Die gnädige Frau fuhr fort: Hat sie denn noch gar nichts von ihren Eltern und von ihrem Herkommen erfahren?

Maria. Ganz und gar nichts.

Die Dame. Das ist doch ein hartes Schicksal, sie dauert mich, gutes Kind!

Maria. Ich danke für Ew. Gnaden gütige Theilnahme; ich bin sehr zufrieden mit meinem Schicksal: denn es ist Gottes Führung und diese ist ja immer die beste.

Die Dame. Sie spricht schön mein Kind! Aber das Glück, gute und liebe Eltern zu haben, sie zu kennen, sie zu lieben und von ihnen geliebt zu werden, ist etwas Großes, das sie doch entbehrt.

Maria. Diese Entbehrung muß doch ein größeres Glück für mich seyn, den Gott will ja unser Bestes. Er wird mich meine Eltern jenseits wiederfinden lassen, und dann so ist es ja möglich, meinen Vater kennen zu lernen, wenn er noch lebt.

Die Dame. Ihre Denkungsart freut mich. Aber hätte sie nicht Lust als Kammermädchen und als Freundin zu mir zu kommen?

Maria. Ew. Gnaden sind sehr gütig; das hängt von meiner Pflegemutter ab. Ich kann Ihnen dienen,

darin kann auch nur das bestehen, was Sie Freundschaft zu nennen belieben.

Die Dame (betroffen). Hat sie viel gelesen, Maria?

Maria. Romane nie, aber erbauliche Bücher und auch solche, die den Geist eines Mädchens bilden, und ihm die Richtung geben, die es bedarf.

Die Frau von X.... stand auf und schloß das Gespräch mit den Worten: ich will und muß sie haben, ich werde es mit der Frau Pfarrerin ausmachen. Maria verbeugte sich, und nahm Abschied.

Die Frau Pfarrerin freute sich des Glücks ihrer Pflegetochter, diese aber blieb ganz gleichgültig; sie gehorchte und ging als Kammerjungfer zur Frau von X...., die sich bald ganz in sie verliebte und so unklug war, daß sie sie allen übrigen Bedienten vorzog, und sie immer bei sich und um sich haben wollte.

Maria, die sich besser kannte, fühlte tief, daß sie diesen Vorzug nicht verdiente, und dann sah sie auch ein, daß der Neid der übrigen Dienerschaft sie am Ende unglücklich machen könnte; sie drängte sich also niemals hervor, sie suchte immer den niedrigsten Platz und war auch gegen den Geringsten demüthig, freundlich und dienstfertig. Dies Betragen zog die Frau von X.... noch stärker zu ihr hin, und sie fing nun an, Marien ernstlich um ihre Freundschaft zu bitten. Diese aber blieb in ihren Schranken der Bescheidenheit, doch zeigte sie ihrer Gebieterin immer ihr ganzes Herz voller Liebe und Ergebenheit.

Niemand litt unter diesen Verhältnissen mehr, als die Frau Amtmännin; diese hatte viel gelesen, sie hatte Welt, tanzte schön, sang vortrefflich, spielte das Clavier meisterhaft, und ihre Deklamation bei dem Vorlesen hatte etwas Vorzügliches. Daher war sie fast täglich bei der gnädigen Frau gewesen; jetzt aber wurde sie vernachläßigt, denn Mariens Unterhaltungen waren weit solider. Ihr Umgang war edel und angenehm, ohne nach dem Hofton geformt zu seyn; sie tanzte nicht, denn ihre Pflegemutter und deren Schwager hatten nicht nöthig gefunden, sie das Tanzen

pfindsame Frau; ihre Religion war aber blos ästhetisch. Diese ließ alle ihre Putzsachen bei der Frau Pfarrerin Roose verfertigen. Als nun Maria confirmirt war und wieder zu ihrer Pflegemutter zurückkam, so wurde sie nach Bennhofen geschickt, um der Frau von X.... eines und das andere zu bringen. Der Anstand des Mädchens, der schöne Wuchs und das Geistvolle in ihrem Angesicht, überhaupt ihr ganzes Wesen machte einen tiefen Eindruck auf die Dame, sie sagte: Setze sie sich zu mir, Jungfer Marie!

Maria. Ihro Gnaden erlauben, daß ich stehend mit Ihnen reden darf.

Die Dame. Das erlaube ich nicht, sie soll sich zu mir setzen. Maria gehorchte, nahm einen Stuhl und setzte sich gegenüber. Die gnädige Frau fuhr fort: Hat sie denn noch gar nichts von ihren Eltern und von ihrem Herkommen erfahren?

Maria. Ganz und gar nichts.

Die Dame. Das ist doch ein hartes Schicksal, sie dauert mich, gutes Kind!

Maria. Ich danke für Ew. Gnaden gütige Theilnahme; ich bin sehr zufrieden mit meinem Schicksal: denn es ist Gottes Führung und diese ist ja immer die beste.

Die Dame. Sie spricht schön mein Kind! Aber das Glück, gute und liebe Eltern zu haben, sie zu kennen, sie zu lieben und von ihnen geliebt zu werden, ist etwas Großes, das sie doch entbehrt.

Maria. Diese Entbehrung muß doch ein größeres Glück für mich seyn, den Gott will ja unser Bestes. Er wird mich meine Eltern jenseits wiederfinden lassen, und dann so ist es ja möglich, meinen Vater kennen zu lernen, wenn er noch lebt.

Die Dame. Ihre Denkungsart freut mich. Aber hätte sie nicht Lust als Kammermädchen und als Freundin zu mir zu kommen?

Maria. Ew. Gnaden sind sehr gütig; das hängt von meiner Pflegemutter ab. Ich kann Ihnen dienen,

darin kann auch nur das bestehen, was Sie Freundschaft zu nennen belieben.

Die Dame (betroffen). Hat sie viel gelesen, Maria?

Maria. Romane nie, aber erbauliche Bücher und auch solche, die den Geist eines Mädchens bilden, und ihm die Richtung geben, die es bedarf.

Die Frau von X.... stand auf und schloß das Gespräch mit den Worten: ich will und muß sie haben, ich werde es mit der Frau Pfarrerin ausmachen. Maria verbeugte sich, und nahm Abschied.

Die Frau Pfarrerin freute sich des Glücks ihrer Pflegetochter, diese aber blieb ganz gleichgültig; sie gehorchte und ging als Kammerjungfer zur Frau von X...., die sich bald ganz in sie verliebte und so unklug war, daß sie sie allen übrigen Bedienten vorzog, und sie immer bei sich und um sich haben wollte.

Maria, die sich besser kannte, fühlte tief, daß sie diesen Vorzug nicht verdiente, und dann sah sie auch ein, daß der Neid der übrigen Dienerschaft sie am Ende unglücklich machen könnte; sie drängte sich also niemals hervor, sie suchte immer den niedrigsten Platz und war auch gegen den Geringsten demüthig, freundlich und dienstfertig. Dies Betragen zog die Frau von X.... noch stärker zu ihr hin, und sie fing nun an, Marien ernstlich um ihre Freundschaft zu bitten. Diese aber blieb in ihren Schranken der Bescheidenheit, doch zeigte sie ihrer Gebieterin immer ihr ganzes Herz voller Liebe und Ergebenheit.

Niemand litt unter diesen Verhältnissen mehr, als die Frau Amtmännin; diese hatte viel gelesen, sie hatte Welt, tanzte schön, sang vortrefflich, spielte das Clavier meisterhaft, und ihre Deklamation bei dem Vorlesen hatte etwas Vorzügliches. Daher war sie fast täglich bei der gnädigen Frau gewesen; jetzt aber wurde sie vernachläßigt, denn Mariens Unterhaltungen waren weit solider. Ihr Umgang war edel und angenehm, ohne nach dem Hofton geformt zu seyn; sie tanzte nicht, denn ihre Pflegemutter und deren Schwager hatten nicht nöthig gefunden, sie das Tanzen

lernen zu lassen, und sie fand es auch selbst nicht nöthig, aber es war kein Glied an ihrem Körper, das sich nicht mit edlem Anstand bewegte, dafür war gesorgt worden. Sie sang geistliche Lieder und Arien entzückend schön, und spielte den Choral meisterhaft: denn die Jungfern Roose hatten sie darin unterrichtet, und wer ein richtiges Gefühl hat, dem muß ein schöner Choral alle Musik, auch die künstlichste, übertreffen. Wenn sie der gnädigen Frau etwas vorlas, so hatte diese fast immer Thränen in den Augen: denn Maria empfand, was sie las. Daher las sie natürlich und nicht theatralisch. Dies Alles zog die Frau von X.... so an, daß sie anfing, sich nach Marien zu bilden; sie fand Geschmack am Wesentlichen der Religion und alles fade und gezierte Wesen wurde ihr zum Ekel. Daher kam es nun, daß die Frau Amtmännin, so wie alle Bedienten, Marien tödtlich zu hassen anfing. Man entwarf ins Geheim Pläne, sie zu stürzen, aber jeder Versuch mißlang, denn die Frau von X.... war in dergleichen Fällen sehr bewandert, und wußte jeden Keim von der Art auf der Stelle zu ersticken. Maria war etwas über ein Jahr im Dienste der Frau von X.... gewesen, als ihr Gemahl schrieb, daß er kommen würde; denn er war anderthalb Jahr in Geschäften an einem entfernten Hofe gewesen. Diese Nachricht beschäftigte nun alle Köpfe, Hände und Füße, um alles auf diesen Empfang vorzubereiten. Der frohe Tag kam, und der Baron von X.... wurde von seiner Gemahlin, von seinen Bedienten und von allen Unterthanen mit lautem Jubel empfangen.

Nach einigen Tagen, als die ersten Wallungen der Freude vorbei waren, wurde der Baron aufmerksam auf Marien; er sah, wie vertraut seine Gemahlin mit ihr umging; er beobachtete sie, und bemerkte bald, daß dies Frauenzimmer kein Mädchen von gemeinem Schlage wäre. Er nahte sich ihr und sprach freundlich und vertraut mit ihr. Je mehr aber dies geschah, desto tiefer verneigte sich Maria und desto ernster und zurückhaltender wurde sie; aber desto zudringlicher wurde auch der gnädige Herr. Die

Frau Amtmännin, die das gute Mädchen auf allen Tritten und Schritten beobachtete, glaubte ein bequemes wirksames Mittel gefunden zu haben, Marien zu stürzen und aus dem Wege zu schaffen; sie suchte also Gelegenheit, die gnädige Frau allein zu sprechen, und fand sie. „Es thut mir leid,“ fing sie an, „Ihro Gnaden etwas Unangenehmes sagen zu müssen, allein meine Sorge für Ihre Ruhe und Ihr eheliches Glück macht es mir zur Pflicht, Sie zu warnen, damit Sie keine Schlange in Ihrem Busen erziehen mögen.“ Die Frau von X. sah sie verwundert an, und fragte, was sie damit sagen wolle? Jene erwiederte mit sehr bedeutender Miene, Maria sucht dem gnädigen Herrn zu gefallen, und — kein Wort mehr! rief die Frau von X. und entfernte sich. Da stand nun die boshafte Verläumderin wie vom Donner gerührt, sie schlich fort und von nun an war sie aus dem Herzen ihrer Gebieterin ganz weggetilgt. Durch diesen Auftritt war das Herz der Dame erschüttert: es war ihr nicht entgangen, daß ihr Gemahl zutraulicher gegen Maria sey, als es sich für ihn schicke; sie hatte aber mit Freuden bemerkt, wie geziemend sich das Mädchen dabei benahm. Ihr erster Gang war also auf Mariens Zimmer, um sich mit ihr zu bereden, was in dieser delikaten Sache anzufangen sey; aber wie erstaunte sie, als sie das Zimmer leer, und auf der Toilette folgendes Billet fand:

„Mit blutendem Herzen verlasse ich ein Haus und eine Gebieterin, die meinem Herzen so nahe und meiner Bildung so nützlich war, aber unbedingte Pflicht befiehlt mir, mich zu entfernen. Spüren Sie der Ursache nicht nach, gnädige Frau! ich allein bin Schuld, daß ich diesen Schritt thun muß. Leben Sie wohl, ewig und unveränderlich Ihro Gnaden unterthänige und innigst ergebene Maria!“

Zugleich bemerkte auch die Baronin, daß das gute Mädchen alle Geschenke, die sie von ihr bekommen, beisammen auf die Komode gelegt und nicht mitgenommen hatte; sogar hing noch ein Kleid da, was sie ihr vor ein paar Tagen geschenkt hatte, aber noch nicht zurecht gemacht war.

Stillweinend nahm sie das Billet, ging damit zu ihrem Gemahl, und erzählte ihm, was geschehen war. Der Baron wurde roth, sehr bestürzt und sagte; Beruhige dich, meine Liebe! du sollst Marien wieder haben, und ich stehe dir dafür, daß sie dir nicht wieder entläuft; sie versetzte: du irrst, lieber Mann! ich kenne Maria besser. Der Baron wendete nun zwar alle mögliche Mittel an, um den Ort des Aufenthalts der Maria ausfindig zu machen, allein alle Mühe war vergebens; sie hatte ihre Zuflucht zu einem frommen Kaufmann in W.... genommen, für dessen Frau und Töchter auch die Frau Pfarrerin Roose arbeitete. Diesem sehr rechtschaffenen Manne vertraute sie ihr Geheimniß, und bat um die strengste Verschwiegenheit, auch in Ansehung ihres Aufenthalts bei ihm.

Von nun an gab sich dieser Kaufmann, welcher Rulemann hieß, alle Mühe, die Maria anständig unterzubringen; diese Mühe war auch nicht vergebens; denn zu Rochelle in Frankreich wohnte ein reicher Handelsmann, Namens Bertram, ein Deutscher von Geburt und ein Protestant, der sich dort verheirathet hatte, und eine teutsche gottesfürchtige Erzieherin für seine Kinder zu haben wünschte. Diesem empfahl Herr Rulemann die Maria. Die Sache kam in wenigen Wochen zu Stand und sie reiste unter guter Begleitung mit einem Hamburger Schiff ab. Zu Rochelle wurde sie wie eine nahe Verwandte aufs zärtlichste empfangen, denn Rulemanns Erzählung hatte schon tiefen Eindruck gemacht, aber ihre persönliche Erscheinung doch noch mehr. Sie prägte jedem guten Menschen Liebe und Ehrfurcht ein; der Böse hingegen kroch in sein Schneckenhäuschen zurück.

Maria schien für diesen neuen Wirkungskreis geboren zu seyn, und ihre Rocheller Freunde dachten schon darauf, ihr zu einem Erziehungs-Institute zu verhelfen, sobald sie in Bertrams Hause fertig seyn würde. Maria war dabei wie immer willenlos, sie dachte: Wenn es der Wille der Vorsehung ist, so bin ich mit diesem Wirkungskreise wohl zufrieden; indessen befliß sie sich, die französische

Sprache nicht allein geläufig und schön zu sprechen, sondern auch grammatikalisch zu erlernen, und dies gelang bei ihren außerordentlichen Fähigkeiten vollkommen.

In diesem angenehmen Verhältniß verflossen zwei Jahre, als ein junger reicher Engländer in Bertrams Haus erschien; er hatte Herrn Bertram einen Wechsel zu präsentiren, um Geld zu einer Reise nach Italien zu empfangen; er hieß Corehill. Da nun Herr Bertram mit seinem Vater in Verbindung stand, so behielt er ihn zum Essen. Corehill warf ein Auge auf Maria und ihr ganzes Daseyn fesselte ihn dergestalt, das er aus Rochelle nicht wegkommen konnte. Bertram rieth ihm sich zu entfernen, denn Maria sey keine Parthie für ihn, und sein Vater würde nie seine Einwilligung zu einer solchen Verbindung geben. Corehill schien diesen Ermahnungen auch Gehör zu geben, und blieb aus dem Hause weg, aber Rochelle verließ er nicht, sondern er blieb im Geheim da, und brütete über einen Plan Maria zu entführen, der ihm in kurzem leider auch gelang: denn als sie an einem Abend zu einer guten Freundin ging, so bemerkte sie Corehill, der auf solchen Fall die gehörigen Anstalten getroffen hatte; er ließ ihr also durch zween seiner gutbezahlten Helfers-Helfer aufpassen, diese ergriffen sie in einer engen Gasse, setzten ihr den Dolch auf die Brust mit der Drohung, sie auf der Stelle zu tödten, wenn sie einen Laut von sich geben würde, dann schleppten sie, sie in ein abgelegenes Haus, dessen Besitzer ebenfalls in Corehills Dienst waren. Dieser ließ sich aber vor Maria nicht sehen, daher wußte sie auch nicht, wer der Bösewicht sey, der sie entführt habe.

In ihrer tiefen Traurigkeit flehte sie mit tausend Thränen zu Gott ihrem Erlöser um Schutz und Rettung ihrer Ehre, denn sie fing an, aus allen Umständen zu vermuthen, daß sie in ein verdächtiges Haus gebracht worden sey. Sie bewohnte oben nach hinten hinaus ein enges Stübchen, wo sie Niemand sehen und hören konnte; übrigens fehlte es ihr an Essen und Trinken nicht, es wurde

Stillweinend nahm sie das Billet, ging damit zu ihre
Gemahl, und erzählte ihm, was geschehen war. Der Bar
wurde roth, sehr bestürzt und sagte: Beruhige dich, mei
Liebe! du sollst Marien wieder haben, und ich stehe d
dafür, daß sie dir nicht wieder entläuft; sie versetzte: D
irrst, lieber Mann! ich kenne Maria besser. Der Baro
wendete nun zwar alle mögliche Mittel an, um den O
des Aufenthalts der Maria ausfindig zu machen, allei
alle Mühe war vergebens; sie hatte ihre Zuflucht zu eine
frommen Kaufmann in W.... genommen, für dessen Fra
und Töchter auch die Frau Pfarrerin Roose arbeitete
Diesem sehr rechtschaffenen Manne vertraute sie ihr Ge
heimniß, und bat um die strengste Verschwiegenheit, auc
in Ansehung ihres Aufenthalts bei ihm.

Von nun an gab sich dieser Kaufmann, welcher Rule
mann hieß, alle Mühe, die Maria anständig unterzubrin-
gen; diese Mühe war auch nicht vergebens; denn zu Ro-
chelle in Frankreich wohnte ein reicher Handelsmann,
Namens Bertram, ein Deutscher von Geburt und ein
Protestant, der sich dort verheirathet hatte, und eine teut-
sche gottesfürchtige Erzieherin für seine Kinder zu haben
wünschte. Diesem empfahl Herr Rulemann die Maria.
Die Sache kam in wenigen Wochen zu Stand und sie reiste
unter guter Begleitung mit einem Hamburger Schiff ab.
Zu Rochelle wurde sie wie eine nahe Verwandte aufs
zärtlichste empfangen, denn Rulemanns Erzählung hatte
schon tiefen [illegible]indruck gemacht, [illegible] persönliche Erschei-
nung [illegible] mehr. Sie [illegible]n guten Menschen
Li[illegible]rcht ein: [illegible]gegen kroch in [illegible]
[illegible]chen zur[illegible]
[illegible]a schien f[illegible]n Wirkungsk[illegible]
[illegible] und ihr[illegible]eunde dachten [illegible]
[illegible]nem Er[illegible]titute zu ver[illegible]
[illegible]tram[illegible]g seyn wür[illegible]war
[illegible] sie dachte [illegible] Wille
[illegible]n ich mi[illegible]ngskreise
[illegible]besi[illegible]anzösische

Sprache nicht allein geläufig und schön zu sprechen, sondern auch grammatikalisch zu erlernen, und dies gelang bei ihren außerordentlichen Fähigkeiten vollkommen.

In diesem angenehmen Verhältniß verfloßen zwei Jahre, als ein junger reicher Engländer in Bertrams Haus erschien; er hatte Herrn Bertram einen Wechsel zu präsentiren, um Geld zu einer Reise nach Italien zu empfangen; er hieß Corehill. Da nun Herr Bertram mit seinem Vater in Verbindung stand, so behielt er ihn zum Essen. Corehill warf ein Auge auf Maria und ihr ganzes Daseyn fesselte ihn dergestalt, das er aus Rochelle nicht wegkommen konnte. Bertram rieth ihm sich zu entfernen, denn Maria sey keine Parthie für ihn, und sein Vater würde nie seine Einwilligung zu einer solchen Verbindung geben. Corehill schien diesen Ermahnungen auch Gehör zu geben, und blieb aus dem Hause weg, aber Rochelle verließ er nicht, sondern er blieb im Geheim da, und brütete über einen Plan Maria zu entführen, der ihm in kurzem leider auch gelang: denn als sie an einem Abend zu einer guten Freundin ging, so bemerkte sie Corehill, der auf solchen Fall die gehörigen Anstalten getroffen hatte; er ließ ihr also durch zween seiner gutbezahlten Helfers-Helfer aufpassen, diese ergriffen sie in einer engen Gasse, setzten ihr den Dolch auf die Brust mit der Drohung, sie auf der Stelle zu tödten, wenn sie einen Laut von sich geben würde, dann schleppten sie, sie in ein abgelegenes Haus, dessen Besitzer ebenfalls in Corehills Dienst waren. Dieser ließ sich aber vor Maria nicht sehen, daher wußte sie an[illegible], wer der Bösewicht sey, der sie entführt ho[illegible]

[illegible] iefen Traurigkeit flehte sie mit tausend Th[illegible] ihrem Erlöser um Schutz und Rettung [illegible] sie fing an, aus allen Umständen zu r[illegible] e in ein verdächtiges Haus gebracht [illegible] ewohnte oben nach hinten hinaus ein [illegible] wo sie Niemand sehen und hören konnte; [illegible] es ihr an Essen und Trinken nicht, es [illegible]

ihr auch nichts Unanständiges zugemuthet. Daß Herr Bertram alle Mühe angewendet hat, ihren Aufenthalt auszukundschaften, das läßt sich denken, aber alle Anstalten waren vergebens, und sie wurde sehr bedauert.

Als Maria ungefähr drei Wochen in ihrem Gefängniß zugebracht hatte, so wurde sie von den nämlichen Bösewichtern und unter denselben Drohungen wieder abgeholt; man brachte sie durch Seitenwege auf ein Schiff, und überantwortete sie dem Kapitän, der sie in Empfang nahm, und in eine Kajüte einschloß, die mit einer Wache versehen war, damit sie nicht ohne Erlaubniß ausgehen konnte. Jetzt fing ihr Gemüth an ruhiger zu werden, denn sie hoffte nun, daß sie gegen unerlaubte Zumuthungen gesichert seyn würde, doch blieb sie in beständigem Andenken an Gott und im inneren unabläßigen Gebet um seine gnädige Führung.

Des folgenden Tages kam Corehill zu ihr in ihre Kajüte. Sie erschrak, als sie ihn sah, und nun erfuhr sie, wer sie entführt habe. Ehe er zum Wort kommen konnte, sagte sie ihm mit gelassener Miene aber festem Ton: Mein Herr! Sie haben sich viele vergebliche Kosten meinetwegen gemacht, denn ich versichere Ihnen heilig, daß mich keine Gewalt jemals zwingen wird, die Ihrige zu werden. Zu einer glücklichen Ehe wird gegenseitige Liebe erfordert, und diese haben Sie von mir, nach dem was vorgefallen ist, in Ewigkeit nicht zu erwarten. Haben Sie aber Absichten mit mir, die Ihnen Satan eingehaucht hat, so wissen Sie, — bei diesen Worten stund sie auf, hob die zween Finger der rechten Hand in die Höhe, trat ein paar Schritte vorwärts — so wissen Sie, daß die Allmacht mein Schutz ist, und daß Satan selbst, vielweniger ein so schwacher Mensch wie Sie, die reine Gottvertrauende Unschuld nicht überwältigen kann. Dies ist meine erste und letzte Erklärung, Herr Corehill, jetzt verlassen Sie mich.

Die Würde, der Ernst und Anstand, mit denen Maria sprach, fesselten den verzogenen, leichtsinnigen und

wollüstigen Jüngling an den Boden. Bei allen seinen Versuchen und Abentheuern war es ihm durchgehends gelungen, und ein solches Wesen war ihm noch nie vorgekommen, am mehresten erschreckte ihn die innere Ruhe, mit welcher Maria sprach: denn er fühlte tief, daß ihre Entschlossenheit auf felsenfesten Grundsätzen beruhte, die er zu erschüttern nicht vermögend war. So stand er eine Minute lang da, dann nahm er mit den Worten Abschied: Ich versichere Ihnen, daß Sie noch eine andere Sprache führen werden! — Sie erwiederte: das kann wohl seyn; nur die nicht, die dem, was ich Ihnen erklärt habe, widerspricht.

Jetzt hatte Maria für einige Tage Ruhe; aber nun gab es Gelegenheit, an etwas anderes zu denken: denn als das Schiff auf dem Kanal war, so entstand ein schrecklicher Sturm aus Westen; der Wind heulte, und die Wellen tobten fürchterlich. Maria blieb ruhig in ihrer Hangematte liegen und ergab sich in den Willen Gottes. In der folgenden Nacht entstand aber ein Seelzagendes Geheul, ein schreckliches Lamentiren und Hin- und Herlaufen auf dem Verdeck des Schiffs. Maria kroch aus ihrer Hängematte und machte die Thüre auf. Da sie merkte, daß ihre Wache fort war, so ging sie heraus, und nun erfuhr sie, daß ein Schiffbruch unvermeidlich sey, denn man könne das Schiff nicht mehr regieren und der Sturm trieb es gegen ein felsigtes Land, von wannen her man schon die Brandung furchtbar donnern höre; sie ging also wieder in ihre Kajüte und erwartete kniend und betend ihren Tod; von Corehill hörte und sah sie nichts. Auf einmal, des Morgens als der Tag anbrach, fuhr das Schiff mit dem Hintertheil auf einen Felsen, es bekam einen ungeheuren Leck und blieb sitzen. Jetzt ging das Lärmen und Toben erst recht an. Alles stürzte vom Schiff herab in das Boot, es wurde von Menschen überladen und nicht fern vom Schiff schlug es um, so daß alle, die darin waren, jämmerlich ertranken; unter diesen befand sich auch der bedaurenswürdige Corehill, der seinen Mädchenraub mit dem Leben büßen mußte.

ihm: Lieber Remond! ich habe etwas auf dem Herzen, dessen ich mich entledigen muß; du kannst und darfst dich von unserer Maria nicht trennen. Sie ist uns mit ihrem ganzen Daseyn dringendes Bedürfniß geworden. Mit Anstand und Würde kannst du sie aber nicht bei dir behalten, wenn du dich nicht mit ihr trauen lässest. Du bist zwar in den Jahren, in welchen die Hochzeitblüthen verwelkt sind, aber Maria ist eine weitgeförderte Christin; ihr werdet ein himmlisches Leben zusammen führen; wir werden uns Alle drei wiedersehen, und dann ewig vereinigt seyn. Remond drückte sie an sein Herz, seufzte und schwieg.

Nach einigen Tagen schlummerte die heilige Seele unter den Thränen und dem Gebet der beiden Lieben, die an ihrem Bette knieten, in die seligen Wohnungen hinüber.

Nachdem nun die Beerdigungsgeschäfte vorüber waren, so sagte Remond zu Marien: Meine theuerste Freundin! wir können nun nicht länger beisammen bleiben, sondern wir müssen uns trennen. Sie können denken, wie weh' es mir thut, allein der Wohlstand und unsere Ehre erfordern es. Indessen haben uns aber Religion und Freundschaft so innig verbunden, daß keine Macht diese Verbindung, die zwischen unsern Herzen besteht, auflösen kann. Einsam kann ich hier, wo so viele Erinnerungen die Wunden meines Herzens offen halten, nicht bleiben, ich werde also auf Reisen gehen; Sie können eben so wenig hier bleiben, denn ich bin Willens, dieses Gut zu verkaufen, und mich anderswo niederzulassen, damit ich aus der verdrießlichen Lage komme, worin ich mich befinde. Damit Sie aber auch wissen, wie Ihre Sachen stehn, so überreiche ich Ihnen hier mein Testament, worin ich Sie zu meiner einzigen Universalerbin eingesetzt habe. Nahe Verwandte habe ich nicht, eben so wenig meine selige Frau, und die entfernten sind reich. Sie werden auch in diesen Papieren ein Verzeichniß meines ganzen Vermögens an liegenden und fahrenden Gütern, so wie aller Mobilien finden. Dies Alles habe ich ruhig, mit guter Ueberlegung und gesetz-

mäßig ausgefertigt, und gebe es jezt in Ihre Hände, damit Sie Gebrauch davon machen können, wenn etwa der Herr über Leben und Tod auf dieser Reise über mich gebieten sollte. Nur eine Bedingung bitte ich mir von Ihnen aus, daß Sie keinen Schritt thun, der auf die Bestimmung Ihres künftigen Lebens Einfluß hat, ohne mich vorher zu Rath zu ziehen; ich werde fleißig Briefe mit Ihnen wechseln, und Ihnen immer schreiben, wo ich bin, damit Sie mir auch sicher antworten können. Ich habe in London eine sehr fromme und vertraute Freundin, die Lady Stonbury, dieser habe ich Ihrentwegen geschrieben, dahin werden Sie nun reisen und sich so lange bei ihr aufhalten, bis die Vorsehung Ihnen einen beständigen Aufenthalt anweist.

Maria war über das Alles so gerührt und betroffen, daß ihr die Worte fehlten, ihren Dank ihrer Empfindung gemäß auszudrücken, daher antwortete sie: Herr Remond! Freund ohne Gleichen! Auf diesen Ihren Antrag kann ich erst nach Würden antworten, wenn ich die Sprache des Himmels werde gelernt haben. Bis dahin rechnen sie felsenfest auf Alles, was Gehorsam, Dank und Erkenntlichkeit von mir fordern.

Des folgenden Tages reiste Maria mit sicherer Begleitung nach London und wurde auf's freundschaftlichste empfangen und aufgenommen. Herr Remond folgte ihr in wenigen Tagen nach und ging dann mit einem Schiff nach Holland. Sein Gut und seine Fabrike hatte er für 40,000 Pf. Sterling verkauft und dies Geld in der englischen Bank niedergelegt.

Die Lady Stonbury lebte still und eingezogen in der großen und geräuschvollen Stadt. Sie war mit den Methodisten und der Brüdergemeinde in genauer Verbindung, und außer einigen auserlesenen Freunden und Freundinnen aus diesen Gesellschaften hatte sie durchaus keinen Umgang. Maria schickte sich gut in diese Zirkel; es war ihr wohl unter Menschen, die wahrhaft Gott fürchteten.

Die christliche Liebe äußert sich da, durch gegenseitiges Mittheilen aus dem alten und neuen Schatz des Herzens.

Unter diesen frommen Personen befand sich auch ein edler Jüngling, welcher reich und von gutem Hause war. Dieser wachte nicht über sein Herz und so schlich sich die Liebe zu Maria in dasselbe ein. Er suchte immer ihre Gesellschaft und auch sie wurde für ihn eingenommen. Lady Stonbury bemerkte dies noch zu rechter Zeit, sie nahm also Maria allein und sagte: Freund Remond hat Ihnen sein ganzes Vermögen vermacht, nicht wahr?

Sie. Ja!

L. St. Hat er Ihnen dabei gar keine Bedingnisse vorgeschrieben?

Sie. Ja! er sagte mir: ich möchte ja keinen Schritt thun, der auf die künftige Bestimmung meines Lebens Einfluß habe, ohne ihn vorher zu Rath zu ziehen, und dies werde ich auch heilig beobachten.

L. St. Blicken Sie in Ihr Herz und fragen Sie es im Vertrauen, ob es dies Versprechen wirklich gehalten habe.

Maria erschrak, wurde roth und erwiederte: Ach! ich war nicht aufmerksam, nicht wachsam auf mich, suchen Sie den Herrn S. zu entfernen.

L. St. (lächelnd). Wollen Sie nicht Herrn Remond schreiben, es fände sich da Gelegenheit zu einer anständigen Versorgung?

Maria bedachte sich ein wenig, dann antwortete sie: es steigen so dunkle Ideen und Ahnungen in mir auf: Herr Remond kann mir doch sein ganzes Vermögen nicht wohl vermacht haben, um es an einen andern Mann zu bringen.

L. St. Gute schuldlose Seele! fällt Ihnen das jetzt erst ein? aber was folgt nun daraus?

Maria. Schlechterdings alle Mannspersonen zu meiden, und sich ganz der Führung des himmlischen Vaters zu überlassen.

L. St. Vortrefflich, mein Kind! Machen Sie sich das zum unverbrüchlichen Gesetz für Ihr ganzes Leben.

Maria. Das war es von Jugend auf. Ach Gott, wie nöthig ist das ununterbrochene Wachen und Beten! Die Lady umarmte und küßte sie, und versetzte: Wir haben noch den rechten Zeitpunkt getroffen, Herr S. wird entfernt.

Maria hatte ein ganzes Jahr in diesem ruhigen und frommen Hause vergnügt zugebracht, und fleißig mit Remond Briefe gewechselt, als er ihr den Antrag zur Heirath bekannt machte; sie antwortete ihm, wie man leicht denken kann, willfährig. Hierauf schrieb er ihr sehr verbindlich, er habe die Baronie Goldenbeck im W...schen gekauft; er habe sie besucht und besehen, er hoffe, diese künftige Herberge für's Erdenleben würde ihr gefallen; er würde nun auch hinführo Namen, Titel und Wappen von diesem Gut annehmen. Maria dankte Gott, freute sich und antwortete ihm mit herzlicher Liebe. Bald hernach kam Remond nach London, aber er befand sich in traurigen Umständen; eine Leberentzündung, und darauf folgende Verhärtung und Verstopfung dieses edlen Eingeweides hatte ihn elend gemacht. Sobald er kam, mußte er sich zu Bette legen. Das Erste, was er nun vornahm, war, daß er sich mit Maria trauen ließ, und noch einen Anhang zu seinem Testament machte, worin er Maria auch als Erbin zu der Baronie Goldenbeck einsetzte. Jetzt war sie nun wieder die treue Krankenwärterin, aber es wurde ihr sehr schwer, sich mit gänzlicher Ergebung in den Willen Gottes zu fügen; sie schwamm beständig in Thränen und flehte zu Gott um Remonds Gesundheit; er erholte sich auch wieder in so fern, daß er mit ihr nach Deutschland reisen konnte; hier in Goldenbeck lebte er nur ein halbes Jahr; er starb den Tod des Christen und seine Gemahlin ertrug ihn heldenmüthig.

Bald nachher wurde unter dem benachbarten Adel das Gespräch laut, Maria sey nicht allein nicht von Adel, sondern auch von ungewissem Herkommen, sie könne und dürfe

Stillweinend nahm sie das Billet, ging damit zu ihrem Gemahl, und erzählte ihm, was geschehen war. Der Baron wurde roth, sehr bestürzt und sagte: Beruhige dich, meine Liebe! du sollst Marien wieder haben, und ich stehe dir dafür, daß sie dir nicht wieder entläuft; sie versetzte: du irrst, lieber Mann! ich kenne Maria besser. Der Baron wendete nun zwar alle mögliche Mittel an, um den Ort des Aufenthalts der Maria ausfindig zu machen, allein alle Mühe war vergebens; sie hatte ihre Zuflucht zu einem frommen Kaufmann in W.... genommen, für dessen Frau und Töchter auch die Frau Pfarrerin Roose arbeitete. Diesem sehr rechtschaffenen Manne vertraute sie ihr Geheimniß, und bat um die strengste Verschwiegenheit, auch in Ansehung ihres Aufenthalts bei ihm.

Von nun an gab sich dieser Kaufmann, welcher Rulemann hieß, alle Mühe, die Maria anständig unterzubringen; diese Mühe war auch nicht vergebens; denn zu Rochelle in Frankreich wohnte ein reicher Handelsmann, Namens Bertram, ein Deutscher von Geburt und ein Protestant, der sich dort verheirathet hatte, und eine teutsche gottesfürchtige Erzieherin für seine Kinder zu haben wünschte. Diesem empfahl Herr Rulemann die Maria. Die Sache kam in wenigen Wochen zu Stand und sie reiste unter guter Begleitung mit einem Hamburger Schiff ab. Zu Rochelle wurde sie wie eine nahe Verwandte aufs zärtlichste empfangen, denn Rulemanns Erzählung hatte schon tiefen Eindruck gemacht, aber ihre persönliche Erscheinung doch noch mehr. Sie prägte jedem guten Menschen Liebe und Ehrfurcht ein; der Böse hingegen kroch in sein Schneckenhäuschen zurück.

Maria schien für diesen neuen Wirkungskreis geboren zu seyn, und ihre Rocheller Freunde dachten schon darauf, ihr zu einem Erziehungs-Institute zu verhelfen, sobald sie in Bertrams Hause fertig seyn würde. Maria war dabei wie immer willenlos, sie dachte: Wenn es der Wille der Vorsehung ist, so bin ich mit diesem Wirkungskreise wohl zufrieden; indessen befliß sie sich, die französische

Sprache nicht allein geläufig und schön zu sprechen, sondern auch grammatikalisch zu erlernen, und dies gelang bei ihren außerordentlichen Fähigkeiten vollkommen.

In diesem angenehmen Verhältniß verflossen zwei Jahre, als ein junger reicher Engländer in Bertrams Haus erschien; er hatte Herrn Bertram einen Wechsel zu präsentiren, um Geld zu einer Reise nach Italien zu empfangen; er hieß Corehill. Da nun Herr Bertram mit seinem Vater in Verbindung stand, so behielt er ihn zum Essen. Corehill warf ein Auge auf Maria und ihr ganzes Daseyn fesselte ihn dergestalt, das er aus Rochelle nicht wegkommen konnte. Bertram rieth ihm sich zu entfernen, denn Maria sey keine Parthie für ihn, und sein Vater würde nie seine Einwilligung zu einer solchen Verbindung geben. Corehill schien diesen Ermahnungen auch Gehör zu geben, und blieb aus dem Hause weg, aber Rochelle verließ er nicht, sondern er blieb im Geheim da, und brütete über einen Plan Maria zu entführen, der ihm in kurzem leider auch gelang: denn als sie an einem Abend zu einer guten Freundin ging, so bemerkte sie Corehill, der auf solchen Fall die gehörigen Anstalten getroffen hatte; er ließ ihr also durch zween seiner gutbezahlten Helfers-Helfer aufpassen, diese ergriffen sie in einer engen Gasse, setzten ihr den Dolch auf die Brust mit der Drohung, sie auf der Stelle zu tödten, wenn sie einen Laut von sich geben würde, dann schleppten sie, sie in ein abgelegenes Haus, dessen Besitzer ebenfalls in Corehills Dienst waren. Dieser ließ sich aber vor Maria nicht sehen, daher wußte sie auch nicht, wer der Bösewicht sey, der sie entführt habe.

In ihrer tiefen Traurigkeit flehte sie mit tausend Thränen zu Gott ihrem Erlöser um Schutz und Rettung ihrer Ehre, denn sie fing an, aus allen Umständen zu vermuthen, daß sie in ein verdächtiges Haus gebracht worden sey. Sie bewohnte oben nach hinten hinaus ein enges Stübchen, wo sie Niemand sehen und hören konnte; übrigens fehlte es ihr an Essen und Trinken nicht, es wurde

ihr auch nichts Unanständiges zugemuthet. Daß Herr Bertram alle Mühe angewendet hat, ihren Aufenthalt auszukundschaften, das läßt sich denken, aber alle Anstalten waren vergebens, und sie wurde sehr bedauert.

Als Maria ungefähr drei Wochen in ihrem Gefängniß zugebracht hatte, so wurde sie von den nämlichen Bösewichtern und unter denselben Drohungen wieder abgeholt; man brachte sie durch Seitenwege auf ein Schiff, und überantwortete sie dem Kapitän, der sie in Empfang nahm, und in eine Kajüte einschloß, die mit einer Wache versehen war, damit sie nicht ohne Erlaubniß ausgehen konnte. Jetzt fing ihr Gemüth an ruhiger zu werden, denn sie hoffte nun, daß sie gegen unerlaubte Zumuthungen gesichert seyn würde, doch blieb sie in beständigem Andenken an Gott und im inneren unabläßigen Gebet um seine gnädige Führung.

Des folgenden Tages kam Corehill zu ihr in ihre Kajüte. Sie erschrak, als sie ihn sah, und nun erfuhr sie, wer sie entführt habe. Ehe er zum Wort kommen konnte, sagte sie ihm mit gelassener Miene aber festem Ton: Mein Herr! Sie haben sich viele vergebliche Kosten meinetwegen gemacht, denn ich versichere Ihnen heilig, daß mich keine Gewalt jemals zwingen wird, die Ihrige zu werden. Zu einer glücklichen Ehe wird gegenseitige Liebe erfordert, und diese haben Sie von mir, nach dem was vorgefallen ist, in Ewigkeit nicht zu erwarten. Haben Sie aber Absichten mit mir, die Ihnen Satan eingehaucht hat, so wissen Sie, — bei diesen Worten stund sie auf, hob die zween Finger der rechten Hand in die Höhe, trat ein paar Schritte vorwärts — so wissen Sie, daß die Allmacht mein Schutz ist, und daß Satan selbst, vielweniger ein so schwacher Mensch wie Sie, die reine Gottvertrauende Unschuld nicht überwältigen kann. Dies ist meine erste und letzte Erklärung, Herr Corehill, jetzt verlassen Sie mich.

Die Würde, der Ernst und Anstand, mit denen Maria sprach, fesselten den verzogenen, leichtsinnigen und

wollüstigen Jüngling an den Boden. Bei allen seinen Versuchen und Abentheuern war es ihm durchgehends gelungen, und ein solches Wesen war ihm noch nie vorgekommen, am mehresten erschreckte ihn die innere Ruhe, mit welcher Maria sprach: denn er fühlte tief, daß ihre Entschlossenheit auf felsenfesten Grundsätzen beruhte, die er zu erschüttern nicht vermögend war. So stand er eine Minute lang da, dann nahm er mit den Worten Abschied: Ich versichere Ihnen, daß Sie noch eine andere Sprache führen werden! — Sie erwiederte: das kann wohl seyn; nur die nicht, die dem, was ich Ihnen erklärt habe, widerspricht.

Jetzt hatte Maria für einige Tage Ruhe, aber nun gab es Gelegenheit, an etwas anderes zu denken: denn als das Schiff auf dem Kanal war, so entstand ein schrecklicher Sturm aus Westen; der Wind heulte, und die Wellen tobten fürchterlich. Maria blieb ruhig in ihrer Hangematte liegen und ergab sich in den Willen Gottes. In der folgenden Nacht entstand aber ein Seelzagendes Geheul, ein schreckliches Lamentiren und Hin- und Herlaufen auf dem Verdeck des Schiffs. Maria kroch aus ihrer Hängematte und machte die Thüre auf. Da sie merkte, daß ihre Wache fort war, so ging sie heraus, und nun erfuhr sie, daß ein Schiffbruch unvermeidlich sey, denn man könne das Schiff nicht mehr regieren und der Sturm trieb es gegen ein felsigtes Land, von wannen her man schon die Brandung furchtbar donnern höre; sie ging also wieder in ihre Kajüte und erwartete kniend und betend ihren Tod; von Corehill hörte und sah sie nichts. Auf einmal, des Morgens als der Tag anbrach, fuhr das Schiff mit dem Hintertheil auf einen Felsen, es bekam einen ungeheuren Leck und blieb sitzen. Jetzt ging das Lärmen und Toben erst recht an. Alles stürzte vom Schiff herab in das Boot, es wurde von Menschen überladen und nicht fern vom Schiff schlug es um, so daß alle, die darin waren, jämmerlich ertranken; unter diesen befand sich auch der bedaurenswürdige Corehill, der seinen Mädchenraub mit dem Leben büßen mußte.

ihm: Lieber Remond! ich habe etwas auf dem Herzen, dessen ich mich entledigen muß; du kannst und darfst dich von unserer Maria nicht trennen. Sie ist uns mit ihrem ganzen Daseyn dringendes Bedürfniß geworden. Mit Anstand und Würde kannst du sie aber nicht bei dir behalten, wenn du dich nicht mit ihr trauen lässest. Du bist zwar in den Jahren, in welchen die Hochzeitblüthen verwelkt sind, aber Maria ist eine weitgeförderte Christin; ihr werdet ein himmlisches Leben zusammen führen; wir werden uns Alle drei wiedersehen, und dann ewig vereinigt seyn. Remond drückte sie an sein Herz, seufzte und schwieg.

Nach einigen Tagen schlummerte die heilige Seele unter den Thränen und dem Gebet der beiden Lieben, die an ihrem Bette knieten, in die seligen Wohnungen hinüber.

Nachdem nun die Beerdigungsgeschäfte vorüber waren, so sagte Remond zu Marien: Meine theuerste Freundin! wir können nun nicht länger beisammen bleiben, sondern wir müssen uns trennen. Sie können denken, wie weh' es mir thut, allein der Wohlstand und unsere Ehre erfordern es. Indessen haben uns aber Religion und Freundschaft so innig verbunden, daß keine Macht diese Verbindung, die zwischen unsern Herzen besteht, auflösen kann. Einsam kann ich hier, wo so viele Erinnerungen die Wunden meines Herzens offen halten, nicht bleiben, ich werde also auf Reisen gehen; Sie können eben so wenig hier bleiben, denn ich bin Willens, dieses Gut zu verkaufen, und mich anderswo niederzulassen, damit ich aus der verdrießlichen Lage komme, worin ich mich befinde. Damit Sie aber auch wissen, wie Ihre Sachen stehn, so überreiche ich Ihnen hier mein Testament, worin ich Sie zu meiner einzigen Universalerbin eingesetzt habe. Nahe Verwandte habe ich nicht, eben so wenig meine selige Frau, und die entfernten sind reich. Sie werden auch in diesen Papieren ein Verzeichniß meines ganzen Vermögens an liegenden und fahrenden Gütern, so wie aller Mobilien finden. Dies Alles habe ich ruhig, mit guter Ueberlegung und gesetz-

mäßig ausgefertigt, und gebe es jetzt in Ihre Hände, damit Sie Gebrauch davon machen können, wenn etwa der Herr über Leben und Tod auf dieser Reise über mich gebieten sollte. Nur eine Bedingung bitte ich mir von Ihnen aus, daß Sie keinen Schritt thun, der auf die Bestimmung Ihres künftigen Lebens Einfluß hat, ohne mich vorher zu Rath zu ziehen; ich werde fleißig Briefe mit Ihnen wechseln, und Ihnen immer schreiben, wo ich bin, damit Sie mir auch sicher antworten können. Ich habe in London eine sehr fromme und vertraute Freundin, die Lady Stonbury, dieser habe ich Ihrentwegen geschrieben, dahin werden Sie nun reisen und sich so lange bei ihr aufhalten, bis die Vorsehung Ihnen einen beständigen Aufenthalt anweist.

Maria war über das Alles so gerührt und betroffen, daß ihr die Worte fehlten, ihren Dank ihrer Empfindung gemäß auszudrücken, daher antwortete sie: Herr Remond! Freund ohne Gleichen! Auf diesen Ihren Antrag kann ich erst nach Würden antworten, wenn ich die Sprache des Himmels werde gelernt haben. Bis dahin rechnen sie felsenfest auf Alles, was Gehorsam, Dank und Erkenntlichkeit von mir fordern.

Des folgenden Tages reiste Maria mit sicherer Begleitung nach London und wurde auf's freundschaftlichste empfangen und aufgenommen. Herr Remond folgte ihr in wenigen Tagen nach und ging dann mit einem Schiff nach Holland. Sein Gut und seine Fabrike hatte er für 40,000 Pf. Sterling verkauft und dies Geld in der englischen Bank niedergelegt.

Die Lady Stonbury lebte still und eingezogen in der großen und geräuschvollen Stadt. Sie war mit den Methodisten und der Brüdergemeinde in genauer Verbindung, und außer einigen auserlesenen Freunden und Freundinnen aus diesen Gesellschaften hatte sie durchaus keinen Umgang. Maria schickte sich gut in diese Zirkel; es war ihr wohl unter Menschen, die wahrhaft Gott fürchteten.

Die christliche Liebe äußert sich da, durch gegenseitiges Mittheilen aus dem alten und neuen Schatz des Herzens.

Unter diesen frommen Personen befand sich auch ein edler Jüngling, welcher reich und von gutem Hause war. Dieser wachte nicht über sein Herz und so schlich sich die Liebe zu Maria in dasselbe ein. Er suchte immer ihre Gesellschaft und auch sie wurde für ihn eingenommen. Lady Stonbury bemerkte dies noch zu rechter Zeit, sie nahm also Maria allein und sagte: Freund Remond hat Ihnen sein ganzes Vermögen vermacht, nicht wahr?

Sie. Ja!

L. St. Hat er Ihnen dabei gar keine Bedingnisse vorgeschrieben?

Sie. Ja! er sagte mir: ich möchte ja keinen Schritt thun, der auf die künftige Bestimmung meines Lebens Einfluß habe, ohne ihn vorher zu Rath zu ziehen, und dies werde ich auch heilig beobachten.

L. St. Blicken Sie in Ihr Herz und fragen Sie es im Vertrauen, ob es dies Versprechen wirklich gehalten habe.

Maria erschrak, wurde roth und erwiederte: Ach! ich war nicht aufmerksam, nicht wachsam auf mich, suchen Sie den Herrn S. zu entfernen.

L. St. (lächelnd). Wollen Sie nicht Herrn Remond schreiben, es fände sich da Gelegenheit zu einer anständigen Versorgung?

Maria bedachte sich ein wenig, dann antwortete sie: es steigen so dunkle Ideen und Ahnungen in mir auf: Herr Remond kann mir doch sein ganzes Vermögen nicht wohl vermacht haben, um es an einen andern Mann zu bringen.

L. St. Gute schuldlose Seele! fällt Ihnen das jetzt erst ein? aber was folgt nun daraus?

Maria. Schlechterdings alle Mannspersonen zu meiden, und sich ganz der Führung des himmlischen Vaters zu überlassen.

L. St. Vortrefflich, mein Kind! Machen Sie sich das zum unverbrüchlichen Gesetz für Ihr ganzes Leben.

Maria. Das war es von Jugend auf. Ach Gott, wie nöthig ist das ununterbrochene Wachen und Beten! Die Lady umarmte und küßte sie, und versetzte: Wir haben noch den rechten Zeitpunkt getroffen, Herr S. wird entfernt.

Maria hatte ein ganzes Jahr in diesem ruhigen und frommen Hause vergnügt zugebracht, und fleißig mit Remond Briefe gewechselt, als er ihr den Antrag zur Heirath bekannt machte; sie antwortete ihm, wie man leicht denken kann, willfährig. Hierauf schrieb er ihr sehr verbindlich, er habe die Baronie Goldenbeck im W...schen gekauft; er habe sie besucht und besehen, er hoffe, diese künftige Herberge für's Erdenleben würde ihr gefallen; er würde nun auch hinführo Namen, Titel und Wappen von diesem Gut annehmen. Maria dankte Gott, freute sich und antwortete ihm mit herzlicher Liebe. Bald hernach kam Remond nach London, aber er befand sich in traurigen Umständen; eine Leberentzündung, und darauf folgende Verhärtung und Verstopfung dieses edlen Eingeweides hatte ihn elend gemacht. Sobald er kam, mußte er sich zu Bette legen. Das Erste, was er nun vornahm, war, daß er sich mit Maria trauen ließ, und noch einen Anhang zu seinem Testament machte, worin er Maria auch als Erbin zu der Baronie Goldenbeck einsetzte. Jetzt war sie nun wieder die treue Krankenwärterin, aber es wurde ihr sehr schwer, sich mit gänzlicher Ergebung in den Willen Gottes zu fügen; sie schwamm beständig in Thränen und flehte zu Gott um Remonds Gesundheit; er erholte sich auch wieder in so fern, daß er mit ihr nach Deutschland reisen konnte; hier in Goldenbeck lebte er nur ein halbes Jahr; er starb den Tod des Christen und seine Gemahlin ertrug ihn heldenmüthig.

Bald nachher wurde unter dem benachbarten Adel das Gespräch laut, Maria sey nicht allein nicht von Adel, sondern auch von ungewissem Herkommen, sie könne und dürfe

kein freiadliges Gut besitzen, es müsse sich Jemand finden, der ihr den Kaufpreis wieder gäbe, und dann könne sie gehn, wohin sie wolle. Maria erfuhr dies Geschwätz, um sich sicher zu stellen, reiste sie an den Hof, erkundigte sich bei dem Lehnhof nach allen Rechten des Adels, und erfuhr nun, daß sie ganz ruhig seyn könnte, denn ihr seliger Gemahl habe alles geleistet und berichtiget, sie sey die eigentliche, wahre Besitzerin und in allem Betracht Freifrau von Goldenbeck. Wenn sie aber wieder heirathen wollte, so würde sie wohlthun, wenn sie einen Herrn von Adel wählte. Maria reiste mit herzlichem Dank gegen Gott wieder nach Goldenbeck zurück, und fing nun an, die vortreffliche Erziehungsanstalt zu stiften, die Sie jetzt in ihrer ganzen Blüthe sehen; mir erhöhte sie die Besoldung auf 2000 Gulden, dann stiftete sie ein Kapital von 24,000 Gulden zum Schulfond für das Dorf Goldenbeck, und machte dann die Verordnung, daß der Schullehrer 1000 Gulden nebst freier Wohnung mit einem Garten haben sollte; das Haus baute sie ihm, und einen Garten kaufte sie dazu, übrigens war dann die Schule frei, Schulgeld wurde nicht gestattet. Um aber auch für die Armen zu sorgen, so baute sie ein Arbeitshaus, in welchem Wolle, Flachs und Baumwolle gesponnen wurde; um das alles zu verarbeiten, suchte sie Fabrikanten auf, die sich in Goldenbeck niederließen, wodurch nun alles unter Gottes Segen in's Blühen und Gedeihen gerieth. Der Grund von allem aber war, daß sie nie, weder in ihre Dienste, noch zum Wohnen auf ihrem Rittergut, Jemand annahm, der nicht die Religion liebte, schätzte und auch ausübte.

Zu ihrem täglichen Umgang hat sie eine Predigerwittwe von reifem Alter, die durch viele Leiden geprüft und arm ist, aber große Erfahrungen im Christenthume und Weltkenntniß hat. Diese unterstützt sie auch in der Mädchenbildung, die sie unternommen hat. Zu ihrer Bedienung hat sie ein Kammermädchen und einen Kutscher, der auch die Bedientenstelle vertritt; dann einen Hausmeister, der mit seiner Frau, die zugleich die Küche besorgt, die ganze

Haushaltung führt; ferner einen Rentmeister und einen Beamten, der ein Rechtsgelehrter ist.

Zu gewissen Zeiten gibt sie allen Armen eine Mahlzeit, wer dabei erscheint, muß durchaus reinlich und nicht zerrissen gekleidet seyn, denn Beides kann auch der Aermste besorgen, und wer es nicht kann, für den sorgt sie. Bei solchen Mahlzeiten scheint die gnädige Frau recht in ihrem Element zu seyn. Sie macht die Wirthin, dient Allen mit zuvorkommender Freundlichkeit, und ißt mit ihnen, und zwar nicht besser, als sie es auch haben. Demuth und Liebe sind ihre hervorstechenden Tugenden. Daher rührt nun auch der hohe Grad von Sanftmuth, den sie bei allen Gelegenheiten blicken läßt, so weit ihre Pflichten es erlauben. Unter vielen Beispielen nur eins: Nicht weit von hier wohnt eine sehr stolze, adelige Dame, die ich einstweilen Frau von Ypsilon nennen will. Diese kam vor ein paar Jahren mit einem paar Lakaien hier auf's Schloß gefahren. Maria ging ihr bis vor die Pforte freundlich entgegen; der Willkommen hieß: guten Morgen Madame Remond, dann rauschte sie vorbei, und nahm den Arm nicht an, den ihr die gnädige Frau anbot, sie ging also ruhig hinten nach. Die Dame Ypsilon marschirte ohne weiteres in den Saal, die Bedienten aber blieben draußen, als ob sie Schildwache stehen wollten. Maria folgte ihr in den Saal, verneigte sich freundlich, und fragte, was die gnädige Frau zu befehlen hätten? Die Dame spazierte auf und ab, spielte mit dem Fächer, und antwortete: das will ich Ihnen sagen, Madame Remond! Ich bin hergekommen, um Ihnen ein für allemal zu erklären, daß ich Ihre Behandlung der Wildbahn nicht länger dulden will.

Maria. Wie so, gnädige Frau?

Die Dame. Sie lassen auf Ihrer Wildbahn Alles niederschießen, was sich von Wildpret nur blicken läßt. Alles was nur von meiner Baronie in Ihre Waldung hinüber wechselt, das ist für mich verloren, aber ich lasse Ihrem Jäger eine Kugel durch den Kopf jagen, wenn er sich auf der Gränze blicken läßt. Mit diesen Worten setzte sie

sich auf den Sopha, Maria gegenüber auf einen Stuhl, und erwiederte: Meine Unterthanen —

Fr. v. Ypsil. (leise und verächtlich). Meine Unterthanen —

Maria. Meine Unterthanen haben das Recht, das was sie mit saurer Mühe gesäet und gepflanzt haben, und wovon sie Schatzung und Steuer bezahlen, auch ganz und ruhig zu genießen, und es ist meine Pflicht, sie dabei zu schützen.

Fr. v. Ypsil. (spöttisch). Sie stehen aber auch in einem nähern Verhältniß mit Ihren Unterthanen als ich.

Maria. Ich verstehe Sie, gnädige Frau! ich danke Gott herzlich für dieses Verhältniß. Die wechselseitige Liebe zwischen mir und meinen Unterthanen wird mich einst sehr glücklich machen, wenn von Stand und Adel nicht mehr die Rede seyn wird.

Die Frau von Ypsilon war betroffen und verwirrt, dann fuhr sie fort: ich muß Ihnen sagen, daß ich vielen Schaden an meiner Wildbahn dadurch leide, daß Sie alles niederschießen lassen.

Maria. Das kann ich nicht ändern, lassen Sie Ihre Waldungen einzäunen, gnädige Frau!

Fr. v. Ypsil. Einzäunen? Wovon soll das Wild denn leben?

Maria. Das kommt auf die Entscheidung an, ob das Wild mehr Werth hat, als die Unterthanen. Aber ich bitte Sie, gnädige Frau! Sie speisen doch auch wohl mit Unadeligen. Gönnen Sie mir die Ehre und nehmen Sie diesen Mittag vorlieb mit mir.

Die Frau von Ypsilon fühlte so sehr die feurigen Kohlen auf ihrem Kopf, daß sie sich nicht zu helfen wußte; ganz entwaffnet, sagte sie gerührt und betroffen: Für diesmal muß ich mir's verbitten, dann stand sie auf und eilte fort; seit der Zeit haben wir Ruhe von der Seite.

Ein andermal kam ein junger Baron in vollem Galopp in den Schloßhof, schoß einen Hund mit einer Pistole todt und mit der andern ein Loch in das Wappen über dem

Portal. Der Amtmann arretirte den jungen Brausekopf, und Maria schrieb an seinen Vater einen sehr höflichen Brief, worin sie ihn um Verzeihung bat, daß sie seinen Sohn in Verwahrung genommen habe; sie fürchte, er habe den Verstand verloren, denn er habe ihr ohne Veranlassung einen Hund todt, und ein Loch in ihr Wappen über dem Thor geschossen; er möchte also den bedauernswürdigen Menschen durch ein paar handfeste Reiter abholen lassen. Der Vater schämte sich, schickte einen Reitknecht, mit dem der Junker wieder abzog.

Maria spricht immer freundlich und liebevoll mit ihren Unterthanen, sie läßt nie merken, daß sie ihre Gebieterin ist, aber sie scherzt auch nicht niedrig mit ihnen; sie macht sich nicht gemein, aber sie ist auch unerbittlich streng gegen boshafte oder muthwillige Verbrecher. Diese begnadigt sie nie; aber sie erzeigt außer dem auch selbst dem Verbrecher alle mögliche Liebe. Sie prägt Jedermann Ehrfurcht und Liebe ein, sobald man mit ihr umgeht, daher geschieht es selten, daß sich Jemand mit Worten oder Handlungen gegen sie vergeht, und wenn es geschieht, so putzt sie Niemand aus; sie gibt sich kein gebietendes Ansehen, aber sie weiß einen so mit Sanftmuth nieder zu donnern, daß er sich beschämt und ehrfurchtsvoll wegschleicht. Eben das geschieht auch, wenn irgend Jemand in ihrer Gegenwart zweideutig scherzt, oder über religiöse Materien spöttelt. Bei solchen Gelegenheiten ist sie in treffenden Einfällen unerschöpflich. Hier endigte der Pastor Rittberg seine Erzählung, ich dankte ihm verbindlich, und meine Ehrfurcht gegen die Frau von Goldenbeck war nun noch um vieles vermehrt worden. Ich sah und sprach sie noch ein paar mal, und fragte dann den Pfarrer Rittberg, ob diese herrliche Dame nicht wieder heirathen würde? Er antwortete: Nein! darüber hat sie sich bestimmt erklärt. Ich fragte ferner: was denn aus ihrem Rittergut werden sollte? Er erwiederte: auch darüber hat sie noch keine Silbe geäußert. Jetzt nahm ich von diesem ehrwürdigen Manne und seiner Familie Abschied, und reiste dann nach Bremen.

Ich hatte mit dem Pfarrer Rittberg die Abrede genommen, daß er mir von Zeit zu Zeit von dem Leben und Wirken der Maria von Goldenbeck Nachricht geben möchte als ich nun einige Wochen von meiner Reise wieder zurück gekommen war, so erhielt ich folgenden Brief von ihm:

Staunen, die Hand auf den Mund legen, Anbeten und Danken, füllt jetzt jede Minute meines Lebens aus; stellen Sie sich den Auftritt vor, der mir gestern begegnete: Ich saß Vormittags um neun Uhr in meinem Studierzimmer und arbeitete an der Predigt auf nächsten Sonntag; plötzlich stürmte Maria mit offnen Armen herein. Hohe Freude strahlte auf ihrem Gesicht, sie flog mir um den Hals, und rief: mein Vater! mein Vater! ach Gott, mein Vater! — Da stand ich wie an den Boden geheftet. Vor ihren Küssen und Umarmungen konnte ich nicht zum Wort kommen, aber ich wußte auch nicht, was ich sagen sollte, ich war der Ohnmacht nahe. Von mir lief sie zu meiner Frau; jetzt fiel mir ein, daß diese Ueberraschung der lieben Kranken schaden könne, ich eilte ihr also nach, allein ich sah, daß ich nichts zu befürchten hatte, denn sie fing sehr behutsam an, ihr nach und nach beizubringen, daß ich ihr Vater und sie ihre zweite Mutter sey; dann kam es wieder zum Küssen und Umarmen. Diese Freude ist meiner Frau sehr wohlthätig, und ich habe wirklich Hoffnung, daß sie nach und nach, wenigstens zum Theil genesen wird.

Sie werden nun begierig seyn, zu erfahren, wie sich dieser Knoten entwickelt. Ich wurde als Candidat nach Amerika in eine Gemeinde berufen, die aus vertriebenen Salzbürgern bestund, dort arbeitete ich im Segen, und heirathete ein frommes und angenehmes Mädchen aus meiner Gemeinde. Ihr Vater hatte eine Pflanzung angelegt, und war ein angesehener, wohlhabender Mann. Nun entstand der siebenjährige amerikanische Krieg, alle Mannspersonen wurden aufgefordert, die Waffen zu ergreifen, und ich selbst war davon nicht ausgenommen. Da nun dieses meiner Ueberzeugung zuwider war, und meine Gemeinde sich ohnehin gänzlich zerstreute, so beredete ich mich mit meiner Frau,

und wir beschloßen, daß ich wieder nach Teutschland gehn, und sie so lang mit ihrem Kinde bei ihrem Vater bleiben sollte, bis sie eine sichere Gelegenheit finden würde, mir zu folgen. Dann bestimmte ich ihr auch einen Ort und ein Haus, wo sie mich entweder selbst oder doch Nachricht von mir antreffen könnte. So reisete ich her, und bekam auch bald eine gute Pfarrerstelle. Ich schrieb dies nach Amerika an meine Frau, bekam aber keine Antwort, ich schrieb wieder, aber auch vergebens; endlich schrieb ich an meinen Freund nach Newyork, und bat ihn, sich nach den Meinigen zu erkundigen; aber wie erschrak ich, als ich durch seine Antwort erfuhr, daß meine Gemeinde von den Wilden verheert, verbrannt, und alles entweder gefangen genommen oder ermordet sey. Ich beweinte und betrauerte lange meine arme Frau und mein Kind; ich schrieb hernach noch oft dorthin, um gewisse Nachricht von ihr einzuziehen, habe aber nie das Geringste von ihr erfahren können, bis mir jetzt Maria den ganzen Hergang erzählt hat. Ich wartete achtzehn Jahre lang, und dann heirathete ich meine jetzige Frau. Meine selige Betty hatte nicht lange nach meiner Abreise eine sichere Gelegenheit gefunden, nach Holland zu kommen; nun hatten wir einen jungen Menschen, auch von teutscher Herkunft, in Dienste genommen, diesen nahm sie mit, damit sie unterwegs Jemand zur Bedienung hätte. Mit diesem Menschen kam sie glücklich nach Rotterdam, wo sie einen Wechsel von tausend Gulden einkassirte, dann setzte sie sich auf den Postwagen und fuhr bis C...., von wannen sie nur noch drei Stunden bis zu dem Ort ihrer Bestimmung hatte. Da sie nun des Fahrens in den schrecklichen Wegen herzlich müde war, so beschloß sie, die drei Stunden zu Fuß zu gehen. Der Knecht trug ihren Bündel und das Kind, aber ungefähr auf der Hälfte des Weges stirbt sie plötzlich. Der Knecht nimmt ihr nun das Geld, die Briefschaften, und was sie Kostbares bei sich hat, und geht fort. Zu B.... hat er hernach geheirathet, jetzt nach 38 Jahren kommt er auf's Sterbebett und zur Erkenntniß seines Verbrechens, er läßt nun Notarius und

Zeugen nebst dem Prediger zu sich kommen, erzählt die ganze Geschichte und bittet, daß man sie der Frau von Goldenbeck schicken und daß sie ihm verzeihen möchte, er habe ihr ungefähr 1200 Gulden an Geld und Geldeswerth entwendet, so viel habe er zwar nicht im Vermögen, aber was er nachlasse, das gehöre ihr zu.

Maria wird es aber den Seinigen, und so wie ich sie kenne, noch mehr dazu schenken. Dann bemerkt der Sterbende auch noch in seiner Erzählung, daß ich der Mann der seligen Betty gewesen, und der Vater der gnädigen Frau sey. Da ich der Frau von Goldenbeck oft meine Geschichte erzählt hatte, so kam die Sache nun in's Klare und zur vollkommenen Gewißheit. Sie können sich vorstellen, theurer Freund, welches Vorgefühl des Himmels wir jetzo empfinden. So weit der Herr Pfarrer Rittberg.

Ungefähr ein Jahr darauf erhielt ich wieder einen Brief von ihm, folgenden Inhalts:

Maria ist nicht mehr hienieden, sie wandelt unter den Lebensbäumen in Jerusalems goldenen Gassen, genießt ihre Früchte, und mit ihren Blättern erquickt sie die Heiden. Meine Thränenquellen waren in meinem 74sten Lebensjahre längst vertrocknet, aber noch einmal goß der Erndte-Engel von seiner Silberwolke Himmelsthau in meine Augen, ich konnte durch den Thränenbach der verklärten Seele nachblicken, wie sie gen Himmel fuhr. Es thut meinem Herzen wohl, daß ich Ihnen ihre letzte Lebens- und dann Sterbensgeschichte erzählen darf.

Die Entdeckung, daß sie meine Tochter war, gab ihr und uns Allen neues Leben. Sie wünschte, daß ich mit meiner Frau und beiden Töchtern nun zu ihr in's Schloß ziehen möchte; allein ich redete ihr das aus, und sie billigte auch meine Gründe. Die Verhältnisse blieben also im Aeußern wie vorher, aber im Innern waren sie herzerhebend; wir speiseten oft auf dem Schloß mit ihr, und sie auch oft im Pfarrhaus mit uns. War sie bisher uns schon ein Engel des Segens gewesen, so war sie es nun meinen Töchtern noch weit mehr. Sie suchte sie mit allen

Macht der Beredtsamkeit und der Religion so zu leiten, daß ihr Sinn von allem Irdischen, von allen sinnlichen Genüssen und von weltlicher Größe abgeleitet, auf das Himmlische allein gerichtet werden mußten; dann bediente sie sich besonders meiner ältesten Tochter Caroline in allen ihren Geschäften, und führte sie so an, daß sie auf den Fall ihres Todes ihre Stelle vertreten könnte. Ich ahnete etwas, aber weder ich noch meine Frau wagten es aus Zartgefühl nicht, etwas über unsere Ahnung zu sprechen.

Im verwichenen August kam ich gegen Abend zu ihr, sie beschäftigte sich im Garten mit den Herbstblumen; sie bewillkommte mich sehr heiter und freundlich, aber ich bemerkte in ihrem Angesicht eine Veränderung, etwas Erhabenes, Fremdes, das ich nicht zu nennen weiß, es war das Siegel zum Uebergang in's ewige Leben. Ich verbarg meine Empfindung, aber es wurde mir wehmüthig um's Herz! Ich fragte sie, wie sie sich befände? Sie antwortete: sehr wohl, theurer Vater! dann faßte sie mich am Arm und wir wandelten im Garten umher. Nach einigen gleichgültigen Gesprächen fing sie ganz gerührt an: Ich hab' in der verwichenen Nacht, oder vielmehr diesen Morgen vor dem Erwachen, einen merkwürdigen Traum gehabt, den ich Ihnen erzählen muß. Ich träumte, es wäre frühe Morgendämmerung und zwar im Frühling: denn alle Gewächse standen in voller Blüthe. Ich befand mich in einem stillen, angenehmen Thal am Fuß eines waldigen Berges, über dessen Gipfel her die Morgendämmerung glänzte. Mir war unbeschreiblich wohl, und indem ich mich so umsah, fühlte ich mich leicht, ich konnte mich erheben und hinschweben wohin ich wollte. Nun wünschte ich oben auf dem Berge zu seyn, und so wie ich das wünschte, erhob ich mich und schwebte sanft zwischen den Gipfeln der Bäume hin; die Seligkeit meiner Empfindung läßt sich mit Worten nicht beschreiben. Nun kam ich oben auf die Höhe; nein, den Anblick kann kein Mund aussprechen, und keine Feder beschreiben. Ich sah ein paradiesisches Land vor mir, aus welchem mir ein Lüftchen entgegenwehte, das mein ganzes

Wesen durchdrungen hat, und noch durchdringt; es macht mich reif zum ewigen Leben. Ich wollte in dies herrliche Land hinüber schweben, aber ich konnte mich in der reinern Luft nicht erheben, ich ergötzte mich also von weitem an der Aussicht. Indem ich so da stand und staunte, sah ich von weitem eine hellstrahlende Figur mir sich nahen, ich erkannte sie, es war mein seliger Remond. Mit himmlischer Zärtlichkeit sagte er zu mir: Mache dich drunten fertig, Maria! Du wirst in Kurzem bei uns seyn. In dem Augenblick erwachte ich. Seitdem ist mir so heimwehartig, und ich fühle in meinem Körper etwas Fremdes, Unnennbares, welches wohl der Elias-Wagen seyn wird, der mich hinaufbringen soll. Sie glauben nicht, wie mir zu Muth ward bei dieser Erzählung; es war freilich nur ein Traum, aber er kam mir doch so bedeutend, so ahnend vor, daß er eine traurige Wirkung auf mich machte. Doch suchte ich ihr ihre Ahnung auszureden, und erinnerte sie, daß es ja nur ein Traum sey, der vielleicht im Innern oder im Nervensystem seinen Grund habe; sie möchte dem Gedanken nicht so sehr nachhängen, denn das könnte ihrer Gesundheit schaden, oder auch wohl gar den Traum wahr machen. Sie antwortete: dem sey wie ihm wolle, es kann auf keinen Fall schaden, wenn ich mich hienieden fertig mache, ich will Ihnen also sagen, wie ich meine Disposition, so Gott will, morgen am Tage machen werde: Sie, bester Vater, sind natürlicherweise mein Universalerbe nach meinem Tode. So, wie ich Sie kenne, werden Sie den Baron nicht vorstellen wollen, daher gedenke ich das Gut meiner Schwester Caroline zu bestimmen; der Werth des Guts, den ich fest setzen werde, mit den Kapitalien, die in der englischen Bank stehen, machen eine Summe, mein ganzes Vermögen aus. In dieses theilen sich meine zwei Schwestern. Die Theodore bekömmt denn ihren Antheil an baarem Geld, und die Caroline das Gut und was ihr vom Kapital noch zukommt. Nun noch Eins: Sie kennen den armen Baron von Friedenau. Dieser wird unsere Caroline glücklich machen, ich habe Beide sondirt

und gefunden, daß keins an dem andern etwas auszusetzen hat. Ihre Charaktere stimmen zusammen, und sie werden sich gewiß lieben, sobald sie sich genauer kennen lernen. Es ist doch besser, wenn man das Gut wieder in adelige Hände zu bringen sucht, als wenn man sie den ewigen Neckereien der Nachbarn aussetzt. Ich fand diese Erklärung vortrefflich, und dankte Gott und meiner herrlichen Tochter von Herzen. Sie eilte nun mit ihrem Testament und machte es rechtskräftig.

Wir hofften immer, der Eindruck, den der Traum meiner lieben Maria gemacht hatte, würde nach und nach wieder verlöschen, aber es geschah das Gegentheil. Sie fing an zu kränkeln, und wurde immer schwächer. So oft sie uns besuchte, oder wir zu ihr kamen, sprach sie immer mit Sehnsucht von ihrem himmlischen Vaterland; sie hatte das wahre Heimweh nach dem Paradies, das sie im Traume sah. Als sie nun immer schwächer wurde, verordnete sie am 15ten September, daß alle Vorsteher und Beamten, die vornehmsten Unterthanen und Bewohner ihrer Herrschaft auf dem Schloß zusammen kommen mußten; auch ich wurde mit meinen Töchtern dahin eingeladen. Nachdem wir alle beisammen waren, so kam Maria und hielt folgende kurze Rede an uns.

„Meine Herren und lieben Freunde, ich habe Euch hierher kommen lassen, um Euch anzuzeigen, daß das Ende meiner Wallfahrt nahe ist. Ich fühle, wie nach und nach meine Kräfte schwinden, und eine Empfindung von der Nähe meines Todes, die mir untrüglich scheint, macht mir's zur Pflicht, Euch bei Zeiten meinen Willen und meinen Wunsch bekannt zu machen. Mein ehrwürdiger Vater, der hier gegenwärtig und Euer vieljähriger treuer Lehrer ist, ist mein Universalerbe. Er will aber nicht Euer Herr, sondern wie bisher Euer Führer auf dem Lebenswege seyn. Daher stelle ich Euch hier meine Schwester Caroline als Eure von heute an gebietende Frau vor und verlange, daß ihr derselben jetzt den Eid der Treue schwört: denn gesetzt auch, ich würde noch länger leben, so werde ich mich doch

um irdische Geschäfte nicht mehr bekümmern, sondern mic
blos allein mit dem einzig Röthigen beschäftigen. Ich dank
Euch Allen für die Liebe und Treue, die Ihr mir erwiese
habt, und sollte ich den Einen und den Andern unwissen
beleidigt haben, so bitte ich herzlich um Verzeihung; wi
sentlich ist es gewiß nicht geschehen." Nun nahm sie Ca
rolinen an der Hand, welche zitterte, weinte und schluchzte
Wir Andern schwammen auch in Thränen, und Alle leiste
ten nun den Eid der Treue in Carolinens Hände. Nach
dem dies geschehen war, so sprach diese: Ich kann vo
Weinen und starker Empfindung kein Wort mehr hervor
bringen, meine verehrungswürdige Schwester soll nächst mei
nem Erlöser mein Vorbild seyn; so hoffe ich, daß sie All
mit mir zufrieden seyn werden.

Stillweinend, schweigend und trauernd schieden wir All
von einander. Maria entfernte sich und bat auch mich
sie allein zu lassen. Meine Caroline mußte von nun a
in's Schloß ziehen und die ganze Haushaltung übernehmen
Theodore aber blieb bei uns Eltern, damit wir nicht au
einmal unserer drei Töchter beraubt würden.

Den 28sten September des Morgens früh schickte mein
Tochter Caroline zu mir, ich möchte doch alsofort auf'
Schloß kommen, es sey mit Maria eine große Verände
rung vorgegangen. Ich eilte hinauf und fand sie auf den
Bette, sie lag auf dem Rücken mit gefalteten Händen, ih
Gesicht sah heiter und himmlisch aus; sie starrte mit offe
nen Augen zum Himmel und bewegte den Mund, ich konnt
aber nicht verstehen, was sie sagte. Ich rief ihr zu, sucht
sie zu ermuntern, aber vergeblich. Endlich schloß sie di
Augen und fing an zu schlafen; ungefähr nach einer Stund
erwachte sie, sah mich freundlich an und drückte mir di
Hand. Ich fragte sie, wie sie sich befände? Sie antwortet
leise: außerordentlich schwach, meine Kräfte nehmen zu
sehends ab, ich fühle, daß mein Ende nicht mehr fern ist.
Ich faßte mich und erwiederte: wie glücklich bist du nun,
meine Tochter! daß du in unserem Erlöser Ruhe, Frieden
und Vergebung gefunden hast.

Sie. Ja wohl! Die Welt und vielleicht Alle, die mich kennen, glauben, welch' eine große Heilige ich sey, und wahrlich! ich finde auch nicht das geringste Gute an meinem ganzen Leben, das ich mir zuschreiben könnte; Alles ist Folge Seiner erbarmungsvollen Gnade und — hier stockte die Rede, sie blickte wieder freundlich in die Höhe und war in demselben Zustand wie vorher. Jetzt kam der Arzt; dieser alte und erfahrene Mann erklärte mir Mariens Krankheit; er sagte, die Nerven hätten ihre Wirksamkeit verloren, und es sey keine Möglichkeit, sie zu retten, sie stürbe an der Entkräftung, und zwar bald; indessen müsse man ihr herzstärkende Mittel geben, um sie zu erhalten, so lang es möglich wäre. Er verordnete einen stärkenden Liquor und einige Tropfen Zimmetöl, blieb noch ein Paar Stunden und ritt dann wieder fort.

Dießmal blieb Maria einige Stunden in dem erstarrten Zustand. Als sie wieder erwachte, war die Schwäche so groß, daß wir sie mit Kölnischem Wasser und etwas süßem Wein erquicken mußten; als sie sich etwas erholt hatte, sagte sie: Ich habe in den Urgrund der ewigen Liebe geblickt; ach meine Lieben (meine beiden Töchter waren auch zugegen), ach meine Lieben, das Paradies, welches ich im Traume erblickte, ist ein schwaches Bild gegen die Herrlichkeit, die an uns soll offenbaret werden. Ach wenn es die Menschen nur wüßten, aber das wäre nicht gut; denn auf dem Glauben ohne Schauen beruht Alles. Nach einer Weile sagte sie: Wenn doch auch die Mutter hier wäre! ich versetzte: wir könnten sie wohl in einer Sänfte herauftragen lassen; wenn ihr nur die starke Gemüthsbewegung nicht schadet. Maria lächelte und schwieg; den Augenblick kam ein Bote aus dem Pfarrhaus, der uns verkündigte, die Frau Pfarrerin wünschte so sehnlich bei ihrer Tochter Maria zu seyn; — diese lächelte und sagte leise: das wußte ich wohl! ich staunte und ahnte Engel um uns her, die hier geschäftig waren. Alsofort ließ ich sie in einer Sänfte holen; wir setzten sie in einen Stuhl dicht an das Bett. Maria wollte es so. Meine Frau

war so ruhig, als ob nichts Sonderliches vorginge; Maria faßte ihre Hand, sah aus wie ein Engel und ruhte. Nach einer Weile hauchte sie: Sie kommen! drehte sterbend das Gesicht zu meiner Frau und sagte: der Herr kommt! — dann faßte sie mich mit der andern Hand, zuckte ein paarmal und verschied. Aber wie war uns, als meine Frau erblaßte! Wir bemerkten ein starkes Röcheln, und in wenigen Minuten war auch ihre langgeprüfte Seele entflohen. Ich kann Ihnen, bester Freund, nicht beschreiben, wie uns war; das Wehen aus dem ewigen Osten fühlten wir so stark, und die englischen Umgebungen um uns her wirkten so stark um uns, daß wir Alle auf den Knieen lagen, weinten, trauerten und jubelten.

Maria wollte nicht in die adelige Gruft beigesetzt werden, sondern auf dem Kirchhof zwischen ihren Unterthanen ruhen. Ich ließ also die beiden Lieben in ein Grab zusammen legen, und ein Stein bedeckt Beide unter einem Hügel. Zu ihren Häuptern ist eine Trauerweide gepflanzt, und Millionen Thränen werden ihren Wachsthum befördern. Leben Sie wohl!

13.

Eine außerordentliche Wirkung der Einbildungskraft.

Zu Schaumburg wohnte ein edler und wohlhabender Bürger, der sich mit Büchereinbinden und der Kleinuhrmacherkunst ernährte. Dieser rechtschaffene Mann war des Doktor Stillings Freund, und wenn Jemand in seinem Hause unpäßlich war, so bediente er sich seines Raths und seiner Hülfe. Nun war einmal seine Gattin krank geworden; er schrieb also an seinen Arzt; Stilling eilte, setzte sich zu Pferde und ritt dorthin. Er kam am Abend an, und war also genöthigt, bei seinem Freund zu übernachten.

Als nun der Doktor seine Patientin gehörig besorgt, und sich bei dem freundschaftlichen Mahle nach Leib und Seele erquickt hatte, so führte ihn der Buchbinder in sein Schlafzimmer. So wie er das Licht auf das Consol-Tischchen stellte, fiel Stilling ein unter dem Spiegel hängendes Portrait in die Augen; es war auf Kupferblech gemalt, und ein Meisterstück in seiner Art. Er betrachtete und bewunderte das Gemälde eine Weile; nach und nach aber überlief ihn ein Schauder; denn er bemerkte etwas Furchtbares, das sich vor seinen Augen immer mehr und mehr entwickelte, je länger er es ansah. Ob er sich nun gleich alle Mühe gab, die Charakterzüge ausfindig zu machen, die den erstaunlichen Eindruck auf ihn machten, so fand er doch nichts Sonderliches im Einzelnen, sondern das, was ein solches tief ergreifendes Entsetzen verursachte, war Wirkung

des Ganzen; diese ward aber bei Stilling so stark, daß er nöthig hatte, an seine Vernunft zu appelliren, um diese Nacht auf dem Zimmer bleiben zu können.

Das Portrait war ungefähr von der Größe eines Quartblattes, und das Brustbild eines Mannes von etwa dreißig bis vierzig Jahren. Er hatte einen bordirten Hut auf, trug eine Allonge-Perücke, und war in gallonirten Scharlach gekleidet, alles nach dem Kostüm des vierten Jahrzehends unsers Jahrhunderts.

Stilling konnte kein Auge von dem Bilde verwenden. Je mehr er's anschaute, je tiefer ward er von Schauer durchdrungen; der Buchbinder merkte das, er fragte daher: „gefällt Ihnen das Gemälde, Herr Doktor?" Dieser versetzte: Ich weiß nicht, was ich sagen soll, — ich sehe da ein Meisterstück der Malerei, das Bild eines überaus schönen Mannes, und doch prägen mir diese so äußerst regelmäßigen Züge ein geheimes Entsetzen ein, dessen eigentliche Ursache ich nicht ausfindig machen kann. Es ist nicht Ehrfurcht, was ich empfinde, sondern der Eindruck ist demjenigen ähnlich, den etwa Satan auf mich machen würde, wenn er in der Hülle eines schönen Mannes da vor mir stände.

Der Buchbinder verwunderte sich und sagte: Alle, die das Portrait gesehen haben, finden etwas Fremdes und Schauervolles darinnen; allein Sie sind doch der erste, auf den es so stark gewirkt hat. Wenn Sie nicht zu müde und schläfrig sind, so will ich Ihnen die äußerst merkwürdige Geschichte erzählen, der ich diese Seltenheit zu verdanken habe.

Stilling war so bewegt, daß er keinen Schlaf empfand; Beide setzten sich also zusammen, und sein Freund erzählte:

Vor etwa fünf und zwanzig Jahren reiste mein seliger Vater (der auch Buchbinder in Schaumburg war) nach D....; dort kehrte er in einem bekannten Gasthof ein, wo er in der Wirthsstube, wie gewöhnlich, verschiedene Männer allerlei Standes an Tischen sitzen fand, die Wein

tranken. Hinter dem Ofen aber bemerkte er einen wohlgekleideten Fremden, dessen verzweiflungs- und schwermuthsvolle Miene alsofort seine Aufmerksamkeit und Neugierde rege machte. Er erkundigte sich deßfalls bei dem Wirth, wer der Mann sey, und erhielt die Antwort: dieser Fremde sey ein reisender Maler, der erst vor ein Paar Tagen angekommen, aber äußerst melancholisch sey; woher er komme, und wohin er wolle, das könne man nicht von ihm erfahren.

Dies machte meinen Vater noch neugieriger; er nahm also einen Stuhl und setzte sich nahe zu dem Fremden, und zwar ihm gegenüber; der Maler that aber, als wenn er gar nicht da wäre.

Nach und nach bemerkte mein Vater, daß dieser sonderbare Mann mit einer entsetzlich furchtsamen Miene zuweilen hinter sich blickte, dann gleichsam zusammenfuhr, und mit tobender Verzweiflung vor sich hin schaute.

„Das mußt du heraus haben!“ dachte mein Vater; „es mag auch kosten, was es will.“ Er rückte also noch näher, um leise mit dem Maler sprechen zu können; dann fing er in seinem freundlichen und traulichen Tone an: „Mein Herr, verzeihen Sie, daß ich Sie anrede, Sie sind unglücklich, und ich ein Freund aller Unglücklichen, vielleicht kann ich Ihre Leiden mildern.“

Wer meinen Vater gekannt hat, der weiß, daß man seiner ehrwürdigen und leutseligen Miene und Art zu reden nicht widerstehen konnte; der Fremde heiterte sich auf und antwortete: „Ich danke Ihnen herzlich für den Antheil, den Sie an meinem Schicksal nehmen; allein es ist von der Art, daß weder im Himmel, noch auf Erden eine Macht groß genug ist, mir es zu erleichtern.“ Hierauf erwiederte mein Vater: die Religion sey im Stand, alle Leiden wegzuheben, wenn man nur Glauben an Gott und Zutrauen zum Erlöser habe.

Indessen half alles Zureden nichts; der Fremde war und blieb kalt, seine Seele war keines Trostes fähig: doch schloß er sich an meinen Vater an, war zutraulich gegen ihn und hielt sich zu ihm.

des Ganzen; diese ward aber bei Stilling so stark, daß er nöthig hatte, an seine Vernunft zu appelliren, um diese Nacht auf dem Zimmer bleiben zu können.

Das Portrait war ungefähr von der Größe eines Quartblattes, und das Brustbild eines Mannes von etwa dreißig bis vierzig Jahren. Er hatte einen bordirten Hut auf, trug eine Allonge-Perücke, und war in gallonirten Scharlach gekleidet, alles nach dem Kostüm des vierten Jahrzehends unsers Jahrhunderts.

Stilling konnte kein Auge von dem Bilde verwenden. Je mehr er's anschaute, je tiefer ward er von Schauer durchdrungen; der Buchbinder merkte das, er fragte daher: „gefällt Ihnen das Gemälde, Herr Doktor?“ Dieser versetzte: Ich weiß nicht, was ich sagen soll, — ich sehe da ein Meisterstück der Malerei, das Bild eines überaus schönen Mannes, und doch prägen mir diese so äußerst regelmäßigen Züge ein geheimes Entsetzen ein, dessen eigentliche Ursache ich nicht ausfindig machen kann. Es ist nicht Ehrfurcht, was ich empfinde, sondern der Eindruck ist demjenigen ähnlich, den etwa Satan auf mich machen würde, wenn er in der Hülle eines schönen Mannes da vor mir stände.

Der Buchbinder verwunderte sich und sagte: Alle, die das Portrait gesehen haben, finden etwas Fremdes und Schauervolles darinnen; allein Sie sind doch der erste, auf den es so stark gewirkt hat. Wenn Sie nicht zu müde und schläfrig sind, so will ich Ihnen die äußerst merkwürdige Geschichte erzählen, der ich diese Seltenheit zu ver[danke]n habe.

[S]tilling war so bewegt, daß er keinen Schlaf em[pfand]; Beide setzten sich also zusammen, und sein Freund [erzä]hlte:

Vor etwa fünf und zwanzig Jahren reiste mein seliger [V]ater (der auch Buchbinder in Schaumburg war) nach D....; dort kehrte er in einem bekannten Gasthof ein, wo er in der Wirthsstube, wie gewöhnlich, verschiedene [M]änner allerlei Standes an Tischen sitzen fand, die Wein

kranken. Hinter dem Ofen aber bemerkte er einen wohlgekleideten Fremden, dessen verzweiflungs- und schwermuthsvolle Miene alsofort seine Aufmerksamkeit und Neugierde rege machte. Er erkundigte sich deßfalls bei dem Wirth, wer der Mann sey, und erhielt die Antwort: dieser Fremde sey ein reisender Maler, der erst vor ein Paar Tagen angekommen, aber äußerst melancholisch sey; woher er komme, und wohin er wolle, das könne man nicht von ihm erfahren.

Dies machte meinen Vater noch neugieriger; er nahm also einen Stuhl und setzte sich nahe zu dem Fremden, und zwar ihm gegenüber; der Maler that aber, als wenn er gar nicht da wäre.

Nach und nach bemerkte mein Vater, daß dieser sonderbare Mann mit einer entsetzlich furchtsamen Miene zuweilen hinter sich blickte, dann gleichsam zusammenfuhr, und mit tobender Verzweiflung vor sich hin schaute.

„Das mußt du heraus haben!“ dachte mein Vater; „es mag auch kosten, was es will.“ Er rückte also noch näher, um leise mit dem Maler sprechen zu können; dann fing er in seinem freundlichen und traulichen Tone an: „Mein Herr, verzeihen Sie, daß ich Sie anrede, Sie sind unglücklich, und ich ein Freund aller Unglücklichen, vielleicht kann ich Ihre Leiden mildern.“

Wer meinen Vater gekannt hat, der weiß, daß man seiner ehrwürdigen und leutseligen Miene und Art zu reden nicht widerstehen konnte; der Fremde heiterte sich auf und antwortete: „Ich danke Ihnen herzlich für den Antheil, den Sie an meinem Schicksal nehmen; allein es ist von der Art, daß weder im Himmel, noch auf Erden eine Macht groß genug ist, mir es zu erleichtern.“ Hierauf erwiederte mein Vater: die Religion sey im Stand, alle Leiden wegzuheben, wenn man nur Glauben an Gott und Zutrauen zum Erlöser habe.

Indessen half alles Zureden nichts; der Fremde war und blieb kalt, seine Seele war keines Trostes fähig: doch schloß er sich an meinen Vater an, war zutraulich gegen ihn und hielt sich zu ihm.

Mein Vater gab deßwegen die Hoffnung nicht auf, sein Geheimniß herauszulocken, und ihm alsdann mit unwiderlegbaren Trostgründen beizukommen; er bat daher den Wirth, ihm wo möglich ein Schlafzimmer neben dem Fremden zu geben. Dieses war nun zwar besetzt, aber auf dem Zimmer des Malers standen zwei Betten; mein Vater wählte also mit Zustimmung des Fremden dasjenige, welches noch leer war.

Als nun die Beiden nach dem Abendessen auf ihrer Kammer allein waren und zusammen sprachen, so wurde der Maler nach und nach so offenherzig, daß er meinem Vater sein ganzes Herz eröffnete. Sein schreckliches Geheimniß war ein Meuchelmord, welcher sich folgendergestalt zugetragen hatte.

Er war am D......n Hofe Hofmaler gewesen; nun hatte ihn auf einem Ball ein gewisser Cavalier höchlich beleidigt; der Maler paßt ihm bei dem Nachhausegehen an einem dunkeln, einsamen Orte auf, rennt ihm von hinten zu den Degen durch den Leib und entflieht. Nachdem er sich nun in Sicherheit befindet und die kochende Leidenschaft der Rache abgekühlt ist, so folgt eine tiefe Reue, und mit dieser die rasendste Verzweiflung. Die ganze Last seines Verbrechens lagert sich wie ein Gebirge auf seine Seele hin: er fühlt nichts, als Verdammniß: die ganze Hölle wüthet in ihm, und jeder Gedanke des Trostes ist wie ein Wassertropfen, der in eine Gluth fällt und im Augenblick verrauscht. Allmälig fängt nun der bei lebendigem Leibe verdammte arme Sünder an, nahe hinter sich den ermordeten Edelmann mit schrecklich drohender Miene zu sehen; dieser fürchterliche Verfolger ward immer lebhafter, immer deutlicher vor seinen Augen, und verließ ihn nie. So oft er hinter sich sah, stand der Quälgeist in seiner vollkommenen natürlichen Gestalt, so wie er auf dem Ball gekleidet gewesen, in einer Entfernung von etlichen Schritten da; und es war ihm zu Muth, als wenn dieser Bluträcher alsofort über ihn herfallen wollte. Diese schreckliche Erscheinung war es, die den armen Maler peinigte, so daß er

weder Tag noch Nacht ruhen konnte, wozu dann noch die innere Ueberzeugung seiner Blutschuld kam, die den armen Geist zu Boden drückte.

Jetzt wußte mein Vater, wo es dem bedauernswürdigen Manne fehlte; er suchte also alle Trostgründe der Religion hervor und wendete sie auf ihn an; aber sie hafteten ganz und gar nicht. Endlich schlug er ihm vor, wieder umzukehren und sich der Gerechtigkeit in die Hände zu liefern, oder es auch hier zu thun. Allein auch das schlug er aus; mit einem Wort: alles, was mein Vater anwendete, ihn zu retten, war vergeblich. Die ganze Nacht brachte er mit Aechzen und Wehklagen zu; des Morgens aber, nachdem er sich angekleidet hatte, zog er aus seinem Koffer jenes Gemälde hervor, schenkte es meinem Vater und sagte: „Dieses Portrait meines schrecklichen Verfolgers, das ich erst vor ein paar Tagen geendigt habe, schenke ich Ihnen zum Andenken für Ihre liebreiche Theilnahme; erinnern Sie sich dabei eines ewig verlorenen Menschen, und widmen Sie ihm dann allemal eine mitleidige Thräne.“

Mein Vater nahm das schauervolle Geschenk mit Vergnügen an, und versuchte noch ein Mal alles Mögliche, um sein Herz zu erweichen und ihm mit Trost beizukommen, aber vergeblich. Der Maler schlug alle Mittel aus, und betheuerte hoch, daß ihm schlechterdings nicht zu helfen sey. Hierauf empfahl er sich meinem Vater, indem er sagte, er habe einige Geschäfte in der Stadt zu verrichten, würde aber den Mittag oder den Abend wieder an der Wirthstafel erscheinen.

Während der Zeit aber, daß mein Vater damit umging, vernünftige Leute über die Rettung dieses Menschen zu Rathe zu ziehen, erscholl das Gerücht, er sey in den Strom gesprungen und ertrunken.

Sehen Sie, lieber Herr Doktor, das ist die merkwürdige Geschichte dieses Gemäldes.

Stilling stellte sich auf's neue vor das Portrait hin, und betrachtete es nun noch mit einem neuen Interesse; es war ihm, als wenn er das drohende Phantom selber ge-

sehen hätte, er schlief in der Nachbarschaft desselben wenig, und ritt des andern Morgens, ganz mit den Ideen dieser gräßlichen Geschichte erfüllt, nach Haus.

Diese Erscheinung ist für den Psychologen deßwegen wichtig, weil der Maler, oder besser der Patient, das Bild nicht beständig vor Augen hatte, sondern es nur dann sah, wenn er hinter sich schaute. Man hat mehrere Fälle dieser Art, in welchen aber der Leidende die Figur immer vor Augen sah, sobald er sie nur öffnete. Dieses ist begreiflich; aber daß einer eine solche Gestalt nur dann sieht, wenn er zurückschaut, ist etwas Seltenes. Eben diese Bemerkung hat mehrere vernünftige Leute, denen ich die Geschichte erzählte, bewogen, zu glauben, daß der Geist des Ermordeten wirklich den Mörder verfolgt habe; allein wer nur einigermaßen geläuterte Begriffe hat, der sieht ein, daß es weit leichter sey, die ganze Sache aus der Natur der Phantasie, als aus Wirkungen des Geisterreichs zu erklären, besonders da man bei der letztern Methode so gar gerne auf Abwege geräth, auf denen man sich zwar mit Vergnügen verirrt, aber immer weiter von der Wahrheit entfernt wird.

14.

Die Königstochter.

Eine arabische Erzählung.

Einst lebte ein König von Fartach, Abulmalek war sein Name, der regierte gut, und war Gott und Menschen angenehm; von allen seinen Kindern war ihm nur eine Tochter geblieben, die ihn in seinem Alter tröstete, und nach ihm Erbin seines Reichs seyn sollte. Fatime hieß die Königstochter; sie war schön und reines Herzens, und wenn aus dem Dunkel herauf ein Auge in unreiner Lust gegen sie entbrannte, und ihr Blick begegnete diesem giftigen Feuerstrahl, so kehrte er zurück, und verzehrte sich in sich selbst.

Fatime hatte viele Liebhaber, und ihre Erbschaft auch; um ihrentwillen zogen viele vornehme junge Araber an Abulmaleks Hof, aber alle bewarben sich umsonst um die schöne Fatime, denn es gefiel ihr keiner, und keiner gefiel ihrem Vater; aber alle wurden sanft und gesittet, und die es nicht wurden, schienen es doch zu seyn.

Aber der alte König wünschte doch seinen Nachfolger zu wissen, und die Tochter ihrer würdig vermählt zu sehen, es quälte ihn zu denken, daß die wichtigsten Gegenstände, die seine Seele liebte, sein Reich und seine Erbin in schlimme Hände gerathen sollten. Als er daher einst Fatime mit ihren Gespielinnen unter den Bäumen seines Gartens lustwandeln sah, rief er sie zu sich, führte sie auf einen Hügel,

wo man die ganze Gegend übersehen konnte, und setzte sich mit ihr auf eine Rasenbank nieder, dann sprach er folgender Gestalt:

Siehst du, meine Tochter! die Sonne, wie sie sich so ruhig und unvermerkt am heitern unbewölkten Himmel dem fernen blauen Gebirge nähert? — sie hat die ganze weite Gegend diesen Tag über erleuchtet und gewärmt, und die ganze Natur war ruhig und froh in ihrem Lichte; diesem Tage gleicht mein Leben — keine Wolke, kein Sturm und kein Ungewitter hat auch meinen Lebenstag getrübt, ich habe meinen Lauf, so wie mir ihn die Vorsehung ausgezeichnet hat, eben so weit vollendet, wie jetzt die Sonne: ich nähere mich der Erde, die bald meinen irdischen Glanz bedecken soll.

Aber Fatime, was wird aus dem folgenden Tage werden? — Du bist ein Weib — und Weiber können nicht regieren, ohne regiert zu werden; wie gerne möchte ich deinen künftigen Führer, den Mann wissen, der nach mir über meinem Horizont glänzen soll. Ach, wenn er eine stechende brennende Sonne wäre, die alles versengte und verdorrte, die schwüle feuerfangende Dünste aus dem Meer, aus Sümpfen und Morästen herauszöge, und dann aus ihnen Donnerwetter brütete, die verheerende Blitze auf die Hütten der Armen und Elenden hinschleuderten! — Ach Fatime, erbarme dich deines Vaters und hilf mir diesen Jammer verhüten! —

Fatime seufzte tief, und Thränen wie Thautropfen entquollen ihren himmelblauen Augen! Nein! antwortete sie: Nein, mein Vater und mein König! eine solche Sonne soll nie aufgehen, ich würde ihren ersten Morgenblick mit einem Schleier bedecken, und ihr dann mit starker Hand den Weg zeigen, den sie gekommen wäre; aber befiehl mir, was ich thun soll?

Hast du noch nie, fragte der König, einen Jüngling gesehen, an den sich dein Herz anknüpfte?

Nein, sprach die Tochter, ich habe Tag und Nacht die Eingänge zu meinem Herzen bewacht, und jede Vorstellung

eines Mannes abgewiesen; ich darf nicht wählen, dies kommt nur dem zu, der das Glück der Menschen will.

Abulmalek küßte sie und sagte: aber doch ist es Zeit, und unsere Pflicht, zu erforschen, ob uns Gott den Mann zeigen will, der dein und deines Volkes Schutz und Vater seyn soll; meiner Tage sind nicht viele mehr, und ich könnte nicht ruhig zu meinen Vätern gesammelt werden, wenn ich meinen Nachfolger nicht wüßte. Mache dich also fertig auf Morgen, und wähle eine vertraute und verschwiegene Jungfrau unter deinen Gespielinnen, die dich bedient; wir wollen den heiligen Gomar Ibn Jasuf besuchen, er steht in dem Rufe, nähern und gemeinsamern Umgang mit Gott zu haben als andere Menschen, er soll uns sagen, was wir thun sollen. Aber mache, daß Niemand erfährt, wohin wir reisen, und was der Zweck unserer Reise ist!

Fatime gehorchte, und des andern Morgens früh waren sie schon bei dem Aufgang der Sonne eine gute Strecke von der Königsstadt Tdhafar entfernt; der Zug war klein, nur wenig Diener und eine Jungfrau begleiteten den König und seine Tochter.

Am dritten Tage gegen Mittag näherten sie sich dem Djäbel Minar, sie sahen dies Gebirge schwarzgrün vor sich liegen, und die kühlende Bergluft wehte ihnen freundlich entgegen, es war ihnen, als wenn ihnen Engel Gottes unsichtbar entgegen kämen und sie in der Sprache der Geister bewillkommten.

Hier befahl Abulmalek ein paar Stunden zu ruhen, um sich mit Speise und Trank zu erquicken; Bäume von mancher Art verbreiteten Schatten auf den grünen Rasen, und dufteten Kühlung dem Wanderer entgegen.

Während der Zeit, daß die Bedienten Speise bereiteten, wandelte der König mit seiner Tochter, in's Gespräch vertieft, zwischen den Bäumen hin; beide hatten nichts an sich, das ihren Stand verrieth, denn sie waren wie Reisende gekleidet. Indem sie sich allmählig von der Gesellschaft entfernten, sahen sie nahe vor sich eine Waide, die rundum mit Bäumen umkränzt war; an der einen Seite

war so ruhig, als ob nichts Sonderliches vorginge; Maria faßte ihre Hand, sah aus wie ein Engel und ruhte. Nach einer Weile hauchte sie: Sie kommen! drehte sterbend das Gesicht zu meiner Frau und sagte: der Herr kommt! — dann faßte sie mich mit der andern Hand, zuckte ein paarmal und verschied. Aber wie war uns, als meine Frau erblaßte! Wir bemerkten ein starkes Röcheln, und in wenigen Minuten war auch ihre langgeprüfte Seele entflohen. Ich kann Ihnen, bester Freund, nicht beschreiben, wie uns war; das Wehen aus dem ewigen Osten fühlten wir so stark, und die englischen Umgebungen um uns her wirkten so stark um uns, daß wir Alle auf den Knieen lagen, weinten, trauerten und jubelten.

Maria wollte nicht in die adelige Gruft beigesetzt werden, sondern auf dem Kirchhof zwischen ihren Unterthanen ruhen. Ich ließ also die beiden Lieben in ein Grab zusammen legen, und ein Stein bedeckt Beide unter einem Hügel. Zu ihren Häuptern ist eine Trauerweide gepflanzt, und Millionen Thränen werden ihren Wachsthum befördern. Leben Sie wohl!

13.

Eine außerordentliche Wirkung der Einbildungskraft.

Zu Schaumburg wohnte ein edler und wohlhabender Bürger, der sich mit Büchereinbinden und der Kleinuhrmacherkunst ernährte. Dieser rechtschaffene Mann war des Doktor Stillings Freund, und wenn Jemand in seinem Hause unpäßlich war, so bediente er sich seines Raths und seiner Hülfe. Nun war einmal seine Gattin krank geworden; er schrieb also an seinen Arzt; Stilling eilte, setzte sich zu Pferde und ritt dorthin. Er kam am Abend an, und war also genöthigt, bei seinem Freund zu übernachten.

Als nun der Doktor seine Patientin gehörig besorgt, und sich bei dem freundschaftlichen Mahle nach Leib und Seele erquickt hatte, so führte ihn der Buchbinder in sein Schlafzimmer. So wie er das Licht auf das Consol-Tischchen stellte, fiel Stilling ein unter dem Spiegel hängendes Portrait in die Augen; es war auf Kupferblech gemalt, und ein Meisterstück in seiner Art. Er betrachtete und bewunderte das Gemälde eine Weile; nach und nach aber überlief ihn ein Schauder; denn er bemerkte etwas Furchtbares, das sich vor seinen Augen immer mehr und mehr entwickelte, je länger er es ansah. Ob er sich nun gleich alle Mühe gab, die Charakterzüge ausfindig zu machen, die den erstaunlichen Eindruck auf ihn machten, so fand er doch nichts Sonderliches im Einzelnen, sondern das, was ein solches tief ergreifendes Entsetzen verursachte, war Wirkung

des Ganzen; diese ward aber bei Stilling so stark, daß er nöthig hatte, an seine Vernunft zu appelliren, um diese Nacht auf dem Zimmer bleiben zu können.

Das Portrait war ungefähr von der Größe eines Quartblattes, und das Brustbild eines Mannes von etwa dreißig bis vierzig Jahren. Er hatte einen bordirten Hut auf, trug eine Allonge-Perücke, und war in gallonirten Scharlach gekleidet, alles nach dem Kostüm des vierten Jahrzehends unsers Jahrhunderts.

Stilling konnte kein Auge von dem Bilde verwenden. Je mehr er's anschaute, je tiefer ward er von Schauer durchdrungen; der Buchbinder merkte das, er fragte daher: „gefällt Ihnen das Gemälde, Herr Doktor?" Dieser versetzte: Ich weiß nicht, was ich sagen soll, — ich sehe da ein Meisterstück der Malerei, das Bild eines überaus schönen Mannes, und doch prägen mir diese so äußerst regelmäßigen Züge ein geheimes Entsetzen ein, dessen eigentliche Ursache ich nicht ausfindig machen kann. Es ist nicht Ehrfurcht, was ich empfinde, sondern der Eindruck ist demjenigen ähnlich, den etwa Satan auf mich machen würde, wenn er in der Hülle eines schönen Mannes da vor mir stände.

Der Buchbinder verwunderte sich und sagte: Alle, die das Portrait gesehen haben, finden etwas Fremdes und Schauervolles darinnen; allein Sie sind doch der erste, auf den es so stark gewirkt hat. Wenn Sie nicht zu müde und schläfrig sind, so will ich Ihnen die äußerst merkwürdige Geschichte erzählen, der ich diese Seltenheit zu verdanken habe.

Stilling war so bewegt, daß er keinen Schlaf empfand; Beide setzten sich also zusammen, und sein Freund erzählte:

Vor etwa fünf und zwanzig Jahren reiste mein seliger Vater (der auch Buchbinder in Schaumburg war) nach D....; dort kehrte er in einem bekannten Gasthof ein, wo er in der Wirthsstube, wie gewöhnlich, verschiedene Männer allerlei Standes an Tischen sitzen fand, die Wein

tranken. Hinter dem Ofen aber bemerkte er einen wohlgekleideten Fremden, dessen verzweiflungs- und schwermuthsvolle Miene alsofort seine Aufmerksamkeit und Neugierde rege machte. Er erkundigte sich deßfalls bei dem Wirth, wer der Mann sey, und erhielt die Antwort: dieser Fremde sey ein reisender Maler, der erst vor ein Paar Tagen angekommen, aber äußerst melancholisch sey; woher er komme, und wohin er wolle, das könne man nicht von ihm erfahren.

Dies machte meinen Vater noch neugieriger; er nahm also einen Stuhl und setzte sich nahe zu dem Fremden, und zwar ihm gegenüber; der Maler that aber, als wenn er gar nicht da wäre.

Nach und nach bemerkte mein Vater, daß dieser sonderbare Mann mit einer entsetzlich furchtsamen Miene zuweilen hinter sich blickte, dann gleichsam zusammenfuhr, und mit tobender Verzweiflung vor sich hin schaute.

„Das mußt du heraus haben!“ dachte mein Vater; „es mag auch kosten, was es will.“ Er rückte also noch näher, um leise mit dem Maler sprechen zu können; dann fing er in seinem freundlichen und traulichen Tone an: „Mein Herr, verzeihen Sie, daß ich Sie anrede, Sie sind unglücklich, und ich ein Freund aller Unglücklichen, vielleicht kann ich Ihre Leiden mildern.“

Wer meinen Vater gekannt hat, der weiß, daß man seiner ehrwürdigen und leutseligen Miene und Art zu reden nicht widerstehen konnte; der Fremde heiterte sich auf und antwortete: „Ich danke Ihnen herzlich für den Antheil, den Sie an meinem Schicksal nehmen; allein es ist von der Art, daß weder im Himmel, noch auf Erden eine Macht groß genug ist, mir es zu erleichtern.“ Hierauf erwiederte mein Vater: die Religion sey im Stand, alle Leiden wegzuheben, wenn man nur Glauben an Gott und Zutrauen zum Erlöser habe.

Indessen half alles Zureden nichts; der Fremde war und blieb kalt, seine Seele war keines Trostes fähig: doch schloß er sich an meinen Vater an, war zutraulich gegen ihn und hielt sich zu ihm.

Mein Vater gab deßwegen die Hoffnung nicht auf, sein Geheimniß herauszulocken, und ihm alsdann mit unwiderlegbaren Trostgründen beizukommen; er bat daher den Wirth, ihm wo möglich ein Schlafzimmer neben dem Fremden zu geben. Dieses war nun zwar besetzt, aber auf dem Zimmer des Malers standen zwei Betten; mein Vater wählte also mit Zustimmung des Fremden dasjenige, welches noch leer war.

Als nun die Beiden nach dem Abendessen auf ihrer Kammer allein waren und zusammen sprachen, so wurde der Maler nach und nach so offenherzig, daß er meinem Vater sein ganzes Herz eröffnete. Sein schreckliches Geheimniß war ein Meuchelmord, welcher sich folgendergestalt zugetragen hatte.

Er war am D . . . . . . n Hofe Hofmaler gewesen; nun hatte ihn auf einem Ball ein gewisser Cavalier höchlich beleidigt; der Maler paßt ihm bei dem Nachhausegehen an einem dunkeln, einsamen Orte auf, rennt ihm von hinten zu den Degen durch den Leib und entflieht. Nachdem er sich nun in Sicherheit befindet und die kochende Leidenschaft der Rache abgekühlt ist, so folgt eine tiefe Reue, und mit dieser die rasendste Verzweiflung. Die ganze Last seines Verbrechens lagert sich wie ein Gebirge auf seine Seele hin: er fühlt nichts, als Verdammniß: die ganze Hölle wüthet in ihm, und jeder Gedanke des Trostes ist wie ein Wassertropfen, der in eine Gluth fällt und im Augenblick verrauscht. Allmälig fängt nun der bei lebendigem Leibe verdammte arme Sünder an, nahe hinter sich den ermordeten Edelmann mit schrecklich drohender Miene zu sehen; dieser fürchterliche Verfolger ward immer lebhafter, immer deutlicher vor seinen Augen, und verließ ihn nie. So oft er hinter sich sah, stand der Quälgeist in seiner vollkommenen natürlichen Gestalt, so wie er auf dem Ball gekleidet gewesen, in einer Entfernung von etlichen Schritten da; und es war ihm zu Muth, als wenn dieser Bluträcher alsofort über ihn herfallen wollte. Diese schreckliche Erscheinung war es, die den armen Maler peinigte, so daß er

weder Tag noch Nacht ruhen konnte, wozu dann noch die innere Ueberzeugung seiner Blutschuld kam, die den armen Geist zu Boden drückte.

Jetzt wußte mein Vater, wo es dem bedauernswürdigen Manne fehlte; er suchte also alle Trostgründe der Religion hervor und wendete sie auf ihn an; aber sie hafteten ganz und gar nicht. Endlich schlug er ihm vor, wieder umzukehren und sich der Gerechtigkeit in die Hände zu liefern, oder es auch hier zu thun. Allein auch das schlug er aus; mit einem Wort: alles, was mein Vater anwendete, ihn zu retten, war vergeblich. Die ganze Nacht brachte er mit Aechzen und Wehklagen zu; des Morgens aber, nachdem er sich angekleidet hatte, zog er aus seinem Koffer jenes Gemälde hervor, schenkte es meinem Vater und sagte: „Dieses Portrait meines schrecklichen Verfolgers, das ich erst vor ein paar Tagen geendigt habe, schenke ich Ihnen zum Andenken für Ihre liebreiche Theilnahme; erinnern Sie sich dabei eines ewig verlorenen Menschen, und widmen Sie ihm dann allemal eine mitleidige Thräne.“

Mein Vater nahm das schauervolle Geschenk mit Vergnügen an, und versuchte noch ein Mal alles Mögliche, um sein Herz zu erweichen und ihm mit Trost beizukommen, aber vergeblich. Der Maler schlug alle Mittel aus, und betheuerte hoch, daß ihm schlechterdings nicht zu helfen sey. Hierauf empfahl er sich meinem Vater, indem er sagte, er habe einige Geschäfte in der Stadt zu verrichten, würde aber den Mittag oder den Abend wieder an der Wirthstafel erscheinen.

Während der Zeit aber, daß mein Vater damit umging, vernünftige Leute über die Rettung dieses Menschen zu Rathe zu ziehen, erscholl das Gerücht, er sey in den Strom gesprungen und ertrunken.

Sehen Sie, lieber Herr Doktor, das ist die merkwürdige Geschichte dieses Gemäldes.

Stilling stellte sich auf's neue vor das Portrait hin, und betrachtete es nun noch mit einem neuen Interesse; es war ihm, als wenn er das drohende Phantom selber ge-

sehen hätte, er schlief in der Nachbarschaft desselben wenig, und ritt des andern Morgens, ganz mit den Ideen dieser gräßlichen Geschichte erfüllt, nach Haus.

Diese Erscheinung ist für den Psychologen deßwegen wichtig, weil der Maler, oder besser der Patient, das Bild nicht beständig vor Augen hatte, sondern es nur dann sah, wenn er hinter sich schaute. Man hat mehrere Fälle dieser Art, in welchen aber der Leidende die Figur immer vor Augen sah, sobald er sie nur öffnete. Dieses ist begreiflich; aber daß einer eine solche Gestalt nur dann sieht, wenn er zurückschaut, ist etwas Seltenes. Eben diese Bemerkung hat mehrere vernünftige Leute, denen ich die Geschichte erzählte, bewogen, zu glauben, daß der Geist des Ermordeten wirklich den Mörder verfolgt habe; allein wer nur einigermaßen geläuterte Begriffe hat, der sieht ein, daß es weit leichter sey, die ganze Sache aus der Natur der Phantasie, als aus Wirkungen des Geisterreichs zu erklären, besonders da man bei der letztern Methode so gar gerne auf Abwege geräth, auf denen man sich zwar mit Vergnügen verirrt, aber immer weiter von der Wahrheit entfernt wird.

14.

Die Königstochter.

Eine arabische Erzählung.

Einst lebte ein König von Fartach, Abulmalek war sein Name, der regierte gut, und war Gott und Menschen angenehm; von allen seinen Kindern war ihm nur eine Tochter geblieben, die ihn in seinem Alter tröstete, und nach ihm Erbin seines Reichs seyn sollte. Fatime hieß die Königstochter; sie war schön und reines Herzens, und wenn aus dem Dunkel herauf ein Auge in unreiner Lust gegen sie entbrannte, und ihr Blick begegnete diesem giftigen Feuerstrahl, so kehrte er zurück, und verzehrte sich in sich selbst.

Fatime hatte viele Liebhaber, und ihre Erbschaft auch; um ihrentwillen zogen viele vornehme junge Araber an Abulmaleks Hof, aber alle bewarben sich umsonst um die schöne Fatime, denn es gefiel ihr keiner, und keiner gefiel ihrem Vater; aber alle wurden sanft und gesittet, und die es nicht wurden, schienen es doch zu seyn.

Aber der alte König wünschte doch seinen Nachfolger zu wissen, und die Tochter ihrer würdig vermählt zu sehen, es quälte ihn zu denken, daß die wichtigsten Gegenstände, die seine Seele liebte, sein Reich und seine Erbin in schlimme Hände gerathen sollten. Als er daher einst Fatime mit ihren Gespielinnen unter den Bäumen seines Gartens lustwandeln sah, rief er sie zu sich, führte sie auf einen Hügel,

wo man die ganze Gegend übersehen konnte, und setzte sich mit ihr auf eine Rasenbank nieder, dann sprach er folgender Gestalt:

Siehst du, meine Tochter! die Sonne, wie sie sich so ruhig und unvermerkt am heitern unbewölkten Himmel dem fernen blauen Gebirge nähert? — sie hat die ganze weite Gegend diesen Tag über erleuchtet und gewärmt, und die ganze Natur war ruhig und froh in ihrem Lichte; diesem Tage gleicht mein Leben — keine Wolke, kein Sturm und kein Ungewitter hat auch meinen Lebenstag getrübt, ich habe meinen Lauf, so wie mir ihn die Vorsehung ausgezeichnet hat, eben so weit vollendet, wie jetzt die Sonne: ich nähere mich der Erde, die bald meinen irdischen Glanz bedecken soll.

Aber Fatime, was wird aus dem folgenden Tage werden? — Du bist ein Weib — und Weiber können nicht regieren, ohne regiert zu werden; wie gerne möchte ich deinen künftigen Führer, den Mann wissen, der nach mir über meinem Horizont glänzen soll. Ach, wenn er eine stechende brennende Sonne wäre, die alles versengte und verdorrte, die schwüle feuerfangende Dünste aus dem Meer, aus Sümpfen und Morästen herauszöge, und dann aus ihnen Donnerwetter brütete, die verheerende Blitze auf die Hütten der Armen und Elenden hinschleuderten! — Ach Fatime, erbarme dich deines Vaters und hilf mir diesen Jammer verhüten! —

Fatime seufzte tief, und Thränen wie Thautropfen entquollen ihren himmelblauen Augen! Nein! antwortete sie: Nein, mein Vater und mein König! eine solche Sonne soll nie aufgehen, ich würde ihren ersten Morgenblick mit einem Schleier bedecken, und ihr dann mit starker Hand den Weg zeigen, den sie gekommen wäre; aber befiehl mir, was ich thun soll?

Hast du noch nie, fragte der König, einen Jüngling gesehen, an den sich dein Herz anknüpfte?

Nein, sprach die Tochter, ich habe Tag und Nacht die Eingänge zu meinem Herzen bewacht, und jede Vorstellung

eines Mannes abgewiesen; ich darf nicht wählen, dies kommt nur dem zu, der das Glück der Menschen will.

Abulmalek küßte sie und sagte: aber doch ist es Zeit, und unsere Pflicht, zu erforschen, ob uns Gott den Mann zeigen will, der dein und deines Volkes Schutz und Vater seyn soll; meiner Tage sind nicht viele mehr, und ich könnte nicht ruhig zu meinen Vätern gesammelt werden, wenn ich meinen Nachfolger nicht wüßte. Mache dich also fertig auf Morgen, und wähle eine vertraute und verschwiegene Jungfrau unter deinen Gespielinnen, die dich bedient; wir wollen den heiligen Somar Ibn Jasuf besuchen, er steht in dem Rufe, nähern und gemeinsamern Umgang mit Gott zu haben als andere Menschen, er soll uns sagen, was wir thun sollen. Aber mache, daß Niemand erfährt, wohin wir reisen, und was der Zweck unserer Reise ist!

Fatime gehorchte, und des andern Morgens früh waren sie schon bei dem Aufgang der Sonne eine gute Strecke von der Königsstadt Tdhafar entfernt; der Zug war klein, nur wenig Diener und eine Jungfrau begleiteten den König und seine Tochter.

Am dritten Tage gegen Mittag näherten sie sich dem Djäbel Minar, sie sahen dies Gebirge schwarzgrün vor sich liegen, und die kühlende Bergluft wehte ihnen freundlich entgegen, es war ihnen, als wenn ihnen Engel Gottes unsichtbar entgegen kämen und sie in der Sprache der Geister bewillkommten.

Hier befahl Abulmalek ein paar Stunden zu ruhen, um sich mit Speise und Trank zu erquicken; Bäume von mancher Art verbreiteten Schatten auf den grünen Rasen, und dufteten Kühlung dem Wanderer entgegen.

Während der Zeit, daß die Bedienten Speise bereiteten, wandelte der König mit seiner Tochter, in's Gespräch vertieft, zwischen den Bäumen hin; beide hatten nichts an sich, das ihren Stand verrieth, denn sie waren wie Reisende gekleidet. Indem sie sich allmählig von der Gesellschaft entfernten, sahen sie nahe vor sich eine Waide, die rundum mit Bäumen umkränzt war; an der einen Seite

dieser Bäume ruhte eine Heerde Schafe im Schatten, und ihr Hirte nicht weit von ihr auf einem Rasenhügel; Abulmalek und seine Tochter näherten sich diesem Hirten, der nun aufstand und ihnen entgegen ging.

Hoch und männlich schritt der Jüngling einher, er war wie David Ibn Isai, bräunlich und schön, sein Angesicht sah aus, als wenn der Prophet Gottes bald kommen, und ihm das heilige Salböl auf den Scheitel gießen könnte.

Mit einem reinen und männlichen Ton redete er die Beiden an und sprach:

Wenn ihr Fremde seyd, die Erquickung bedürfen, oder sich verirrt haben, so will ich Euch hier in der Nähe in die Wohnung meines Vaters führen, und Euch Milch, Honig und Brod vorsetzen, damit Ihr Euch laben könnt, und dann will ich Euch wieder auf den rechten Weg führen.

Freundlich antwortete Abulmalek: wir danken dir, edler Hirte! wir haben Speise und Trank bei uns; hier in der Nähe halten unsere Kameele, wir gingen nur ein wenig spazieren, auch werden wir den Weg wohl finden, den wir ziehen wollen. Aber wie heißest du, mein Sohn, und wer ist dein Vater?

Mein Vater ist ein Landmann, den Gott mit Gütern gesegnet, weil er Ihn liebte, Ihm vertraute, und seinen Knecht Abulmalek auch liebte und seinen Gesetzen gehorchte; er heißt Alberith und mein Name ist Habar.

Abulmalek konnte den Hirten nicht genug ansehen, er gefiel ihm in seinem Herzen und Fatime hatte auch für diesmal den Eingang zu ihrem Herzen nicht bewacht: denn die Vorstellung des Hirten war bis in den innersten Winkel hineingeschlüpft. Immer eilte ihr Auge zu den Blicken des Jünglings, die auch den ihrigen immer begegneten. Die Natur ging hier ihren freien Gang; sie kennt die Verhältnisse der Königstochter und des Hirten nicht, und fordert nur ihre Menschenrechte.

Der König fragte ferner: kennst du den frommen Gomar, und weißt du den Weg zu seiner Wohnung?

O ja! versetzte freundlich der Hirte: er ist mein Freund

und mein Lehrer; wenn Ihr ihn besuchen wollt, so will ich Euch zu ihm führen.

Abulmalek freute sich, und Fatime noch mehr. Wohlan! fuhr der König fort, wir wollen dort unter den Bäumen ausruhen, in zwei Stunden komme zu uns, und führe uns dann den Weg, den wir wandeln müssen.

Jetzt wandten die beiden Reisenden ihr Gesicht und kehrten wieder zurück. Auf dem Wege sprach Abulmalek kein Wort, seine Seele brütete auf dem Geheimniß der Zukunft, er ahnete etwas, aber er konnte von der Schrift des Schicksals, die vor seinen Augen wehte, keinen Buchstaben lesen. Fatime schwieg auch, sie konnte die Schrift wohl lesen, aber nicht das Räthsel enthüllen, das sie enthielt, beide hofften auf die Auflösung, die ihnen Gomar geben würde.

Zur bestimmten Zeit kam Hadar der Hirte, er ritt auf einem edlen arabischen Rosse, in einiger Entfernung stieg er ab, und kam zur Gesellschaft.

Nun begann der Zug bald gegen das Gebirge zu, das sie in zwei Stunden erreichten; sie ritten durch ein enges Thal hinauf, welches sie endlich auf eine erhabene Fläche brachte, die rundum mit waldigten Hügeln umgeben, und mit fruchtbaren Bäumen bepflanzt war, unter welchen Gomar in den sanften Strahlen der Abendsonne umherging.

Der Einsiedler kannte den König und seine Tochter; da er aber mit Recht vermuthete, daß er in Gegenwart des Hirten nicht erkannt seyn wollte, so empfing er ihn mit Würde als einen Unbekannten, und grüßte dann auch seinen jungen Freund Hadar. Dieser schaute ihn sehnsuchtsvoll an und fragte: Vater Gomar! wann darf ich zu dir kommen? Morgen, wenn du willst, versetzte der Alte. Flugs schwang sich der Hirte auf sein Pferd, und eilte wieder fort zu seiner Heerde.

Als nun Abulmalek und seine Tochter Fatime mit dem einsamen Weisen allein waren, so führte dieser die beiden Gäste in seine Hütte, und fragte nun mit geziemender Ehrfurcht, was ihm sein König zu befehlen habe?

Der König antwortete: Wenn du mich kennst, Gomar, so wirst du auch vermuthen, daß diese Jungfrau meine Tochter Fatime ist; und eben diese bewegt mich, mit ihr zu dir zu reisen, um mich bei dir nach dem Willen Gottes über sie zu erkundigen.

Gomar erwiederte: Der König, mein Herr, sage mir, seinem Knecht, sein Anliegen, so will ich dann antworten, was mir der Geist Gottes eingeben wird.

Du weißt, versetzte Abulmalek, daß meine Tochter Fatime mein einziges Kind, folglich auch die Erbin meines Reichs ist; du weißt auch, daß ein Weib nicht regieren kann, ohne regiert zu werden, sie mag heirathen oder nicht; nun würde meine Seele in ein ewiges Trauern versinken, wenn sie nicht heirathete, und also mein Stamm mit ihr erlöschte, und dann Fremde meine lieben Unterthanen beherrschen, und vielleicht verderben sollten; aber auch dann würden meine Gebeine im Grabe nicht ruhig schlummern, und meine Seele die Freuden des Paradieses nicht genießen können, wenn sich etwa ein Tyrann meiner Tochter und meines Volkes bemächtigte; oder wenn ein Schwachkopf über ihr Herz siegte, der dann hernach durch seine Günstlinge den Jammer anrichtete, den er selbst aus Ohnmacht nicht anzurichten vermag.

Gomar heiterte seinen Blick, er schaute gen Himmel, dann auf seinen König und dessen Tochter hin, und sagte:

Der Diener und Stellvertreter Gottes, Abulmalek, spricht wie er sprechen soll, und seine Worte sind wie die Worte eines Engels; aber was willst du nun, daß ich thun soll?

„Du sollst Gott für uns anrufen, daß Er uns einen Mann zuführen möge, der mein Volk und meine Tochter glücklich macht; einen Mann, der von Herzen Gott fürchtet.“

Der Einsiedler antwortete: Gott wird das Gebet seines armen sündigen Knechts um der Tugenden des Königs und seiner Tochter, und um seines Volks willen erhören. Ich will also thun, was du befohlen hast. Aber verzeihe mir, mein Herr und mein König, daß ich mich unterstehe, deine

Absichten zu prüfen: denn wenn sie nicht ganz rein und lauter wären, so würde mich Gott nicht erhören; es kommt vornehmlich darauf an, ob du der Vorsehung Bedingungen vorschreibst, die sie erfüllen muß, wenn du ihr folgen sollst?

Abulmalek und Fatime starrten Gomar an, und fast unwillig sagte der König: was sprichst du? — kannst du nur wähnen, daß ich vermessen genug wäre, dem Allerhöchsten Bedingungen vorzuschreiben? — — Ich, der ich ja ein Laubblatt im Winde, und ein Strohhalm in der Gluth bin? —

Der König zürne nicht über seinen Knecht, fuhr der Einsiedler fort, denn ich weiß was ich rede.

Wie wenn nun die Vorsehung einen gemeinen geringen Jüngling zu deinem Nachfolger und Fatimens Gemahl bestimmt hätte? Darauf versetzte der König: die Vorsehung hat mich einmal dazu verordnet, daß ich, so viel an mir ist, verhüten soll, daß meine Fatime und mein Volk nicht durch eine mißlungene Wahl meines Nachfolgers unglücklich gemacht werden; nun hängt aber dieses Unglück nicht vom gemeinen und geringen Stand, sondern vom bösen Herzen und schwachen Verstand ab; wenn mir daher Gott einen Mann anzeigt, der edel, tugendhaft, weise und ein Freund des Höchsten und Heiligsten und seiner Geschöpfe ist, so sey er der Sohn eines Königs oder eines Bettlers!

Gelobt sey Gott! rief Gomar mit Thränen der innigsten Rührung; aber denkt auch die edle Königstochter eben so?

Fatime legte die Hand auf's Herz, richtete den Blick in die Höhe und sagte: Ja!

Nun, so vergönne mir sieben Tage Zeit, fuhr Gomar fort, damit ich mich auf eine Antwort gebührend anschicken könne, hernach will ich kommen, und dir sagen, was mich Gott sagen heißt. Darauf setzte er dem Könige und seiner Tochter köstliche Früchte aus seinem Garten vor, sie genoßen davon, beschenkten den Einsiedler, und zogen dann des Morgens wieder ihres Weges.

Fatime war aber auf dieser Rückreise stille, gedankenvoll

und traurig; dies kränkte ihren Vater, er forschte also lange, von ihr zu erfahren, was ihr fehle? allein sie war zu schamhaft, es zu gestehen; als er sie aber beschwur, ihm ihre Gedanken zu entdecken, so verrieth sie ihm, daß sie nicht wachsam genug gewesen, und daher das Bild des Hirten in ihr Herz geschlichen sey, und sie könne seiner nicht wieder los werden.

Ich bin kein Weib, antwortete Abulmalek, und doch ist er auch in mein Herz so tief hinein geschlichen, daß ich seiner nicht mehr vergessen kann; allein höre die Stimme deines Vaters, und merke wohl auf das, was ich dir sage! wir haben die ganze Sache der Vorsehung überlassen, jetzt dürfen wir in ihre Führung unsern eignen Willen nicht einmischen; ist nun unsere Neigung zum Hirten Hadar von ihr, so wird sie ihn zu uns führen, und unsere Wünsche erfüllen, wo nicht, so ist es ihr Wille nicht, und wir müssen unsere Neigung bekämpfen, und ihrem Befehl gehorchen.

Fatime erkannte die Wahrheit dessen, was ihr Vater sagte, und sie versprach, dem Willen der Vorsehung zu folgen. In dieser frommen Gesinnung kamen beide in Tdhafar an, und erwarteten nun den Ausgang der sieben Tage.

Hadar der edle Hirte hatte aber auch seine Ruhe verloren, das Bild der fremden Jungfrau schwebte ihm immer vor Augen und er eilte des andern Tages, um seine Herzensangelegenheit in den Schooß seines Freundes Gomar auszuschütten.

Der Einsiedler empfing ihn freundlich, denn er kannte ihn von Jugend auf, und hatte seinen Trieben die gehörige Richtung gegeben. Da er nun Unruhe in den Augen des Jünglings bemerkte, so befahl er ihm, offen zu sagen, was er auf dem Herzen habe.

Ach Vater! fing Hadar an, ich kannte die Liebe noch nicht, ich war noch unbewaffnet gegen sie, daher hat mich gestern der Anblick der fremden Jungfrau bezaubert, ich liebe sie, und sehe sie vielleicht nie wieder; ich war auch

zu blöde, um ihr etwas zu entdecken, ich habe sogar nicht einmal gefragt, wer sie ist, und wo sie her sey?

Gomar staunte, und merkte den Weg, den ihm Gott zeigte. Er antwortete daher dem Jüngling und sprach: Höre mich, mein Sohn Hadar, und merke wohl auf das, was ich dir zu sagen habe! wenn die fremde Jungfrau dir von Gott zur Gattin bestimmt ist, so wird Er sie dir zuführen, und du wirst sie also zur rechten Zeit wieder finden; ist sie dir aber nicht bestimmt, so mußt du dich gedulдig in den Willen der Vorsehung fügen. Eins aber weiß ich, das dir von Gott zur Pflicht aufgelegt ist, nämlich den großen Trieb, den Er in deine Seele schuf, auf viele Menschen zu ihrem Besten zu wirken, nunmehr besser auszubilden, und dich zu diesem großen Beruf geschickt zu machen; findest du nun auf diesem Wege deine Jungfrau wieder, so ist deine Liebe von Gott, findest du sie aber auf diesem deinem Wege nicht, so mußt du die Neigung bekämpfen, und dein Sieg wird Gott wohlgefällig seyn. Hadar seufzte zwar, aber sein Vorsatz war fest, diesem väterlichen Rath, den er für richtig erkannte, treulich zu folgen; er hätte zwar gerne gewußt, wer die Geliebte seines Herzens sey? aber davon erfuhr er nicht den leisesten Wink. Nun trug ihm noch Gomar auf, seinen Vater zu grüßen, und morgen mit ihm zu ihm zu kommen, und entließ ihn.

Des andern Morgens machte sich also Alberith mit seinem Sohn Hadar früh auf, und beide gingen zu Gomar in's Gebirge; als sie der Einsiedler von weitem kommen sah, so ging er ihnen entgegen, grüßte sie freundlich, und führte sie dann in seine Hütte, wo er ihnen ein erquickendes Frühstück vorsetzte.

Nachdem sie dieses genossen hatten, so fing Gomar an: du weißt, Alberith! daß mich dein Sohn von Jugend auf besuchte, und sich meiner Führung anvertraut hat; ich habe seine Seele ausgeforscht, und in seinem Geist große Anlagen zur Beglückung der Menschen gefunden; derjenige, der diese Anlagen in ihm schuf, der will auch, daß er sie brauchen soll; überlasse mir nun diesen deinen Sohn, ich

will ihn auf die rechte Bahn seiner Bestimmung leiten, damit der Wille Gottes an ihm erfüllet werde.

Alberith erwiederte: nichts kann mir lieber seyn, als wenn mein Sohn zum Werkzeug der Vorsehung wird, wodurch sie Menschen glücklich macht. Du bist ein Freund Gottes, ich übertrage dir mein väterliches Recht, der Leitung und Führung, und behalte mir nichts vor als meine Liebe zu ihm. Solltest du Unterstützung an Geld und Gütern bedürfen, so fordre nur, Gott hat mich gesegnet.

Hierauf machte Gomar Anstalt zu seinem Vorhaben, und da er noch erst zum König reisen mußte, so bestellte er, daß Hadar erst nach Verlauf von vierzehn Tagen, und zwar reisefertig bei ihm erscheinen sollte; Unterstützung an Geld verlangte er aber vor der Hand noch nicht.

Nachdem nun alles verabredet war, so ging Alberith mit seinem Sohn wieder nach Hause, Gomar aber zog zur bestimmten Zeit die Straße nach Tdahfar.

Als er dort angelangt war, so ging er zum König. Dieser empfing ihn sehr freundlich, und führte ihn in ein abgelegenes einsames Zimmer, wohin sich Fatime schon voraus begeben hatte. Diese dachte nun Tag und Nacht nichts anders als Gott und den Hirten, und sie hatte nach langem Rathschlagen mit ihrem Vater es endlich dahin gebracht, daß er ihr, wiewohl nicht ohne Schwierigkeit, erlaubte, mit dem heiligen Mann von Hadar zu reden.

Was bringst du uns für eine Antwort? fing Abulmalek mit Sehnsucht an.

Gomar antwortete: Gott hat mir einen Mann gezeigt, der dein Volk und deine Tochter glücklich macht, einen Mann, der von Herzen Gott fürchtet.

Der König und seine Tochter konnten sich nur halb freuen, weil sie den Hirten im Auge hatten; doch fragte der König mit frohem und forschenden Blick: kennen wir denn auch diesen Mann?

Zürne nicht, mein König! versetzte Gomar, wenn ich dir diese Frage nicht nach Wunsch beantworten kann; sowohl du und deine Tochter, als auch dein Nachfolger, ihr

nåßt alle durch Prüfung, Gelassenheit und Ergebung in den Willen Gottes, Euch Eures Schicksals würdig machen, daher dürft Ihr alle nichts erfahren, bis Ihr Euch am frohen Tage der Erfüllung seht. Ihr wißt, daß Gott die Zukunft aus weisen Ursachen vor unsern Augen verbirgt.

Aus dieser Rede hätte nun Fatime wohl schließen können, welche Antwort sie auf ihre Frage erhalten würde, allein sie fragte dennoch.

Mir hat der Hirte Habar so wohl gefallen, fing sie an; ich wünschte, daß mir ihn die Vorsehung zuführen möge.

Daß Gomar in diesem Augenblick das Gelingen seines Gott wohlgefälligen Plans voraus sah, und daß er sich höchlich freute, das läßt sich leicht denken, doch ließ er sich nichts merken, sondern sagte: wenn deine Neigung von Gott ist, so wird Er sie gewiß erfüllen, aber eben diese Ungewißheit, o Königstochter! ist das Reinigungsfeuer, wodurch sie geläutert werden muß; übergib also deine Neigung zum Hirten Habar in die Hand der Vorsehung, und mache deinen Willen ganz von dem ihrigen abhängig, so wirst du zufrieden seyn, der Hirte mag dein Gemahl werden oder nicht.

Sowohl dem König als seiner Tochter blieb nun nichts anders übrig, als Gott zu vertrauen, und alle ihre Wünsche seinem Willen aufzuopfern.

Nun fügte noch Gomar die bedenklichen Worte hinzu: Heut' über's Jahr bring ich, wenn Gott will! den Erben des Königreichs Fartach und den Gemahl der Königstochter Fatime hieher, und übergebe ihn in Eure Hände; so viel weiß ich, daß dann die Seele meines Königs und seiner holden Tochter so zubereitet und gestimmt seyn werden, daß ihnen gerade derjenige, den ich bringe, recht seyn wird.

Abulmalek und seine Tochter faßten Muth, und beschloßen fest, ganz willenlos den gesetzten Zeitpunkt abzuwarten; nachdem sich nun Gomar zur Rückreise hinlänglich gestärkt hatte, so zog er wieder seine Straße.

Nun rüstete er sich auch zur Abreise auf ein Jahr, übertrug einem alten treuen Freund die Aufsicht auf seine Einsiedelei, und erwartete seinen Zögling Hadar, der auch zur gesetzten Zeit mit seinem Vater erschien, welcher ihm noch bis hieher das Geleit geben wollte. Alberith hatte ein unumschränktes Zutrauen zu Gomars Weisheit und Frömmigkeit, daher forschte er auch nicht nach dem Ziel ihrer Reise, nur so viel erfuhr er, daß nach Verlauf eines Jahres die beiden geliebten Personen zurückkehren würden, dann nahm er einen thränenvollen Abschied und kehrte nach seiner Heimath zurück.

Des folgenden Morgens früh sattelten beide Reisende ihre Kameele, und nahmen noch ein drittes mit einem Knecht dazu, das ihre Sachen trug, und zogen nun die Straße, die gegen Mitternacht hinführt.

Am fünften Morgen ihrer Reise eröffnete erst Gomar dem Hirten seinen Zweck, in so fern er ihm jetzt zu wissen nöthig war. Er nahm ihn allein und sprach: Höre mich, mein Sohn, und merke auf meine Rede! Wir gehen nach Sanna an den Hof des großen und weisen Imam Ibrahim, von dem du wohl gehört hast, daß er in einem Gesicht seinen Vater in der Hölle gesehen habe. Dieser König ist ein heiliger Mann und der beste Regent in der Welt; an seinem Hof kannst du alles lernen, was du bedarfst, er ist die beste Schule für dich; allein du darfst weder deinen noch meinen wahren Namen nennen, — heiße mich Vater Mirza, ich nenne dich Dalec; daß wir Fartacher sind, können wir um der Sprache willen nicht läugnen, übrigens aber sey geheim und verschwiegen.

Auch dem Knecht wurde Verschwiegenheit anbefohlen und die neuen Namen bekannt gemacht.

Nach ihrer Ankunft in Sanna meldete sich Mirza mit seinem Sohn Dalec bei dem Imam, der sie auch alsobald vor sich kommen ließ; sie fanden an ihm einen ernsthaften freundlichen Fürsten, der jedoch immer eine drückende Traurigkeit verrieth: alle Großen seines Reichs, die ihn umgaben, schienen lauter fromme Weltweisen zu

seyn, und warens auch; solch einen vortrefflichen Hof hatte sich Mirza nicht vorgestellt, es war ihm nicht anders, als wenn er da zu Hause wäre, auch Dalec fühlte das Wehen eines göttlichen Geistes, in dem es ihm wohl war.

Eigentlich war auch Ibrahims Hof eine Regierungsschule, so wie billig jeder Hof seyn sollte; jede Angelegenheit, jede Gerichts- oder Staatssache ward zur Frage gemacht, die jeder, der zu des Königs Räthen gehörte, für sich beantworten mußte; aus allen diesen Antworten wählte dann der Imam diejenige aus, die das Glück des Ganzen am meisten beförderte.

Auch waren viele junge Leute da, denen eben diese Fragen vorgelegt wurden, an deren Beantwortung sie sich üben mußten; unter die Zahl dieser Schüler ward nun auch Dalec aufgenommen.

Es währte nicht lange, so bemerkte der Imam die ganz vorzüglichen Talente dieses Jünglings, er würdigte ihn also seines vertrautern Umgangs, und nach und nach auch seiner innigsten Freundschaft. Da aber nun das Zutrauen eines solchen großen Monarchen auch die größte Erkenntlichkeit zur Pflicht macht, so wurde es Dalec unleidlich, dem Imam seine Herkunft nicht entdecken zu dürfen — zu Zeiten schien es auch letzterem wehe zu thun, daß sein junger Freund nicht recht offenherzig gegen ihn war; Mirza war also hier der einzige Mann, der Rath schaffen konnte, an diesen wendete sich Dalec und bat ihn, ihn dieser Pein zu entledigen.

Mirza versprach, mit dem Ibrahim seinetwegen zu sprechen, und sie beide vollkommen zu beruhigen.

Der fromme Einsiedler erschien wenig am Hofe, nur zu Zeiten sahe er nach seinem Pflegesohn, und beobachtete ihn die übrige Zeit aus einsamer Ferne; er war also da, nur nach dem Ansehen und als Vater des jungen Dalec bekannt. Als er daher jetzt um Audienz bei dem Imam, und zwar ohne Beiseyn eines Menschen bat, so wunderte sich jeder, was doch wohl der Alte vorzutragen haben möchte; selbst Ibrahim vermuthete nichts anders als

etwa eine einfältige Bitte zum Besten seines Sohnes, er gestattete ihm gerne sein Verlangen, und empfing ihn in seinem Kabinet.

Was bringst du mir Mirza? fragte der König den hereintretenden Alten. Mirza antwortete mit dem Anstand und der Würde eines Mannes, der gewohnt ist mit dem Herrn aller Herren umzugehen: Großer König der Gläubigen! du hast meinen Pflegesohn deiner besondern Gnade gewürdigt, dafür segne dich der große und erhabene Gott! — damit du aber auch wissen mögest, wer der Jüngling ist, den du liebest, so will ich dir das, was ich von ihm sagen darf, entdecken: Dalec ist seiner Herkunft nach ein gemeiner Hirte, aber seinem Beruf nach zur höchsten Menschengröße bestimmt, und mich, einen armen Einsiedler, hat der einige wahre Gott, dem ich diene, gewürdigt, das Werkzeug seiner erhabenen Führung zu seyn; ich weiß, daß der Imam, der Vater der Gläubigen, Gott fürchtet, und auch eben deßwegen das Geheimniß der Zukunft ehrt, ohne es vor der Zeit enthüllen zu wollen; habe also die Gnade gegen mich, deinen Knecht, und suche nicht weiter zu erforschen, was ich, ohne die Vorsehung zu beleidigen, nicht sagen darf.

Der Imam wunderte sich, den bisher so unbedeutenden Mann so reden zu hören, er antwortete also:

Mirza! ich ehre das Geheimniß der Zukunft, aber du kannst auch leicht meine Pflichten erkennen, und du mußt sie ebenfalls ehren — wie wenn Ihr Beide, du und Dalec, nun Kundschafter wäret und schlimme Absichten gegen mich und mein Reich hättet? — Du siehst also leicht ein, daß ich fordern kann, genau und bestimmt Eure Absicht zu wissen.

Großer König! versetzte Mirza, schlimme Absichten kann auch der haben, von dem du Alles weißt, was du von ihm wissen willst; ein Regent aber, der, wie du, Gott fürchtet, die Tugend liebt, und weise regiert, darf keine Kundschafter fürchten.

Wenn ich meinem Dalec seine künftige Bestimmung

sage, so wird er nicht so fähig dazu werden, als wenn er sie gar nicht weiß. Wirst du sie erfahren, so kannst du ihm nicht das große und göttliche Muster seyn, dem er sich nachbilden soll, und würden es auch die wissen, mit denen er dereinst in Verbindung treten soll, so würden auch sie dem großen Zweck nicht entsprechen. Du siehst also, würdiger Imam! daß wir mit Recht das Geheimniß der Zukunft ehren, und daß der Weise, dem große Dinge anvertraut werden, auch in dem Stück Gott ähnlich werden müsse, daß er alles verschweigt, was nicht nothwendig gesagt werden muß.

Sey du wachsam, und wenn du uns verdächtig findest, so untersuche, findest du uns strafwürdig, so strafe, und findest du uns liebenswürdig, so liebe uns!

Ibrahim staunte über die Weisheit dieses Mannes, und lud ihn ein, am Hof zu bleiben, allein Mirza schlug dies gnädige Anerbieten mit den Worten aus: ich habe mich gewöhnt, in der Einsamkeit mit Gott umzugehen, dies ist mir zur Nothdurft geworden, daher bin ich im beständigen Umgang mit Menschen nichts nütze. Der Imam beschenkte nun noch Mirza, und ließ ihn dann mit dem Versprechen, sein Geheimniß nicht zu erforschen, in seine Einsamkeit zurückkehren.

Dalec lernte bald, was er zu lernen nöthig hatte; er bildete sich nach dem Imam Ibrahim, ohne nur den Gedanken zu haben, daß ihm diese Bildung etwas helfen könne; der verborgene Trieb in ihm drängte ihn zur Nachfolge dieses königlichen Musters.

So verliefen Tage, Wochen und Monate und bald, ehe man sich's versahe, war der Termin verflossen. Jetzt machten sich nun Mirza und Dalec zur Abreise bereit; sie beurlaubten sich von dem Imam, der um ihren Abschied trauerte und Dalec auftrug, ihm Nachricht zu geben, wenn sich das Räthsel seiner Bestimmung entwickelt hätte.

Mirza und sein Pflegesohn kehrten nun mit ihren Kameelen und mit ihrem Knecht wieder zurück in ihre Heimath, wo sich Alberith des Sohnes freute, aber nicht

begreifen konnte, wie er ein so großer Herr geworden sey? — Noch unbegreiflicher war ihm die Ursache, und wozu das nützen könnte? Gomar aber, der nun nicht mehr Mirza war, verwies ihn auf's harren, so würde er alles erfahren; damit konnte Alberith für diesmal nach Hause gehen, Hadar aber blieb bei dem Einsiedler.

Als der bestimmte Tag heran nahte, so sprach der Greis zu Hadar: der Zeitpunkt ist gekommen, an welchem dein großes Schicksal entschieden werden soll; mache dich fertig, morgen werden wir nach Tdhafar reisen!

Große und ungewohnte Empfindungen bestürmten das Herz des Jünglings, und hohe Ahnungen, deren Flammenzüge er aber nicht lesen konnte, wehten seinen Augen vorüber! — Aber Vater Gomar! — fing er an: was wird aus meiner Liebe? ein Königreich ist mir nicht Ersatz für den Verlust der geliebten Unbekannten.

Sey ruhig mein Sohn, erwiederte Gomar, und folge dem Wink der Vorsehung, du wärest eines Königreichs nicht würdig, wenn du es eintauschen möchtest gegen eine reine lautere Neigung; scheint auch die göttliche Führung deinen Wünschen entgegen, am Ende wirst du mit hoher Freude erkennen, daß sie heilig und gut war.

Hadar schwieg und ergab sich gern in den Willen Gottes; am folgenden Morgen verließen beide das stille Thal, und gelangten nach drei Tagereisen in der Hauptstadt Tdhafar an.

Hier ließ nun der weise Mann den Jüngling zurück in der Herberge, und befahl ihm, sich stille zu halten, nicht vor die Thüre zu gehen, auch mit Niemand zu reden, und begab sich sodann in den Pallast des Königs. Abulmalek und seine Tochter freuten sich hoch der Ankunft des Einsiedlers, beiden, besonders aber Fatimen pochte das Herz ob der großen Entwickelung ihres Schicksals. Sie eilten in ihr geheimes Kabinet, und Gomar enthüllte sein Geheimniß folgender Gestalt:

Gott verleihe dir, mein König! und dir, du holde Königstochter! Glück, Heil und Segen! — Mein Geschäft ist

glücklich vollendet; der Mann, den die Vorsehung zum Nachfolger Abulmaleks und zum Bräutigam seiner Tochter Fatime bestimmt hat, ist hier in Thafar; er heißt Dalec, und ist ein würdiger Schüler und Freund des großen Imams Ibrahim von Yemen.

Der König und Fatime erblaßten, doch erholte sich Abulmalek bald und sprach: Gott segne den Imam Ibrahim, er ist ein frommer König, und Dalec sey mir als Nachfolger und Schwiegersohn willkommen! Die Wege Gottes sind anbetungswürdig und weise!

Noch schwieg Fatime, doch da auch sie reden mußte, so sprach sie: auch mir sey Dalec willkommen, weil es Gott so haben will — gerne hätte ich gegen die Hirtenhütte mein Königreich vertauscht, wenn es meine hohe Pflicht erlaubte! — Ich verehre den Willen des Erhabenen, denn Er will immer das Beste.

Freudig erwiederte Gomar: große und edle Jungfrau! du würdest ohne diese Gesinnung nicht verdienen Königin zu werden. Aber nun erlaubet mir meinen Dalec zu holen.

Gomar eilte zur Herberge. Hadar, so sprach er, der Zeitpunkt ist da, wo die Vorsehung dein Schicksal enthüllt, verehre sie in tiefer Demuth, und verherrliche ihren erhabenen Gang durch Gott ähnliche Handlungen! — Du bist der Nachfolger Abulmaleks, Königs von Fartach, und der Bräutigam seiner Tochter Fatime!

Hadars Empfindungen mit Worten ausdrücken zu wollen, wäre eine eben so vergebliche Mühe, als wenn ein Gefangener, der lange im Finstern geschmachtet hat, bei seiner Ankunft in der freien Luft, alsofort mit offnen Augen des Himmels Klarheit anstarren wollte. Erst nach und nach gewöhnte sich Hadar an diesen großen vielumfassenden Gedanken, allmälig konnte er einen Theil des Gemäldes nach dem andern betrachten, und endlich das Ganze ruhig in einen Blick fassen, doch es fehlte der alles belebende Geist seiner geliebten Unbekannten — er wiederholte seine ehemalige Aeußerung: Vater! fing er an: die Vorsehung erhebt mich auf eine Stufe, auf der mir schwindelt,

aber deine Weisheit hat mich so geleitet, so gestärkt, daß ich diese Bürde auf meine Schulter nehmen und sie mit Gottes Hülfe tragen kann; nur das, was meine Seele liebt, fehlt mir — ich werde auf dem Thron in den Mittelpunkt meines Herzens schauen, und da eine dunkle Leere finden, die Fatime nie ausfüllen wird.

„Höre mich, Hadar! Wenn uns Gott den Becher der Freuden voll süßen Weins schenkt, so mischt Er immer etwas Myrrhen darunter, damit er uns wohl bekomme, und wir uns daran den Magen nicht verderben mögen. Gehorche seinem Befehl und folge mir nun zum König!“

Ich gehorche, antwortete Hadar, Gottes Wege sind heilig und gut, und nie soll Fatime erfahren, daß ein anderes Bild in meiner Seele lebt.

Sie gingen nun nach dem Pallast und in das Kabinet des Königs, wo Abulmalek und seine Tochter ihrer warteten; — da standen beide Menschenpaare gegen einander über; — hier Gomar und Hadar, dort Abulmalek und Fatime — überall den Himmel im Auge! Gomar! rief endlich der König: das war ein Meisterstück! Wer die Wege der Vorsehung Jahre lang studiert, antwortete der Weise: und dann so schweigen kann, wie sie, der vermag unter ihrer Leitung solche Meisterstücke; lebt nun lange glücklich, fürchtet Gott, und wandelt treulich seine Wege, so wird's Euch wohlgehen! —

Hierauf kehrte Gomar wieder in seine Einsamkeit zurück, und Hadar ward ein frommer, weiser und glücklicher König.

15.

Der arme Leinweber.

Eine wahre Geschichte.

In einem von Straßen und Städten abgelegenen Dörfchen wohnte ein junger Leinweber, der war fromm und rechtschaffen, aber arm. Seine Frau, eben so fromm und gutherzig wie er, half ihm treulich am Handwerk mit Garnspulen vom Morgen bis an den späten Abend, und dennoch hatten die guten Leute oft Wochen lang nichts als abgekochte Kartoffeln mit Salz; aber sie waren glücklich, denn sie liebten sich, und hatten ein gutes Gewissen. Der liebe Gott hatte ihnen drei hoffnungsvolle Kinder geschenkt, die sie mit Sorgfalt erzogen, und zu allem Guten anleiteten; wer zu den braven Leuten kam, der freute sich ihres Frohsinns und ihres liebevollen Umgangs, und mancher nahm gerne mit Kartoffeln in ihrer Mitte vorlieb, um sich zu laben an den christlichen Gesprächen des jungen Paares.

Einstmals an einem schönen Sommerabend kam ein wohlgekleideter Mann zu dem Leinweber; er grüßte die Leutchen gar liebreich, und bat sie, ihm nicht übel zu nehmen, daß er noch so spät sie störe; ich mache eine Fußreise nach Weinsheim, sprach er, und kenne den Weg nicht, wollt Ihr wohl so gut seyn, und mich eine Stunde weit begleiten? hernach kann ich den Weg wohl selber finden, ich will Euch reichlich dafür belohnen. Flugs sprang der Weber von seinem Stuhl, zog seinen abgetragenen, aber sauber geflickten Rock an, und schritt hurtig und freundlich vor dem fremden Herrn her.

Unterwegs sprachen die beiden von allerhand Sachen, und der Fremde war gar artig und zutraulich. Als es endlich ganz finster geworden war, stand der Unbekannte auf einmal still, zog ein Pfeifchen aus der Tasche, und pfiff so durchdringend, daß dem armen Leinweber ein kalter Schauer durch alle Glieder fuhr; in dem Augenblick stürzten acht bis zehn fürchterliche Kerls aus dem nahen Gesträuche hervor, und besprachen sich dann mit dem Fremden, der ihr Hauptmann war, über den Einbruch einer nahen Mühle, den sie in der kommenden Nacht vorhatten. Der Anführer stellte ihnen hierauf den armen Leinweber als einen neu angeworbenen Kameraden vor, der zwar etwas furchtsam sey, welches sich aber bald geben würde. Der unglückliche Mann fiel auf seine Kniee und flehte um Erbarmen, aber der Räuber setzte ihm die Pistole auf die Brust, und brüllte: entweder gehe mit, oder stirb! dann faßten ihn zwei zwischen sich, und schleppten ihn mit fort. Gegen Mitternacht langten sie bei der Mühle an, es wurde eingebrochen, und der arme Leinweber nebst noch einem Andern mußten Schildwache stehen. Allein man war diesen Spitzbuben auf die Spur gekommen: hier war die Maas voll, der Hauptmann, der Leinweber, und noch einige Andere wurden gefangen, die Uebrigen entflohen.

Indeß fing die arme Frau zu Hause an zu sorgen und zu zagen, ihr Mann blieb aus, und als er am Morgen noch nicht zurückkehrte, so wurde ihre Angst unaussprechlich; die Nachbarn gingen aus, ihn zu suchen, aber sie hörten und sahen nichts von dem Unglücklichen. Das arme Weib war trostlos, und noch wußte sie nicht einmal, welche Schreckenspost sie erhalten sollte. Gegen den Abend erst erfuhr man den Einbruch in der Bölzheimer Mühle, und zugleich, daß der Leinweber mit dabei gewesen, nebst dem Anführer gefangen worden, und auf Tod und Leben im Gefängniß sitze. Jetzt ließ sich die Arme nicht mehr halten, sie überließ einer Nachbarin die Sorge für ihre Kinder, und lief, was sie laufen konnte, nach der Stadt hin, wo ihr Mann gefangen lag; ihr erster Gang war zu dem

Amtmann, dem sie den Hergang der Sache erzählte, so gut sie ihn wußte, und ihn dann fußfällig bat, ihren armen unglücklichen Mann zu befreien. Aber der Amtmann, der zwar von Herzen Mitleid mit ihr hatte, konnte ihr nicht helfen, denn die Sache mußte förmlich nach den Rechten ausgemacht werden, doch erlaubte er ihr, ihn zu besuchen.

Unbeschreiblich ist der Auftritt, der nun erfolgte, die beiden Eheleute rangen die Hände zum Himmel, und riefen zu Gott dem Retter der Unschuld, dann suchte der Mann seine arme Frau zu beruhigen, und bat sie, sich fest an Gott zu halten, der sie gewiß in dieser schrecklichen Noth nicht verlassen würde, denn wenn er auch gefehlt hätte, indem er vielleicht lieber den Tod hätte vorziehen sollen, anstatt daß er mit den Räubern gegangen wäre, so sey doch auch dem Allwissenden bekannt, daß er nur um seiner Familie willen den Tod gescheut, und aus Liebe zu ihnen schwach geworden wäre, in der Hoffnung, Gott, der seine Unschuld wisse, werde ihn aus dieser Noth erretten. Dann trennten sich die guten Leute, gestärkt im Vertrauen und im Aufblick zu ihrem himmlischen Vater, und die Frau kehrte wieder zu ihren Kindern zurück; doch besuchte sie ihren Mann oft, und bei jeder Zusammenkunft stärkten sie einander im Glauben und im gemeinschaftlichen Gebet.

Aber die Obrigkeit war durch viele auf einander folgende Einbrüche veranlaßt worden, die Gesetze zu schärfen, und nach diesen hatte auch der arme Leinweber den Strang verdient, weil er bei der Bande war ergriffen worden. Was aber das Schlimmste war, der Räuberhauptmann hatte mit seinen Kameraden verabredet, sie wollten den Leinweber an den Galgen bringen, es möge kosten, was es wolle; demnach waren sie untereinander einverstanden, was jeder bei dem Verhör seinetwegen aussagen sollte. Der Anführer behauptete, er sey schon bei mehreren Einbrüchen gewesen, und gab dann die Orte an, und mit dieser Aussage stimmten die Uebrigen überein; wenn dann der Amtmann Alle zusammen verhörte, und der arme Lein=

weber seine Unschuld betheuerte, so wußten die Räuber ihre Behauptung so wahrscheinlich zu machen, daß kein Zweifel mehr übrig blieb, ja sie konnten ihm in's Angesicht sagen, ob er sich denn nicht vor Gott fürchtete, daß er so läugne? — So ging es von einem Verhör zum andern, und der arme unschuldige Leinweber hatte keine Vertheidiger als heiße Thränen.

Endlich wurden die Akten geschlossen, und dem Blutgericht übergeben; dies verfaßte nun kaltblütig das Urtheil, der Leinweber sollte zuerst gehangen werden, und sodann auch die Uebrigen, nachdem sie die Hinrichtung des Ersten mit angesehen hätten; nur mit dem Unterschied, daß ihre Leichname geviertheilt und aufs Rad geflochten würden. Nachdem der Fürst dies Urtheil unterschrieben, wurde es den Gefangenen bekannt gemacht, und zugleich auch bestimmt, daß es in drei Tagen vollzogen werden sollte. Das Mitleiden mit dem Leinweber war in der ganzen Gegend allgemein: denn Jedermann hielt ihn für unschuldig; nur daß er nicht hätte mitgehen sollen, war die allgemeine Stimme; der Pfarrer, der ihn kopulirt hatte, besuchte ihn oft, und fand ihn, wie man leicht denken kann, in den traurigsten Umständen; er suchte ihn durch Trostgründe der Religion aufzurichten, und betete mit ihm auf die rührendste Weise, so daß der gute Mann endlich Muth faßte, und sich in die Vaterarme seines Gottes kindlich übergab. Seine Frau rief laut zum lieben Gott um Rettung, und am Tage vor der Hinrichtung lief sie so wie sie ging und stand, mit fliegenden Haaren, nach der Residenz, und verlangte mit der Fürstin zu sprechen. Nun traf es sich gerade, daß des Mittags über Tafel eine Geschichte war erzählt worden, von einem armen Hausvater, der unschuldig sey hingerichtet worden; dies hatte Anlaß gegeben, auch von dem armen gefangenen Leinweber zu reden, denn die Sache war auch am Hof bekannt, und der Fürst darüber bedenklich geworden. Die Frau wurde augenblicklich vorgelassen. Ihr ehrliches liebenswürdiges Gesicht und ihre Wehmuth sprachen so laut, daß der Fürstin sogleich die hellen Thränen

über die Wangen liefen, und sie von der Unschuld ihres Mannes überzeugt wurde; sie führte augenblicklich das arme Weib zum Fürsten; auch er wurde zu Thränen gerührt, und sagte: gute Frau! Euer Mann soll leben; ich will sogleich Jemand abschicken, der dem Amtmann diesen Befehl überbringt. Das war aber auch hohe Zeit, denn es war Abend, und den andern Morgen um neun Uhr sollte der Leinweber zum Galgen geführt werden. Zudem hatte der Courier zehn Stunden zu reiten. Die Fürstin ließ darauf die Frau erquicken, und dann eilte diese mit Himmelsfreude und mit lautem Dank gegen Gott wieder fort; allein sie hatte kaum zwei Stunden gelaufen, so konnte sie nicht weiter, sie mußte also einige Stunden ausruhen, so daß sie erst am folgenden Morgen um zehn Uhr wieder zurückkam.

Der Courier aber, der Gnade für den Leinweber bringen sollte, stürzte mit dem Pferd, und hatte einen Fuß verrenkt, so daß er nicht weiter konnte; zum Glück war er nahe bei einer Poststation, er blieb also da, und übergab dem Posthalter den Gnadenbrief, der ihn dann durch einen Postillon weiter schickte; dadurch wurde das Ueberbringen um etliche Stunden verspätet. Hiervon wußte der arme Leinweber nichts, und der Amtmann eben so wenig. Die Glocke schlug neun, und das Armesündergeläute tönte schauerlich in einzelnen Schlägen, die Schulknaben kamen mit ihren Lehrern und sangen Todtenlieder, dann kam der Leinweber von seinem Pfarrer begleitet, dann der Räuberhauptmann neben den übrigen Gefangenen, und endlich der Scharfrichter mit seinen Knechten. Eine Menge Volks aus der Stadt und der umliegenden Gegend folgten dem Zug, der sich, von einer Compagnie bewaffneter Bürger begleitet, langsam dem Hochgericht näherte. Der Leinweber sprach nichts, sein Kummer hatte weder Thränen noch Sprache, aber man sahe, daß er von dem Räuberhauptmann unaufhörlich beobachtet wurde. Nun kam der Zug am Galgen an, und der Leinweber wurde zur Leiter geführt; — in dem Augenblick kam ein Postillon gesprengt, und überreichte

dem gegenwärtigen Amtmann einen grossen Brief; er riß ihn hastig auf, und rief Gnade! Gnade! für den Leinweber. Nun entstand ein Jubel unter den Tausenden, der kein Ende nehmen wollte.

Aber der Räuberhauptmann bat sich vom Amtmann die Erlaubniß aus, zum Volk reden zu dürfen; und nachdem es ihm gestattet war, trat er auf das Blutgerüst und winkte der Menge zur Stille. Alles horchte auf, so daß man keinen Laut mehr hörte, und der Räuber rief laut: Es ist ein Gott! und dieser Gott ist gerecht! — das glaubte ich nicht, daher fürchtete ich Ihn auch nicht, und erlaubte mir alle Sünden und Verbrechen. Aber es kamen mir doch oft in meinem sündlichen Leben Dinge vor, aus denen ich wohl vermuthen konnte, es sey ein Gott, der die Welt regiere; dies wollte ich nun gewiß wissen, und dachte, wenn ich einen durchaus unschuldigen frommen Menschen zu meiner Gesellschaft brächte, und ihn zwänge, an allen unsern Verbrechen Theil zu nehmen, so könnte der gerechte Gott, wenn es anders einen gibt, unmöglich zugeben, daß ein solcher unschuldiger Mensch mit uns in gleiche Strafe verfiele; Er müßte ihn retten, wie auch jetzt wirklich geschehen ist: denn der Leinweber ist vollkommen unschuldig, und ein frommer rechtschaffener Mann. Mit ihm habe ich die Probe gemacht, und Gott hat ihn gerettet. Ja wahrlich! es ist ein Gott, und ein gerechter Gott! — Und nun bat er um die Gnade, wieder ins Gefängniß gebracht zu werden, indem er versicherte, er habe noch wichtige Geständnisse zu machen. Er wolle alsdann seine Strafe gerne leiden, die er doppelt und dreifach verdient habe. Dem Räuber wurde seine Bitte gewährt; er und seine Gefährten wurden wieder zurückgeführt und in Ketten geschlossen.

Unterdessen hatte man den Leinweber erquickt und gestärkt, und so, wie man ihn aus dem Kreis brachte, liefen viele junge Männer herzu, hoben ihn auf ihre Schultern und trugen ihn in die Stadt; andere sammelten Geld für ihn, so daß er einige hundert Gulden bekam. So wie

man ihn die Straße herauf trug, kam seine Frau von ihrer Reise in die Stadt; sie sahe das Zusammenlaufen der Leute, und hörte das Rufen: sie bringen den Leinweber! er hat Gnade bekommen! und zugleich erblickte sie ihn auch von ferne, wie er mit Freudengeschrei auf den Schultern getragen, einherzog. Mit lautem Weinen des Entzückens folgte sie dem Zug in's Wirthshaus. Der Willkomm der beiden Eheleute läßt sich nicht beschreiben. Sie wurden in einer Kutsche nach Hause gefahren, denn die schweren Leiden hatten sie so angegriffen, daß sie nicht gehen konnten. Durch das Geld, welches der Leinweber bekommen hatte, half er sich nun auf, und Gottes Segen war mit ihm; wenn er noch lebt, so kann er ein Greis von fast siebzig Jahren seyn.

Die Geschichte trug sich zu im Jahr 1788.

16.

Leonhard und Bernhardine.

„Was ist dir, lieber Leonhard? Warum bist du so traurig? Warum weintest du so still bei dir selbst, indem du längs dem Bache hin gingst? .... Ich sah es wohl, und es that mir wehe. Kannst du deinen guten Vater noch immer nicht vergessen? Wenn dir sonst etwas Uebels begegnete, konnte dich Bernhardine, wie du selbst sagtest, jederzeit trösten; aber nun .... Ich glaube, du willst deinen Schmerz ewig machen, und das ist doch nicht recht."

Liebe, gute Bernhardine! du weißt nicht, wie mir zu Muthe ist, ich kann's dir auch nicht sagen. Du warst meine einzige, meine beständige Jugendfreundin. Du stilltest so manchen Sturm meiner Seele. Gewiß, es thut mir herzlich leid, daß ich dich, gutes Mädchen, betrübte. Aber ich kann nicht anders. Oder sag' mir: wie soll ich's anfangen, wieder froh zu werden?

„Wünschtest du das wirklich, mein Leonhard? — Gut. Sieh' — hier tret' ich dir in den Weg der Schwermuth .... Schon wieder heftet sich dein Blick auf die Trauerweiden des Ufers. Wende ihn davon ab! Sieh' dort blühen Rosen und Lilien; mit stillem Jubel feiern sie ihrem Schöpfer. So sollte Leonhard Kronhelm ihm auch feiern."

Ja das sollt' ich. Kann ich es aber? o wie gerne thät' ichs! Mit glühenderm Dank als diese Rosen wollte ich ihm feiern — wenn — Bernhardine .....

„Nun?"

Ich kann das Wort nicht aussprechen.

„Aber doch denken. Und was du denken darfst, das darfst du mir auch sagen. Ich dächte, das wüßtest du doch.“

Ja, meine Freundin, ja! und so höre denn: — — aber höre auch du, Vater der jungen Raben! meine Mutter und meine kleinen Geschwister leiden Noth — sie — hungern!

„Leonhard! .... die Sonne hat es gehört; sie wirft einen Schleier über ihr Angesicht; sie weint. Sieh', ihre milden Tropfen sind auf meine Hand gefallen. Fühlst du sie nicht auch? — Ja, sie weint. Der Gedanke thut mir wohl. — Komm, Leonhard, wir sind allein; wir wollen hier neben einander knieen, und den großen Vater um Brod bitten. Unsere Schwester, die Sonne, betet mit uns. Auch meine Mutter, auch meine kleinen Geschwister drückt der Mangel.“

Leonhard starrte bei diesem Geständniß Bernhardinen an, preßte seine Lippen auf einander und suchte seiner Empfindung Herr zu werden. Umsonst; ein Strom von Thränen brach aus seinen Augen. Das holde Mädchen blickte heiter, trocknete Leonhards Wangen, und zog ihn nieder auf den Rasen. Das schuldlose Paar kniete zwei unaussprechliche Minuten schweigend, im dunkelsten Gebüsche des fürstlichen Gartens, nahe am silberhellen Bach, der die tiefe Stille nur durch sein leises Murmeln unterbrach. Ob sie der, welcher das Ohr gemacht hat, gehört habe — das kann derjenige beantworten, der wirklich aus der Fülle des Herzens zu beten versteht; aber auch der, welcher diese meine Erzählung liest, und sie für das nimmt, was sie ist — Wahrheit.

Jetzt standen sie auf, und empfanden jenen tiefen, innern Frieden, dessen nur die bessern und reinern Seelen sich erfreuen, indem sie dem Urquell alles Lichts, aller Güte und aller Vortrefflichkeit sich nahen.

„Mir ist so leicht, sagte Bernhardine; es kommt mir vor, als sey unser Gebet erhört. Ich fühl' mich so

ruhig, so heiter, als wenn wir alles genug hätten. Wie ist's dir, Guter?"

Eben so. Das Hungern scheint mir jetzt eine Kleinigkeit. Aber da fällt mir wieder etwas ein, liebe Bernhardine, das mir die Zeit her öfters in den Sinn kam. Ich schlug mir's allemal aus dem Kopf, denn es fehlte mir an Muth zur Ausführung. Jetzt fühl' ich, daß ich ihn habe. Mein guter Vater wollte mich, wie du weißt, studieren lassen. Er hätte es auch gekonnt, wenn er länger am Leben geblieben wäre. Nun aber fällt das weg, wiewohl ich alle nöthige Vorbereitungen dazu gemacht, und sämmliche Classen des Gymnasiums durchlaufen habe. Freilich geht auch meine Neigung vorzüglich auf die Wissenschaften; aber es kann nicht seyn. Sieh' — statt dessen will ich jetzt geschwind ein Handwerk lernen. Ich bin jung, gesund, stark und begreife leicht etwas.

Das Lehrgeld kann ich aus meinen Büchern bestreiten. In ein paar Jahren bring' ich es so weit, daß ich meine Mutter und Geschwister hübsch ordentlich ernähren kann. Ich werde fleißig seyn, und mich der Arbeit nicht schämen. Vielleicht, liebe Bernhardine, segnet mich die Vorsehung gar so viel, daß ich (ihre Hand mit Wärme ergreifend) dich mit versorgen kann. Wirst du dann ganz die Meine seyn wollen? — Deine Mutter und deine Geschwister sollen es auch gut haben.

Berhardinens Wangen erglühten höher; sie schlug das liebevolle, freundliche Auge nieder und lispelte ein leises Ja! Leonhard wollte sie umarmen, aber heilige Ehrfurcht vor dem reinen, himmlischen Wesen hielt ihn zurück. Jetzt hefteten beide den dankvollen Blick in die Höhe, ihre Hände ruhten in einander, aber ihre Gefühle konnten keine Worte finden. Warm und mild strahlte die Sonne vom heitern Frühlingshimmel auf die Liebenden herab, sie hatte ihren Schleier weggelegt und ihre Thränen getrocknet. Der Hain schien verklärt, und göttlicher Friede rauschte fast hörbar herab von den ewigen Hügeln auf das junge Grün der Blätter.

Endlich unterbrach Bernhardine das Schweigen. „Lieber Leonhard,“ sagte sie, „ich hab' einen andern Einfall. Er kommt mir plötzlich, und, glaub' ich, nicht von ungefähr. Du weißt, ich bin nicht ungeschickt im Putzarbeiten, es geht mir von der Hand; an Geschmack fehlt es mir auch nicht, und unsere beiden Mütter verstehen von der Sache gleichfalls etwas. Meine Schwester kann ich auch schon zuziehen. Was meinst du? ich will arbeiten, die andern helfen so viel sie können, und du veräußerst dann dasjenige, was wir verfertigen; du gehst damit in die Häuser, und stehst damit auch auf den Jahrmärkten aus. Mag unser Verkehr und unser Absatz im Anfang immer klein seyn; es wird sich schon bessern. Vielleicht hilft uns Gott, daß wir auf die Art unsere beiden Familien ernähren können, ja wohl am Ende so viel vor uns bringen, daß du einen ordentlichen, mit weniger Beschwerden verknüpften, Handel führen kannst. Und das wäre, nach meiner Meinung, noch besser als wenn du studiertest.“

Braves, gutes Mädchen, sagte Leonhard nach einigem Bedenken, dein Plan ist recht hübsch; er gefällt mir, nur eins ist dabei zu erinnern.

„Und das wäre?“

Du hast nicht überlegt, daß wir ein schönes Stück Geld zum Einkauf der Waaren brauchen. Denn welcher Kaufmann oder Krämer wird dir borgen? Doch — meine Bücher können auch hier aushelfen.

„Nein, für's erste sollst du sie wenigstens noch behalten. Sie sind dir so lieb; wir wollen sie nicht eher veräußern, bis wir gewiß wissen, es gibt kein anderes Mittel. Noch weiß ich deren keins; aber ich fühle, es wird gut gehen. Morgen wandere ich zum hiesigen Kaufmann Ringberg, und bitte ihn, daß er mir für den Anfang etwas borgt.“

Mit diesen Worten traten sie aus dem Gebüsche hervor; Ruhe und Heiterkeit strahlte von ihrem Angesicht; alles war Leben und rege Wonne um sie her, und über ihnen lief die Sonne ihren Weg wie ein Held, und begann sich von ihrer Höhe herab zu senken, um auch

entfernten Nationen Wärme, Licht und Freude zu bringen. —

Unbefangen wandelte das holde Paar Hand in Hand, am Saume des Gebüsches hin. Das Winken, das Wispern, das zweideutige Lächeln der übrigen Spaziergänger, welche sie aus dem Dunkel des Hains hatten kommen sehen, kümmerte sie wenig; sie merkten nicht einmal darauf. Als aber nach einigen Schritten ein Freund ihrer seligen Väter ihnen begegnete, und ihnen die Erinnerung gab: „Junge Leute mögen noch so unschuldig seyn, sie müssen sich auch keinem Verdacht aussetzen“ — da wurden sie bestürzt. Inzwischen sammelten sie sich bald, beantworteten die Warnung mit gebührendem Dank, und Leonhard setzte hinzu: „Wenn man zu Gott um Brod bittet, dann ist aller Verdacht der Art ungegründet.“ Bernhardine schlug bloß die Augen auf; eine große Thräne zitterte in denselben, und durch diese strahlten Sittsamkeit und Herzensreine so überzeugend, daß der gutmeinende Freund es aufrichtig bereute, dem Zartgefühl dieser schönen Seele nur durch einen Laut zu nahe getreten zu seyn. Beiden drückte er mit inniger Theilnahme die Hand, und sagte: „Gute Kinder! Gott weiß es, es geht mir nicht besser als euch auch!“

Schnell entfernte er sich, die jungen Leute blickten ihm mit staunendem Mitleid nach, und schritten langsam weiter. Schrecklich! — sagte Leonhard, schrecklich! auch der ehrwürdige Rath Isbrand leidet Noth, Gott! wie vielen und großen Jammer kann ein einziger Mensch anrichten. Wehe dem Lande, dessen Fürst ein Kind ist! das kann man bei uns mit Recht sagen. Aber auch: wehe dem Vormund, wenn der Prinz einst volljährig wird! — „Ja wohl, entgegnete Bernhardine; dein Vater bei der Regierung, der meinige an der Kammer, und Isbrand bei der Justizkanzlei — alle drei waren von jeher dem Minister ein Dorn im Auge. Ich glaubte aber doch, der Rath hätte eigenes Vermögen. War das nicht der Fall, so hätte er auch sein Amt nicht niederlegen sollen.“ ..... Liebe Bernhardine, fiel Leonhard ein, du urtheilst zu voreilig,

ohne reife Ueberlegung. Sag' selbst: soll ein ehrlicher Mann lieber Unrecht thun, als Mangel befürchten? oder lieber Mangel befürchten, als Unrecht thun? denn beim ehrlichen Mann bleibt es beim Befürchten, höchstens kommt es zu einigen dunkeln Prüfungsstunden, zum Verhungern gewiß nicht. Wie viel Muth, welches Vertrauen äußertest du selbst nicht vor wenigen Augenblicken? Du wiesest mich zurecht, ich dank' dir dafür, muß dich nun aber selbst darauf zurück führen.

Eine leichte Schamröthe überflog Bernhardinens Wangen, sie drückte ihrem Geliebten die Hand und sagte: „Verzeih' mir, Leonhard, das lieblose Urtheil. Gott ist mein Zeuge, ich will nicht wieder so vorschnell seyn. ..... Aber hör' einmal, wir kommen nahe bei Pastor Huldmanns Hause vorbei, sollen wir ihn nicht eben besuchen? Er hat so ganz mein Vertrauen, und über unsern vorhin gefaßten Entschluß möcht' ich gerne mit ihm sprechen. — Es waren doch schöne Tage, als er Hauslehrer unserer beiden Familien war; durch ihn machten wir nur ein Ganzes aus. Er bildete unsern Kopf, noch mehr aber arbeitete er auf unsere Herzen hin. Ohne ihn hätten wir schwerlich die schöne Stunde im Garten gehabt.“

Du hast recht, meine Gute! aber von unserer Liebe, und daß du ganz die Meine werden willst — davon wollen wir ihm nichts sagen; er möchte das zu voreilig finden.

„Nein, davon wollen wir schweigen; die Freude wollen wir noch für uns behalten.“

Sie wandten sich nach dem Pfarrhause; Huldmann stand am Fenster und sah, wie sie sich an der Hand führten, wie sie seiner Thür rasch und freudig zueilten. Er ahnete etwas Neues, und da er jetzt die Umstände beider Familien genau kannte, so lief er ihnen entgegen und sagte: „Kinder! ihr seyd ja so traulich, so freundlich; was gibt's?“ Leonhard erwiederte: Lieber Herr Pastor, Sie wissen um unsere gewiß nicht angenehme Lage. Um meine Schwermuth aufzuhellen, ging ich in den fürstlichen Garten. Ich

wandelte einsam am Bache, da kam mir Bernhardine entgegen. Wir klagten einander unsere Noth; unsere Herzen waren voll; wir knieten im Dunkel des Gebüsches nieder, und schütteten unser Anliegen vor dem aus, den Sie uns als den besten, liebevollsten Vater haben kennen gelehrt. Dadurch fanden wir uns wunderbar gestärkt und getröstet; in uns beiden regte sich ein lebhafter Trieb, irgend etwas anzufangen, um unsere Familien dadurch zu ernähren. Berhardine will Putzarbeit machen, und ich will durch das Land reisen, um sie zu verkaufen.

„Liebster, liebster Herr Kronhelm! .... Doch — ich will Ihnen keine Einwendungen, keine Schwierigkeiten machen. Sie haben gebetet, und darauf ist Ihnen dieser Entschluß geworden. Gottes Wege gehen oft durch Gegenden der Unwahrscheinlichkeit am nächsten zum Ziele. — Aber wo bleibt nun das Studium?"

Es thut mir leid genug, es aufgeben zu müssen; allein wo sollt' ich das Geld dazu hernehmen? Und wenn das auch nicht wäre, wie lange würde ich auf ein Amt warten müssen? Wie lange würd' es dauern, bis ich meine Mutter und Geschwister ernähren könnte? Wenn aber auch alles gut ging .... Leonhard stockte und wurde roth; Bernhardine sah den Prediger von der Seite verlegen und schamhaft an. Der gute Huldmann merkte, was dahinter steckte, fuhr aber fort: „Nun was denn noch mehr?"

Stotternd versetzte Leonhard: Nun ja! so ist denn doch die liebe Lindheim'sche Familie noch nicht versorgt. Dazu ist Bernhardine, als Frauenzimmer, zu schwach. — „Gott segne euch, meine Kinder! Behaltet euch einander nur recht lieb, und betragt euch so brav, wie bisher. Der Herr wird's versehen. Redet recht oft mit ihm, so wie ihr es heute gethan habt."

Nun brachte auch Bernhardine ihr Anliegen vor. Sie fürchtete, Herr Ringberg möchte ihr nicht borgen, daher bat sie den Prediger, zu ihm hinzugehen, und ein gutes Fürwort für sie einzulegen. Er versprach es. Mit

leichtem Herzen sagte ihm das edle Paar Lebewohl, und jedes von ihnen ging mit freudiger Zuversicht nach Hause.

Hier wurde die Sache, gleich in der ersten Wärme, den beiden Müttern vorgetragen. Mit Thränen in den Augen erkannten diese die gute Meinung ihrer Kinder; allein die abhärmende Schwermuth ist ein Fieber, in welchem auch die kostbarsten Speisen bitter schmecken. Die Mütter zweifelten beide gar sehr am glücklichen Erfolg, doch legten sie den jungen Leuten keine Hinternisse in den Weg. Diese blieben fest und sagten, was Huldmann ihnen so oft eingeprägt hatte: „Dem Glauben ist alles möglich."

Bernhardine konnte den folgenden Morgen kaum erwarten. Sobald sie glaubte, Herr Ringberg sey aus den Federn, lief sie hin und machte ihren Antrag. „Herr Ringberg," sagte sie, „Sie wissen, wie unsere Umstände sind. Gerne möcht' ich nun mit Nähen, Sticken und Putzmachen etwas verdienen; aber dazu muß ich allerlei Sachen haben, die man alle bei Ihnen bekommen kann; nur fehlt es mir an Geld. Wollen Sie mir wohl borgen? — So wie meine Arbeit verkauft ist, bezahl' ich Sie redlich." Nur stotternd und kaum hörbar brachte sie diesen Vortrag über ihre Lippen; auf ihren Wangen wechselte die Farbe jeden Augenblick. Mit weicher, gerührter Stimme antwortete Ringberg: Mamsell Lindheim! Holen Sie, was und wie viel Sie brauchen. Sie haben vollkommen Kredit bei mir.

Bernhardine trat einige Schritte näher, und sagte mit nassen Augen: Herr Ringberg! Gott belohne diese That; ich kann es nicht.

„Wenn er das thut, mein gutes Kind, so kommt mir der Segen nicht zu statten. Sie haben einen andern Wohlthäter, der aber durchaus unbekannt bleiben will."

Bernhardine stutzte über diese Aeußerung, und grübelte ein paar Augenblicke darüber nach. Bald aber sah sie von dem Werkzeug ab empor zu dem, der ihr Gebet so gnädig erhöret hatte, und ihr jetzt gleichsam ein Unterpfand davon gab, daß alles gut gehen werde. Bescheiden nahm

sie nur so viel aus, als sie zum Anfang schlechterdings gebrauchte. Sie brachte es voller Freude nach Hause, und gab sich unter Lächeln und Scherzen an die Arbeit. Jeder, der helfen konnte, half. Der Kreis war so traulich; die Stimmung war so heiter; doppelt rasch ging es von der Hand.

Auch die edelsten Seelen gucken gerne durch das Schlüsselloch, was der Vater im Kabinet doch wohl mache? Auch Bernhardine und alle, die Theil an ihrem Schicksal nahmen, hätten gerne gewußt, wer jener großmüthige Wohlthäter sey? Anfangs riethen sie auf den Pastor Huldmann, allein der hatte selbst nur ein nothdürftiges Auskommen; und Ringberg war, bei aller seiner Rechtschaffenheit, doch so sehr Kaufmann, daß er da nicht borgte, wo er keinen reellen Grund zur Erstattung wußte. Alles Gucken half also nichts; man mußte sich zufrieden geben, und jenen Edlen im Dunkel lassen, in welches er sich selbst eingehüllt hatte. — Leonhard machte sich inzwischen zu seiner ersten Handelsreise fertig, damit er, sobald Bernhardine einen Transport bereit hätte, ihn sogleich aufpacken und seinen neuen Beruf antreten könnte.

Endlich war es so weit. Der gute Jüngling that seine Putzsachen sorgfältig in einen dazu gemachten Kasten, und Bernhardine setzte ihm den Preis jedes einzelnen Stücks in seine Schreibtafel. Seine Mutter weinte laut, als er den Kasten auf den Tisch stellte, und seine Arme durch die Tragriemen schob. Er mußte ihn nämlich, der Größe wegen, auf den Rücken nehmen. Auch ihm standen Thränen in den Augen, aber er ermannte sich, und sagte: „Liebe Mutter, wären Sie doch gestern bei unserem guten Huldmann in der Kirche gewesen. Er predigte darüber, wie man den Simon von Cyrene zwang, unserem Herrn das Kreuz nachzutragen. Da fiel ich selbst mir ein. Machen Sie doch nicht, daß man mich auch zwingen muß. Das Studieren wäre mir freilich weit angenehmer; aber es ist nun einmal so. Und gewiß, Mutter, es wird gut gehen.“ Er reichte ihr die Hand, küßte seine kleinen Geschwister

und wanderte fort. Als er bei Bernhardinens Wohnung vorbei ging, stand das holde Mädchen in der Thür. Leonhard trat zu ihr, sie sprachen ein paar Augenblicke mit einander, dann drückte er schnell einen leisen Kuß auf ihre Wangen und schied mit einem herzlichen Lebewohl von der zärtlich geliebten Gespielin.

Mit geflügelter Eile verfolgte unser Freund seinen Weg. Noch war alles still auf den Straßen. Sobald er zum Thore hinaus und in Gottes freier Natur war, wurde es ihm vollends leicht um das Herz. Indem er zwischen den Saatfeldern hinwanderte, sang er ein tief empfundenes Morgenlied, welches der gute Pastor Huldmann erst vor Kurzem gemacht hatte.

Eben dieser hatte ihm den Rath gegeben, er sollte nach Dosenburg reisen, und sich dort im Rußheim'schen Laden melden. Dieser Kaufmann handle in's Große mit allen Arten von Galanterie-, Bijouterie- und ähnlichen Waaren; habe immer eine Menge Menschen in Arbeit, und könne doch oft noch nicht alle Nachfragen befriedigen. Vielleicht kaufe er ihm den ganzen Vorrath ab, so daß er des lästigen Hausirens überhoben würde. — Diesen Rath befolgte der junge Krämer; er hielt den Weg nach Dosenburg. Sein Kasten war zwar nichts weniger als schwer, aber seinem Rücken war er ungewohnt. Leonhard sah sich deßwegen genöthigt, öfters zu rasten, und ehe zwei Stunden vergingen, war er lebhaft von dem Satze überzeugt: es sey ganz etwas Anderes, im Garten, im Wehen des Frühlings und an der Seite einer liebenswürdigen Braut Plane zu machen, als sie nachher in der Schwüle des Sommers, oder in Regen und Wind mit dem Rücken und den Schultern auszuführen. Das fühlte er lebhaft, aber wankend wurde er deßwegen nicht.

Von Birkenhain, wo Leonhard zu Hause war, bis nach Dosenburg sind sechs starke Stunden. Ungefähr auf der Hälfte des Weges bemerkte er in einiger Entfernung einen sehr modisch gekleideten Reiter auf einem prächtigen Pferde daher traben; ein Reitknecht folgte. Bald

erkannte er ihn für denjenigen, der er wirklich war, und machte sich gefaßt, neben seinem Kasten auch eine tüchtige Tracht Spottreden aufpacken zu müssen. Es war nämlich der junge Baron von Landwurm, der Sohn des Ministers, der jetzt während der Minderjährigkeit des Prinzen Ferdinand von Birkenhain das Fürstenthum mit Schröpfköpfen regierte. Obendrein hatte er ein paar Dutzend Blutigel in seiner Familie, die er neben die Schröpfköpfe anzusetzen pflegte. Denn er behauptete den sehr einträglichen Satz: „Der Bauer ist nie fleißiger und betriebsamer, als wenn sein Beutel leer ist;“ — ein Satz, den alle türkische Bassen, alle persische Satrapen und Archisatrapen, oder auch viele andere Machthaber aus dem Grunde studiert und praktisch anzuwenden gelernt haben.

Kaum erblickte der junge Baron unsern Leonhard, als er, voll Erstaunen, dicht an ihn heran ritt. „Der Henker! rief er, was fangen Sie an? Was ist aus Ihnen geworden? Was haben Sie auf dem Rücken?.... Vielleicht ein Guckkasten? Oder eine Zauberlaterne?.... Oder gar ein Murmelthier?....“

„Nichts von alle dem, Herr Baron. Es ist ein Krämerkasten, in welchem ich Waaren zum Verkauf herum trage. Ich möchte gerne etwas verdienen, damit meine Mutter und Geschwister Brod haben, an dem es uns die Zeit her manchmal gefehlt hat.“

„Ei, ei! das nenn' ich brav; das ist schön! Und wenn man mit hübschen Mädchen so in den Sträuchen herumkriecht — das hat man nicht umsonst. Solche Freuden kosten Geld.“

„Herr Baron! Ihr Spott ist sehr giftig, er ist Otterngift. Aber ich hab' in meinem Herzen ein unfehlbares Gegenmittel.“

„Pah! das ist mir sehr gleichgültig; ich versteh' gar nicht einmal, was Sie damit sagen wollen.“

„Das glaub' ich sehr gerne. Wem die Materie von schlechten Dirnen und Sträuchen geläufig ist, der versteht

nichts von den Gefühlen eines schuldlosen und unbefleckten Herzens.“

„Hol' mich der ......, wenn ich's begreife!“

„Wie's gefällig ist!“

Der Baron ließ sein Pferd noch ein paarmal kourbettiren, musterte Leonharden vom Kopf bis zu den Füßen, schlug ein schallendes Gelächter auf und sprengte davon.

Leonhard setzte seinen Weg gleichfalls fort; aber er weinte, daß er schluchzte. Das Otterngift des Barons brannte in allen seinen Nerven; sein Blut kochte, und das Gegengift wollte lange nicht wirken. Der Gedanke: „Gott räche mich und Bernhardinen mit blutiger Rache!“ schwebte auf seiner Zunge. Zu wiederholten Malen wollt' er ihn aussprechen, aber er fühlte das Unrecht desselben. Erst nach einer Stunde legte sich die Heftigkeit. Er erinnerte sich daran, wie oft und sehr ihm Huldmann Versöhnlichkeit zur Pflicht gemacht habe, und endlich sagte er: „Nein, Vater, räche mich nicht, sondern vergib ihm. Der bedauernswürdige Mensch ist übel genug dran, er weiß nicht, was er thut, was er treibt.“ — Leonhards Seele wurde wieder ganz still und heiter; die ewige Gottheit spiegelte sich in derselben, wie die Sonne sich in krystallenem Wasser spiegelt. Sein Kasten dünkte ihm leichter, früh am Nachmittag hielt er damit seinen Einzug in Dosenburg.

Nachdem er ein wenig ausgeruht und eine kleine Erquickung zu sich genommen hatte, ließ er sich das Rußheim'sche Haus zeigen. Er trat in eines der großen Waarenlager, und bewunderte die Menge und Kostbarkeit der Gegenstände, welche von allen Seiten ihm entgegen blitzten, so wie die große Zahl der Bedienten und der Käufer. Fast reute es ihn, daß er mit seinem Wenigen dahin gegangen war. Indessen — er war einmal da, und eine geheime Ahnung sagte ihm, daß er nicht umsonst gekommen sey. Er fragte nach Herrn Rußheim, gab zugleich seinen eigenen Namen an, und einer von den Bedienten ging, ihn

zu melden. Augenblicklich kam er zurück und führte Leonharden in ein schönes, sehr elegant möblirtes Zimmer. Madame Rußheim saß der Thüre gegenüber auf einem Sopha und strickte; ihr Gatte aber stand mit einem ältlichen, dem Ansehen nach sehr vornehmen Herrn am Fenster und war mit demselben in ein ernstes Gespräch vertieft. So wie der gute Jüngling zur Thüre hinein trat, heftete Madame Rußheim einen höchst bedeutenden Blick auf ihn. Leonhard wär' dadurch beinahe in Verlegenheit gerathen; allein er bemerkte, daß plötzlich eine Thräne in das offene, große Auge des edlen Weibes trat, und dies gab ihm seine Fassung wieder. Auch die beiden Herren brachen sogleich ihre Unterredung ab, und richteten ihre Aufmerksamkeit auf Leonhard. Stotternd und von einer lebhaften Röthe überflogen, brachte dieser sein Anliegen vor. Man ließ ihn seine Sachen auspacken, und in wenigen Minuten war der ganze Handel beendigt. Madame Rußheim kaufte ihm Alles in Bausch und Bogen ab, und zwar zu einem so hohen Preise, daß Leonhard sich nicht genug darüber freuen und wundern konnte. Aber des Freuens und Wunderns ward noch mehr, als Herr Rußheim nun auch von einem ganz andern Handel mit ihm zu reden begann.

„Lieber Kronhelm, sagte dieser, ich weiß von Pastor Huldmann, aber auch noch aus andern Quellen, wozu Sie zu gebrauchen sind. Ich habe einen Sohn, der künftigen Herbst auf die Universität ziehen und die Rechtsgelahrtheit studieren soll. Sie sind ungefähr zwanzig, und mein Sohn ist bald achtzehn Jahre alt. Sie können ihm nicht blos zum Gesellschafter, sondern schon zum Führer dienen. Dazu wähle ich Sie, lieber Kronhelm, und ich hoffe, Sie werden diese Stelle nicht ausschlagen."

Wer beschreibt, was in diesen Augenblicken in Leonhards Seele vorging? — Als die erste Bestürzung vorüber war, entgegnete er: „Herr Rußheim, der Antrag, den Sie mir machen, ist so erwünscht, und Ihre Meinung von mir ist so vortheilhaft, daß ich auf Beides zu antworten

nicht im Stande bin, sondern nur durch mein eifrigstes Streben für das Erste danken, und das Zweite durch Gottes Hülfe bewahrheiten kann. Mit inniger Freude ergreife ich Ihren ehrenvollen Vorschlag; nur eine Bedenklichkeit steht mir im Wege. Ich verhehl' sie Ihnen nicht. Was würde in dem Fall aus der Lindheim'schen und aus meiner Familie? Beide bedürfen meiner; ich bin mich ihnen schuldig."

„Für die ist gesorgt, lieber Kronhelm; jeder ist eine Pension von 400 Thalern bewilligt. Die Rescripte sind schon ausgefertigt."

Das war dem guten Jüngling zu viel; er wankte und mußte sich an einem Tische halten. Gerne wäre er auf die Kniee gesunken — aber das ging nicht an: denn so etwas gehört in's dunkle Gebüsch, oder in's Kämmerlein, wo man die Thüre hinter sich zuschließt. Ein Strom von Thränen schaffte seinem vollen Herzen Luft.

Nachdem er sich erholt hatte, sagte er: „Gott vergelte es dem, der diese Wohlthat für unsere Familien auswirkte! Wie war das aber nur beim Herrn Minister möglich?"

„Der ist dabei gar nicht gebraucht worden. Danken Sie Gott, und überlassen dem die Belohnung Ihrer Wohlthäter: denn die wollen durchaus nicht bekannt seyn."

Der Fremde, welcher bisher kein Wort gesagt hatte, setzte mit sanfter, aber eindringender Stimme hinzu: „Fahren Sie fort, so redlich zu denken und zu handeln, wie Sie bis jetzt gethan haben. Der Lohn dafür wird nicht ausbleiben."

Nun machte Herr Rußheim Leonharden mit den Pflichten bekannt, die er in seiner künftigen Stelle zu erfüllen, so wie mit den Vortheilen, welche derselbe zu genießen haben sollte. Sie bestanden hauptsächlich in Folgendem: Er sollte mit dem jungen Rußheim alle nothwendigen Kollegien besuchen, und zu Hause das Gehörte mit ihm wiederholen; er sollte die Kasse führen, und alle Ausgaben genau berechnen; er sollte dafür sorgen, daß der religiöse und moralische Sinn des ihm anvertrauten Jüng-

lings vervollkommnet, und dieser überhaupt zu einem gelehrten, rechtschaffenen und brauchbaren Manne gebildet werde. Dagegen hatte er eine vollkommen freie Station, jährlich dreihundert Gulden Gehalt, und nebenbei noch von Zeit zu Zeit etwas Außerordentliches zu erwarten. Leonhard fand dies, bei seinem einfachen, genügsamen Charakter, mehr als reichlich. Von Herzen war er mit Allem zufrieden, bezeigte dieses Herrn Rußheim, und sehnte sich nun in die Einsamkeit, um den Gefühlen seines Innern ungestört nachzuhängen. Deßwegen wollte er sich beurlauben, seinen Kasten aufpacken, und noch diesen Abend den Rückweg nach Birkenhain antreten. Allein Herr und Madame Rußheim baten ihn, heute und morgen zu verweilen, und Ersterer fügte hinzu: „Vermuthlich kommt mit der morgenden Post das Rescript, wegen den Pensionen für beide Familien, vom Obervormund, dem Herzog von Bellar, unterzeichnet. Sie können dann die frohe Nachricht Ihren Lieben um so viel gewisser überbringen.“ — Leonhard ließ sich bereden; vorzüglich auch darum, weil ihn die Seinigen noch nicht so bald erwarteten. — — Jetzt lernte er die treffliche Familie, mit der er in nähere Verbindung treten sollte, genauer kennen. Nach wenigen Stunden war er in ihrer Mitte völlig wie zu Hause. Sein künftiger junger Freund vereinigte viele der ausgezeichnetsten Eigenschaften in sich; sein Herz war eben so bieder, als sein Kopf offen. Leonhard empfand darüber die reinste, lauterste Freude. Herrn Rußheim gab er es zu wiederholten Malen zu verstehen, daß er ihn und keinen andern für seinen eigentlichen Wohlthäter halte; allein dieser Mann dachte viel zu edel, als daß er ihn nur einen Augenblick in diesem Irrthum hätte lassen sollen. „Lieber Kronhelm, sagte er, ich habe an allen jenen Wohlthaten nur einen sehr geringen Antheil. Forschen Sie nicht weiter; es wäre vergeblich. Ich muß es Ihnen wiederholen: Ihre Freunde wollen schlechterdings unbekannt bleiben.“ Heiter und traulich verfloß der Abend. Ehe Leonhard seine Augen schloß, sandte er die feurigsten Wünsche zum Allvergelter für die-

jenigen, die ihn und seine Theuern unvermuthet und ungebeten so überschwänglich glücklich gemacht hatten.

Was man vermuthet hatte, geschah. Des andern Morgens langten die Rescripte zu Dosenburg an. Bei wem? — das wird sich zu seiner Zeit ausweisen. Genug, Rußheim erhielt sie, und zugleich die Nachricht, daß der Minister von Landwurm den gemessenen Befehl bekommen habe, die Rescripte sträcklich zu befolgen.

Leonhard schickte sich nun zur Abreise; den Kasten aber mußte er zurück lassen, denn der sollte im Rußheim'schen Hause, als ein Denkmal kindlicher Liebe, aufbewahrt werden. Der genommenen Abrede gemäß sollte übrigens Leonhard in sechs Wochen sein neues Amt antreten, und dann noch ein paar Monate in Dosenburg verweilen, um sich nebst seinem jungen Freunde mit Muße auf die Akademie vorbereiten zu können. Er versprach dies nochmals; steckte seine beiden Rescripte zu sich, nahm seinen Wanderstab, empfahl sich der trefflichen Familie, in deren Kreise ihm so wohl gewesen war, und ging nun, voll der seligsten Empfindungen, auf Birkenhain zu. Während des Gehens rief er alle gute Vorsätze, die er je gefaßt hatte, in seine Seele zurück. Er gelobte es sich selbst, treu zu seyn in seinem bevorstehenden Beruf; seine Zeit wohl anzuwenden, und all' seine Kräfte dahin zu vereinigen, daß er dereinst dem Staat und seinen Nebenmenschen als ein rechtschaffener und brauchbarer Mann nützlich werden könne. Seine guten, frommen Gefühle verwandelten sich in ein herzliches Gebet; er blieb stehen, nahm seinen Hut ab, und heftete einen Blick voll Klarheit und Andacht zum Himmel.

In dieser edlen Stellung, ganz mit sich selbst beschäftigt, bemerkte er nicht, was um ihn vorging; bemerkte nicht, daß jener verdrießliche Reiter, der junge Landwurm, ihm abermals entgegen kam. Plötzlich war ihm dieser auf dem Leibe; auszuweichen war nicht mehr möglich; offen und unbefangen ging er also dem Baron entgegen. Dieser stürmte sogleich auf ihn los und rief ihm mit lachender

Wuth zu: „Nun, Kerl, wo hast du deinen Bettelkasten gelassen? Vermuthlich irgendwo im Gebüsch?“.....

„Herr Baron! mäßigen Sie sich! Ihre Frage verdient keine Antwort.“

„Was? Du ....kerl!“ donnerte der Baron, kehrte seine starke, schwerbeschlagene Reitpeitsche um, und versetzte mit dem dicken Ende derselben dem guten Leonhard einen gewaltigen Hieb über den Kopf. Taumelnd sank dieser in den Graben neben der Chaussee; jener gab seinem Pferde die Sporen und beschloß mit einem fürchterlichen Fluche den empörenden Auftritt.

Leonhard kam inzwischen wieder zur Besinnung und kroch aus dem Graben heraus. Eben hatte er den Fußweg betreten und sich in die Höhe gerichtet, als ein Phaeton daher rollte und ihm zur Seite still hielt. In demselben saß ein ältlicher und ein junger Herr; beide betrachteten Leonharden sehr aufmerksam. Dieser erkannte sofort in dem ältern Herrn denjenigen, der bei Rußheim am Fenster stand, der an ihm und seinem Schicksal so liebreichen Antheil genommen und ihm eine so väterliche Ermahnung gegeben hatte.

„Mein Gott, lieber Kronhelm! sagte der Aeltere. War das nicht der junge Landwurm, der Sie so mißhandelte? Wir sahen es von ferne.“

„Ja, meine Herren, der war's.“

„Was haben Sie denn mit ihm? Wie kam er dazu?“

„Nie in meinem Leben hab' ich einen Wortwechsel, viel weniger eine Streitigkeit mit ihm gehabt. Vor ein paar Tagen, als ich mit meinem Kasten nach Dosenburg ging, begegnete er mir fast auf dieser Stelle, und spottete meiner auf eine bittere, niederträchtige Weise. Ich antwortete ihm in einem sanften Tone, und es blieb dabei. Jetzt machte er es eben so grob, und als ich ihm sagte, er sollte sich mäßigen, so erwiederte er das mit einem pöbelhaften Fluche und mit einem derben Hieb über meinen unbedeckten Kopf.“

„Wenn er Ihnen nur keinen Schaden gethan hat. Sie müssen die Sache von einem geschickten Wundarzte

untersuchen lassen, und dann — den wilden Bösewicht verklagen.“

„Das Erste werd' ich thun, sobald ich nach Hause komme; aber in Ansehung des Zweiten werden Sie mir erlauben, meinen Grundsätzen und meiner Ueberzeugung zu folgen.“

„Das heißt vermuthlich, Sie wollen nicht klagen? Aber warum nicht?“

„Einmal, weil es nichts helfen würde: denn er ist der Sohn des Ministers; und dann, weil ich mir es zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht habe, nie Selbstrache zu nehmen.“

„Soll denn aber jeder Taugenichts Sie ungeahndet beleidigen und mißhandeln dürfen?“

„Dagegen wird mich derjenige schützen, auf dessen Befehl ich mich der Selbstrache enthalte.“

En vérité, sagte jetzt der ältere Herr, indem er sich zum Jüngern wandte, je vous dis, que jamais je n'ai trouvé foi pareille. Der Jüngere beantwortete dies mit einem freundlichen, zustimmenden Kopfnicken, reichte Leonhard die Hand, und nöthigte ihn sehr verbindlich, den leeren Platz im Wagen einzunehmen. Leonhard that es nach einigen beschridenen Weigerungen. Er würde es standhaft ausgeschlagen haben; allein der Kopf schmerzte ihn, und er befürchtete nicht ohne Grund, daß er sich im Gehen erhitzen, und dadurch die Folgen seiner Quetschung verschlimmern möchte. Die Unterhaltung betraf während des Weges gleichgültige Gegenstände: denn als die beiden Fremden erfuhren, daß Kronheim das Französische und Englische nicht blos verstand, sondern auch fertig redete, so konnten sie freilich von ihren eigentlichen Geschäften nicht sprechen. Doch fehlte es Leonhard deßwegen gar nicht an Gelegenheit, seine mannigfaltigen Kenntnisse und sein edles Herz, auch ungesucht, im vortheilhaftesten Lichte zu zeigen. Seinen Begleitern blieb dies nicht unbemerkt; ihr Wohlgefallen an ihm und seiner Denkweise wurde mit jeder Stunde sichtbarer.

Hätte Leonhard, als er dem jungen Baron begegnete, seinen Hut aufgehabt, so würde der ihn geschützt haben; wenigstens wäre die Gewalt des Schlages gar sehr dadurch gebrochen worden. Jetzt aber schwoll sein Kopf zusehends, und zwar so, daß er, ehe sie Birkenhain erreichten, kaum mehr aus den Augen sehen konnte. Seine Begleiter erschöpften sich in herzlicher Theilnahme an seinem Unglück; versicherten ihn dabei aber auch sehr bedeutend, „daß Ahndung und Strafe gewiß nicht ausbleiben würden." — Vor dem Thor wollte der bescheidene Jüngling absteigen; dies litten die beiden Fremden durchaus nicht. Sie ließen vor der kleinen Wohnung vorfahren, welche seine Mutter nach dem Tode ihres Mannes bezogen hatte. Leonhard dankte ihnen auf's gerührteste. Ehe er noch ausreden konnte, eilten jene weg und kehrten in einem benachbarten angesehenen Gasthofe ein.

Leonhards geschwollener Kopf setzte, beim Hereintreten, Alles in Bestürzung, und der Unwille war, als er den Vorfall erzählte — wie man leicht denken kann — nicht gering. Als aber ein Wundarzt den Schaden untersuchte, die beste Hoffnung gegeben, und auch Leonhard seine frohen Nachrichten mitgetheilt hatte — da verschlang die Freude jeden Kummer. Die beiden Mütter (denn Madame Lindheim war eben bei ihrer Freundin zum Besuch) waren für Entzücken fast außer sich. Alle Noth hatte jetzt plötzlich ein Ende. Sie selbst waren anständig versorgt, und konnten nun mit Hülfe ihres Fleißes auch ihren jüngern Kindern eine gewünschte Erziehung geben. Wer schildert die Ergüsse ihrer vollen, überströmenden Seelen?

Das Erste, wornach Leonhard sich erkundigte, war Bernhardine. Man erzählte ihm, sie sey unvermuthet zu einer vornehmen Dame auf das Land geholt worden; dort sollte sie mehrere Putzarbeiten verfertigen, und werde erst in einigen Tagen zur Stadt zurückkehren. Da man seine Fragen, die er in Absicht ihrer that, bestimmt und schnell beantwortete, so gab er sich zufrieden. Hätte man die reine Wahrheit gesagt, er würde dadurch in die leb-

hafteste Unruhe versetzt, und seine Kopfwunde verschlimmert worden seyn. Deßwegen warnte man auch Jeden, der ihn besuchte, mit keinem Laut Bernhardinens Geschichte zu erwähnen. Mit dieser hatte es aber eigentlich folgende Bewandtniß.

Das holde Mädchen, welches in der ganzen Fülle und Frische der Jugend blühte, hatte längst die wollüstigen Blicke des jungen Landwurms auf sich gezogen; aber nie hatte er Gelegenheit gefunden, Bernhardinen seine Leidenschaft zu erklären, denn diese vermied es von jeher sorgfältig, mit dem wilden, ausschweifenden Menschen in nähere Bekanntschaft zu kommen. Der Baron wußte außerdem, nach welchen strengen Grundsätzen der Kammerrath Lindheim seine Kinder erzog, und mit welcher Sorgfalt der Biedermann über jeden ihrer Schritte wachte. Er durfte deßwegen nicht hoffen, seine unreinen Absichten so leicht zu erreichen und einen Anschlag auszuführen, durch den er die Zahl jener Familien vermehrte, in welchen man ihn als den Räuber der häuslichen Ruhe, als den Zerstörer der Unschuld verwünschte. — Jetzt war er einige Zeit abwesend gewesen, und hatte über andern Eroberungen, in seiner Manier, Bernhardinen und ihre Reize vergessen. Zum Unglück befand er sich aber eben im fürstlichen Garten, als Leonhard mit dem liebenswürdigen Mädchen, wie oben erzählt, aus dem Gebüsche hervor trat. Heftiger loderte bei diesem Anblick die unreine Flamme in seinem Herzen empor; mit gierigen Augen verschlang er die liebliche Gestalt; durch ihr Alleinseyn im Dunkel des Gebüsches mit Leonhard glaubte der Wollüstling sich berechtigt, ihre strenge Sittsamkeit als sehr schwankend zu glauben, und die Hoffnung nähren zu dürfen, jetzt, noch dem Tode ihres Vaters, schneller zum Ziele zu gelangen. Die Dürftigkeit der Familie brachte er mit in Anschlag; auf eine Handvoll Gold kam es ihm nicht an; er beschloß, mit erstem seinen verderblichen Entwurf auszuführen.

Gerade brütete er über demselben, als Leonhard ihm zum ersten Mal auf dem Wege nach Dosenburg begegnete. Als dieser seine Stachelreden so kalt beantwortete —

schwur er bei sich selbst hoch und theuer, daß er ihn noch am nämlichen Tage um Bernhardinen, oder wenigstens um ihre Tugend betrügen wolle. Die Ausführung schien dem Baron leicht, denn das Putzmachen gab ihm den schönsten Vorwand, sie in seine Gewalt zu bekommen. Er war übrigens fest entschlossen, Alles zu wagen, um seine Lüste zu befriedigen.

Spät am Nachmittage kam dem zu Folge ein Dienstmädchen zu Bernhardinen und ersuchte sie, im Namen ihrer Gebieterin, sich in ein bestimmtes Haus zu bemühen, woselbst eine vornehme Dame aus N. angekommen sey — die gerne einige Putzarbeiten gemacht haben wolle, und bei der Gelegenheit Mamsell Lindheim, von der sie so viel Gutes gehört hätte, persönlich kennen zu lernen wünsche. Bernhardine versprach zu kommen, und das um so bereitwilliger, da jenes Haus nicht anders als unter einem guten Rufe bekannt war.

Sorglos folgte das gute Mädchen der Führerin, die sie in die besagte Wohnung auf ein artiges hinteres Zimmer brachte, wo sie sie bat, eine Viertelstunde zu verweilen, indem ihre Dame zu einer Freundin gefahren sey, — aber binnen dieser Zeit zurückkehren werde. Bernhardine ließ sich dies gefallen, setzte sich hin und las in einem Buche, welches aufgeschlagen auf dem Tische lag. Plötzlich öffnete sich die Thüre, und der junge Landwurm trat herein. Bernhardine erschrak, ein geheimer Schauder überlief sie; der junge Baron aber suchte sie zu beruhigen und versicherte, die fremde Dame sey mit ihm verwandt, und er sey hier, ihr seine Aufwartung zu machen. Bernhardine wollte sich deßhalb beurlauben, und bat den Baron, sie bis morgen bei der Dame zu entschuldigen. Dieser aber verwickelte sie immer auf's neue in ein Gespräch, und wußte seine Unterhaltung so interessant zu machen, daß Bernhardinens Widerwille sichtbar schwand. Jetzt trat ein Bedienter herein, brachte Wein und Konfekt; der Baron nöthigte Bernhardinen, von dem lieblichen, aber starken Getränke etwas zu genießen, setzte sich traulich neben

sie, und begann allmälig mit seinen eigenen Absichten hervorzurücken. Was er sagte, war in glatten Worten eingekleidet, und Bernhardine begriff in ihrer Unschuld nicht, was er im Grunde damit meinte. Sie schwieg; und diesem Schweigen gab Landwurm eine für sich günstige Erklärung; er fing an deutlicher zu reden. Das Angesicht des holden Mädchens erglühte; eine Thräne floß über ihre Wange herab. Das Gefühl der tiefsten Kränkung erpreßte sie. Der Baron nahm es für den letzten Kampf der fallenden Tugend, warf mit Ungestüm seinen Arm um die kämpfende Jungfrau, und ein glühender Kuß brannte auf den nie entweihten Lippen. Wie ein gescheuchtes Reh sprang sie von ihrem Sitze auf, rief mit lauter Stimme: „Herr Baron, ich verachte Sie; ich verachte Sie von ganzer Seele!“ — und sprang gegen die Thüre, aber Landwurm stellte sich ihr entgegen, und auf seinen Ruf erschien derselbe Bediente wieder. Jetzt stand der guten Seele die volle Schrecklichkeit ihrer Lage glühend vor den Augen. „Gott! rief sie, wie schändlich bin ich verrathen! Hülfe, Hülfe!“ — Und Gott hörte das Schreien der kämpfenden Unschuld — und sandte Hülfe. — Ein benachbarter Bürger hatte den Angstruf gehört, und war herbei geeilt; in dem Augenblick der größten Noth erschien er als rettender Engel, und führte die Jungfrau aus den Klauen des Bösewichts in die Arme der Ihrigen zurück. Alle die Auftritte, die während dem in dem Hause, welches die Gerettete verließ, vorgingen, übergehe ich; genug, der Baron wüthete, und brütete fürchterliche Rache. Bernhardine aber verfiel nun in ein hitziges Fieber und lag noch in demselben, als Leonhard von Dosenburg zurückkam, und der junge Landwurm seinen Ingrimm über den mißlungenen Plan an ihm, dem Unschuldigen, ausließ.

Man kann sich leicht vorstellen, daß diesem Taugenichts die Rache nicht schwer wurde, da ihm sein Vater mit all' seiner Macht zu Gebote stand. Das junge Paar sollte sie zuerst fühlen, und dann wollte er aber auch seinen Muth mit Herzenslust an dem Biedermann kühlen, der die Aus-

führung seines ruchlosen Zweckes verhindert hatte. Einige Tage verstrichen darüber, und Leonhard so wie Bernhardine wurden in der Zwischenzeit wieder hergestellt. Sie schwiegen, und hofften, Landwurm werde das Nämliche thun, und damit die ganze empörende Geschichte beendigt seyn. Allein — es sollte anders kommen. Ungefähr acht Tage nachher erschien der Amtsbote, und citirte Leonhard und Bernhardinen vor den Polizei-Beamten. Sie erschienen, und mit ihnen ein Gerichtsdiener, der sie anklagte und auf Pflicht und Gewissen bezeugte, „er habe diese beiden jungen Leute im fürstlichen Garten auf eine höchst ungeziemende Weise zusammen angetroffen." Mit Abscheu und Entsetzen fuhr sie der scheinheilige Richter an, und machte ihnen über ihre ärgerliche, sittenlose Aufführung die bittersten Vorwürfe. Bernhardine brach in einen Strom von Thränen aus; Leonhard wollte antworten, allein das Unerwartete dieses Auftritts, so wie eine gewisse natürliche Furchtsamkeit, deren er sich nie ganz ermächtigen konnte, machten, daß er stotterte, und gleichfalls sein thränendes Auge zum Himmel empor hob, gleichsam als wollte er von dort einen Zeugen ihrer Unschuld herab rufen. Man stellte sich, darin das Bekenntniß ihres Vergehens zu finden, und der von lauter Gerechtigkeit brennende Richter donnerte ihnen das Urtheil entgegen, „daß sie alsofort eine Stunde öffentlich an den Pranger sollten gestellt werden."

Noch sprach er, da rollte ein Wagen vor das Haus; die Thüre des Gerichtssaales öffnete sich, und die beiden Fremden, der ältliche und der junge Herr, traten herein. Der Beamte stutzte; ihn schwanete etwas. Doch faßte er sich gleich wieder und sagte: „Was berechtigt Sie, ungefordert hier herein zu kommen?" Der Aeltere antwortete ziemlich gelassen: „die Unschuld dieser beiden jungen Leute. Ich weiß, wessen sie beschuldigt werden. Sagt mir, Polizeidiener, wann habt Ihr den Beklagten gesehen?" Der Kläger gab die Zeit richtig an. — „Gut, fuhr jener fort, auch ich war damals im fürstlichen Garten, und saß auf einer Bank am Rande des Gebüsches. Als ich diese jungen

Leute so angelegentlich mit einander reden hörte, schlich ich näher und behorchte sie von Anfang bis zu Ende. (Mit erhöhter Stimme:) Was diese edlen Seelen dort verrichteten, das ist wohl nie irgend einem von dem ganzen Landwurm'schen Otterngezüchte in den Sinn gekommen.“ Mit diesen Worten wendete er sich zu seinem jungen Begleiter und sagte: „Ew. Durchlaucht verzeihen gnädigst, daß ich Ihnen in der Eile vorgriff. Der Eifer übermannte mich.“

Mit hohem Anstand und edler Würde trat jetzt der vor wenig Tagen für volljährig erklärte Fürst Ferdinand hervor, reichte Leonhard und Bernhardinen, die wie versteinert da standen, seine beiden Hände und sagte: „Ihr habt Angst ausgestanden; früh seyd Ihr durch Leiden bewährt worden. Geht jetzt im Frieden nach Hause. Ich werde Eurer nicht vergessen; vergeßt auch meiner nicht. Und wenn Ihr wieder betet, und so oft Ihr es thut — schließt mich in Euer Gebet ein.“ Das junge Paar wollte in seinem Entzücken dem Fürsten die Hände küssen; dieser verhinderte es, drückte die ihrigen, und hieß sie zu ihren Müttern eilen. — Der Beamte hatte sich inzwischen an die Wand in eine Ecke retirirt, und bat von dort aus um Gnade. Fürst Ferdinand würdigte ihn keiner Antwort, sondern rief: „Unteroffizier!“ Ein Sergeant und zwei Grenadiere mit geschultertem Gewehr traten herein. „Da, den Beamten nehmt in Verhaft und führt ihn zu den Landwurms, aber in ein besonderes Zimmer. Ihr kommt dann hierher zurück.“ —

Wie ein Wetterstrahl das dunkle Gewölbe des Himmels durchzuckt, so fuhr die frohe Nachricht in alle, auch die entferntesten Winkel der Stadt: „Der Erbprinz ist da; er ist regierender Herr geworden; die Landwürme und ihr ganzer Anhang sind gefangen; sie werden ihren verdienten Lohn bekommen; der Geheimerath von Preiswerk, der den Fürsten erzogen und auf allen seinen Reisen begleitet hat, ist erster Minister geworden.“ Dies erzählte Einer dem Andern, und der Taumel der Freude war allgemein.

Leonhard und Bernhardine beruhigten ihre bekümmerten Mütter, und flogen dann zu dem dunkeln Tempel der Natur, in jenes Gebüsch, wo sie vor Kurzem ihre Sorgen ausgeschüttet und den Bund der reinen, ewigen Liebe beschworen hatten. Thränen des Dankes und der Freude strömten über ihre Wangen; eine heilige Gluth durchdrang ihr ganzes Wesen; ihre frommen Wünsche wurden eben so viele Gebete für den ächt-menschlichen Fürsten, und dessen trefflichen Minister.

Wer die Geschichte des jungen Paares hörte, der bekannte: Glauben und Vertrauen haben ihren großen, ihren sichern Lohn.

Dir aber, lieber Leser, der du an Leonhard und Bernhardinen Theil nimmst, erzähl' ich vielleicht in Zukunft noch mehr von ihrer Geschichte. —

17.

Gotthard und seine Söhne.

Eine wahre Geschichte.

In einer abgelegenen Gegend in Baiern, abgeschieden von der großen und glänzenden Welt, umgeben von blühenden Auen, volkreichen wohlhabenden Dörfern, voller glücklicher Landleute, und nicht so weit von den südostwärts liegenden himmelhohen Tyroler Gebirgen entfernt, daß sich ihre gähen Abgründe und zackigten Spitzen dem staunenden Auge entziehen könnten, wohnte Gotthard, ein Landbeamter, in einer uralten beinahe verfallenen Burg. Er hatte viele Kinder, ein kleines Gehalt, ein zartes Gewissen und gar keine Schulden; wenn er sich am Abend schlafen legte, so war sein Hauptkissen sanft, und beim Erwachen am Morgen konnte er ruhig über das glückliche, weite Thal hinschauen; denn jeder Gegenstand brachte ihm Erinnerungen, die wie Engel Gottes seiner Seele hohen Frieden zuflüsterten.

Gotthard hatte drei Söhne; Franz war der älteste, Benedict der zweite, und Max der dritte. Alle drei wuchsen heran. Der älteste war völlig reif, auf die Universität zu gehen, die beiden andern beinahe; die ganze Familie war katholisch; Niemand versäumte Religionspflichten, Alle aber hatten auch protestantische Schriften, besonders Stillings Leben, und Sophiens Reisen gelesen. Alle dachten rein aufgeklärt, und Alle waren weise genug, den

Schatz der Wahrheit zu bewahren, und so wirken zu lassen, daß er Niemand durch seinen Glanz in den Augen wehe that; zudem waren die Söhne von einem rechtschaffnen Kaplan unterrichtet und zu der Universität vorbereitet worden.

An einem schönen Nachmittag im August ließ der Amtmann seine drei Söhne in seine Schreibstube kommen. So wie sie hereintraten, wendete sich der Vater auf seinem Armsessel herum; er sah sie mit nassen Augen an und sagte: Kinder, ich habe zu Gott geweint — „Du Franz mußt nun diesen Herbst nach Ingolstadt auf die Universität ziehen, deine Mutter wird dich mit nöthigen Kleidern und Wäsche versehen, und ich mit Büchern: aber — Geld! — lieber Gott! das hab' ich nicht; ich habe Gott vertraut. Er hat mit geholfen. Nie hab' ich Jemand gedrückt, und lieber gegeben, als genommen; ich werde alt, kann mit Aktenarbeit und Kommissionen nebenher nichts mehr verdienen, und Ihr müßt doch alle drei etwas lernen, damit Ihr euch einst ernähren könnt. Mache du es jetzt wie Stilling; gehe im Namen Gottes mit dem wenigen, was ich dir mitgeben kann, auf die Universität; dann bet' und trau' auf Gott. Wir wollen das hier auch thun; und so weiß ich, Er wird uns nicht verlassen."

Den drei Jünglingen standen die Thränen in den Augen, stillschweigend gingen sie wieder hinaus und Franz winkte den beiden in's Feld. „Wir wollen spazieren gehen," sagte er, „und nachdenken über das, was uns der Vater gesagt hat." — In einer schwermüthigen Seelenstimmung wandelten sie zwischen den in der Erndte stehenden Getraidefeldern hin. Jeder dachte für sich der Sache nach, ohne ein Wort zu reden, bis endlich Franz das Stillschweigen unterbrach und sagte: „Seht Ihr, Brüder! alle diese Aehren da, wie sie sich oben herüber, gegen die Erde bücken? — Die da so gerad' empor streben, sich über die Andern hinaus erheben, die enthalten entweder gar keine oder doch sehr magere Kerne; aber die gebeugten und gebückten Aehren, die sind gar reich an Nahrung für Menschen und

Vieh. So eine Aehre ist unser guter Vater — möchte nur der Halm unter der Last der Früchte nicht knicken! — Wir drei sind Aehren, die erst anfangen zu blühen. Ach!“ — Thränen erstickten die Worte; er schwieg, und die Anderen beiden weinten stille mit ihm. Nach einer kleinen Weile trocknete Franz seine Augen; er stärkte sich, trat seinen Brüdern in den Weg und sagte: „Hört Brüder! ich hab einen Entschluß gefaßt; wir wollen ein Bündniß mit einander schließen, daß wir alle drei ordentlich studieren wollen, ohne von unserm Vater einen Heller zu begehren, und ohne ihn das Geringste zu kosten. — Seht, wir singen alle gut, verstehen alle Musik und Jeder spielt sein Instrument ohne grobe Fehler; damit wollen wir uns durchbringen; ich gehe nun nach der Universität, ich werde suchen, bei der Kirchenmusik unterzukommen; werde Unterricht geben, und wenn's Noth thut, Wasser und Brod genießen und damit zufrieden seyn. So werde ich Euch mit einem guten Beispiel vorgehen. Jetzt gebt mir die Hand darauf, und schwört mir, daß Ihr's auch so machen wollt.“ Beide freuten sich über diesen vortrefflichen Vorsatz; beide schwuren, und alle drei fühlten in ihren Seelen den hohen Wink des Beifalls des Menschenvaters. Unüberwindlich gestärkt kehrten sie auf der Stelle um, und eilten nach Haus, um dem Vater zu sagen, was sie sich untereinander vorgenommen und beschworen hatten. Sie fanden ihn im Garten bei der Mutter stehen, die gerade Salatköpfe ausstach. Freudig erzählten sie beiden, was geschehen war, und baten um die Bestätigung ihres Vorsatzes. Gotthard und seine Gattin sahen sich an, staunten, Thränen rollten ihnen die Wangen herab; sie billigten das Vorhaben ihrer Söhne mit herzlichen Umarmungen und mit Ausdrücken des Segens. Ob nun gleich Gotthard sowohl an der Beständigkeit ihres Vorsatzes, als an der Möglichkeit der Ausführung zweifelte, so wollte er doch die edlen Jünglinge nicht irre machen. Er schwieg also und sagte: „Gott begleite Euer Vorhaben mit seinem reichen Segen!“ — Franz ging nun auf die hohe Schule; er hielt Wort,

sein Vater braucht' ihn nicht zu unterstützen. Er studierte die Theologie und ward bald Kaplan bei einem großen Fürsten.

Benedict folgt' ihm das folgende Jahr nach; er studierte die Rechte. Auch er hielt Wort, er kostete seinem Vater nichts, und nach geendigten Studien bekam er bald ein Amt, das ihn nährte.

Nun kam auch die Reihe an Max; er ging ebenfalls nach Ingolstadt, um die Rechte zu studieren. Freudig trat er in die Fußstapfen seiner Brüder, so daß er sich mit Singen und mit der Musik durchbrachte. Indessen kam ihm die Lust an, ein Cameralist zu werden, und zu dem Ende auf die Heidelberger Universität zu ziehen, wo damals Stilling Lehrer der Staatswirthschaft war. Er kam im Herbst dahin, und bald in den ersten Tagen seines dortigen Aufenthalts legt' er seinen ersten Besuch an einem Abend in Stillings Hause ab. Er gefiel im ersten Augenblick. Sein reiner und wohlgeordneter Anzug, seine bescheidene und angenehme Art zu reden, seine feine, ungezwungene Lebensart, die nichts an sich hatte, das eine ländliche Erziehung, aber auch nichts Geschmücktes, Städtisches verrieth, verbunden mit so viel Entschlossenheit, die einen Hauptzug des Baierschen Nationalcharakters ausmacht, und mit so viel wahrer reiner Aufklärung, gewann ihm Stillings und seiner Gattin Herzen gleich in der ersten Stunde. Sie baten ihn, oft zu kommen, und ihr Haus als sein elterliches anzusehen. Dieses Anerbieten nahm er mit gerührter Seele auf; aber er machte vor der Hand nicht viel Gebrauch davon, so wie er auch noch zur Zeit ganz und gar nichts von seinen Umständen entdeckte; selbst seine Landsleute, deren etliche dort studierten, wußten von seiner wirthschaftlichen Verfassung nichts, wenigstens sagten sie nichts davon.

Einige Wochen hernach, im Spätherbst, gingen Stilling und Selma eines Abends nach dem Essen zu einem Freund, mit dessen Hause sie in vertraulichem Umgang lebten. Sie fanden die edle Familie in einer festlichen Freude,

welche die Feier eines Geburtstages zum Grund hatte. Sie setzten sich zu dem traulichen Kreis und freuten sich mit. Nach einer kleinen Weile begann im Nebenzimmer, allen unerwartet, eine Laute so angenehm und schmelzend zu girren, daß Alles auf einmal still und ganz Ohr ward. Bald mischten sich zwei unvergleichliche, männliche Stimmen dazu, die eine passende Duett-Arie vortrefflich und kunstmäßig sangen; dieser Gesang war so rührend, daß jedes Auge sich mit Thränen füllte. Nach Endigung desselben trat Max mit seiner Laute herein. Sanft und bescheiden verbat er sich alle Aeußerungen des Beifalls, aber den allgemeinen Bitten, noch mehr zu singen, gab er nach, er sang mit unbeschreiblicher Anmuth einige Romanzen von ihm selbst sehr schön componirt; kurz Max gewann alle Herzen. Sein Mitsänger war einer seiner Landsleute, ein junger Baron auch von dem edelsten Charakter.

Von nun an ward Max als ein vertrauter Freund beider Häuser angesehen; doch kam er selten, auch ließ er sich nie zum Essen einladen, überhaupt hielt er sich von allen Gesellschaften entfernt, und studierte mit beispiellosem Fleiß.

Abermals, ein paar Wochen hernach, ließ er sich im Konzert hören; er sang so, daß des Klatschens kein Ende war, und Jedermann für den edlen jungen Mann und seinen entzückenden Gesang eingenommen war. Kurz darauf besuchte er Stilling und Selma; er wünschte mit ihnen allein zu seyn, und nun erzählt' er seine Geschichte, und seine Lebensart in Heidelberg. Beide erstaunten und bewunderten den entschlossenen Muth dieses vortrefflichen jungen Mannes. Sie erboten sich alsofort ihm wöchentlich einen Tag den Mittags- und Abendtisch zu geben, auch andere Freunde zu bereden, das Nämliche zu thun. Mit Rührung, aber mit eben so viel Festigkeit sagte er: „Haben es der Herr Professor in Straßburg auch so gemacht? — Nein! — Ich folge Ihrem Beispiel und dem Beispiel meiner Brüder. Wer Gott vertraut, muß, so lang es nur immer möglich ist, ja Niemand zur Last fallen;

und zudem würde ich dann auch im Kampf gegen meine Sinnlichkeit erliegen. Jetzt laß ich mir auf mein Zimmer an Speise und Trank holen, was ich bezahlen kann; ich sehe da nicht auf das, was mir schmeckt, sondern auf das, was mich nährt und gesund erhält. Wenn ich nun heute delikate Speisen und Wein genossen hätte, und morgen müßt' ich dann wieder zu meiner mageren Mahlzeit zurückkehren, so würde mir das Leiden machen, die ich jetzt sehr leicht vermeiden kann; und vielleicht würde ich nicht einmal diese Probe bestehen können. Haben Sie nur die Güte, mich Ihrer Freundschaft zu würdigen; im Uebrigen aber bekümmern Sie sich um mich nicht weiter. Doch habe ich eine Bitte an Sie! wollen Sie nicht die Güte haben, und mit Herrn A. R. M. reden? Sie sind bekannt mit ihm, ich möchte gerne Sänger in der H. G. Kirche werden, jetzt ist gerade eine Stelle vakant, denn der..... ist gestorben.“ Stilling versprach ihm das, und säumte auch nicht, mit dem Herrn M.... zu reden, der im Augenblick willig war, den jungen Gotthard zu empfehlen.

Mit einem Wort, Max ward Sänger, und dieses Aemtchen trug ihm hundert Gulden ein, ohne ihm im Geringsten an seinen Studien zu schaden. Er brachte sich zwei Jahre durch, ohne einen Heller Schulden zu machen, und ein vortrefflicher Kopf und vorzüglicher Fleiß waren Ursache, daß ihn Jeder verehrte, und ihm mit Grund eine baldige Versorgung weissagte.

Zu eben der Zeit studierte auch ein Bairischer Graf von L.... in Heidelberg. Dieser besuchte Stillingen auch zuweilen, wo dann er und Selma oft Gelegenheit fanden, ihren Freund Gotthard zu empfehlen. Der Graf hörte das mit einer bedeutenden Miene an, und endlich sagte er im Vertrauen: er stände jetzt noch unter der Gewalt seines Hofmeisters und seiner Vormünder; in einem Jahr werd' er majorenn, und dann sollte Max in seine Dienste treten, und bald Amtmann auf einem seiner Güter werden. Er habe ihm zuweilen Unterstützung angeboten, aber er könne nichts bei ihm anbringen. Indessen möchte man

ihm ja nichts von seinem Vorhaben sagen. Auch dieser vortreffliche junge Mann machte Stilling Freude; überhaupt hat die Baier'sche Nation ungemein viel Edles, und keine ist zur wahren Aufklärung fähiger, als sie.

Daß Stilling viel mit Staaroperationen zu thun hat, die er unentgeldlich verrichtet, ist aus seiner Lebensgeschichte bekannt. Dies bemerkte auch unser junge Gotthard; mit Thränen der Rührung kam er daher an einem Abend zu Stilling. „Herr Hofrath, fing er an: durch Ihre Hülfe werden so viele Leute sehend; besonders hat mich der blinde Weingärtner gerührt, den Gott durch Sie seiner Familie wieder geschenkt hat, und der nun seine Dankbarkeit nicht anders zu äußern wußte, als daß er bei trockenem Brod und Wasser für Sie nach Wallthüren wallfahrtete, um dort kräftiger um Segen für Sie flehen zu können. Die Meinung war doch gut — und sein Opfer ist gewiß Gott angenehm gewesen. Solche Fürbitter möcht' ich mir auch erwerben; es ist doch gut, wenn wir ungerechte Haushalter, die wir doch im Grund alle sind, dereinst Bürger finden, die uns in ihre ewige Hütten aufnehmen; können Sie mich nicht auch die Staaroperationen lehren?"

Stilling drangen Thränen in die Augen. „Ja!" sagte er: „ich will Sie darin unterrichten." Jetzt wurde auch diese Sache vorgenommen. Stilling nahm den jungen Gotthard zu allen Operationen mit, unterrichtete ihn treulich in allem, und ließ ihn an todten Kälberaugen so lange operiren, bis er alle Lenkungen beider Hände inne hatte. Auch unterwies er ihn in der nachherigen Kur, worauf so viel ankommt. Max war voller Freude und Munterkeit, daß ihm in allen Stücken alles glückte, was er anfing. Nun ließ er sich auch alle Instrumente machen, die er brauchte, und das Geld dazu ersparte er sich aus seinem kleinen Gehalt.

Die Zeit seiner Abreise war auf den Herbst 1786 bestimmt, wo in der ersten November-Woche das bekannte Universitäts-Jubiläum zu Heidelberg gefeiert wurde. Max

wäre gerne vorher abgereist, allein aus Mangel an Reisegeld konnt' er nicht. Er mußte erst ein Quartal seiner Besoldung erwarten, folglich die ganze Zeit über, und noch ein paar Wochen länger da bleiben; jetzt gerieth er in Verlegenheit. Die Menge der Menschen, welche zuströmten, machte die Zimmer außerordentlich theuer; sein Wirth gebot ihm auszuziehen, weil er doch den Winter nicht dableiben konnte, zudem fiel ein tiefer Schnee, und es wurde sehr kalt. Jetzt kam er zu Stilling, und flehte um Rath. Selma lächelt' ihn an, und sagte: „Getrost, Freund! ich habe das Haus voller Fremde, also kein Bett mehr, aber kommen Sie zu uns, hier dieser Sopha soll Ihr Bett seyn.“ Mit tiefer Rührung küßt' er ihr die Hand. „Ja das kann, das will ich annehmen; nur verschonen Sie mich mit Ihrem Tisch, ich kann nicht mit Ihnen speisen.“ — Aber ist das nicht Eigensinn? — fiel Stilling hastig ein. „Nein! es ist nicht Eigensinn, versetzte Max ruhig, ich bin durch hohe Pflichten gebunden, so zu handeln.“ Stilling verehrte diese Pflichten, und schwieg.

Der junge Gotthard ward also drei Wochen lang Stillings Hausgenosse. Als nun seine Abreise herannahte, so machte er sich dazu geschickt, und er war willens, in dem harten Winter zu Fuß nach Haus zu reisen. Jetzt kam aber Graf L.... Mit einer ganz andern Miene als sonst fing er an: „Ich bin majorenn; das Erste, was ich gethan habe, besteht darinnen, daß ich meinen Hofmeister auf eine gute Manier fortgeschickt habe. Nun brauche ich aber Jemand, der mir in meinen Geschäften hilft, denn ich trete auch die Verwaltung meiner Güter an, und habe Niemand, der sich dazu schickt.“ — Der edle Mann wandte sich hier gegen Gotthard, der auch zugegen war, und sagte mit einem Ton, der durch die Seele ging: „Lieber Herr Landsmann! erzeigen Sie mir doch die Gefälligkeit, und treten Sie von diesem Augenblick an in meine Dienste. So einen Mann, wie Sie, brauch' ich gerade, aber schlagen Sie mir doch ja diese Bitte nicht ab.“

Da standen Alle und feierten — und gewiß sang ein

Engel geflügeltes Ungestüm in seine Harfe. Stilling stürmt' auf einmal dem Grafen um den Hals, und erstickt' ihn fast mit Küssen. Auch Selma umarmte ihn mit Thränen; Gotthard aber stand da mit emporgerichtetem Thränenblick, und gefalteten Händen, stumm und staunend. Jetzt griff ihn der Graf an die Hand — „Nun, wie ists?" sagte er mit lachendforschender Miene; — Gotthard ermannte sich, beugte sich und antwortete: „Ja, Herr Graf! ich bin zu Ihren Diensten, Gott belohne und segne Sie!" — Das war ein Abend! — Allmählig gerieth man nun in vertrauliche Gespräche, endlich fing Selma an: „Nicht wahr, Herr Graf! Sie nehmen diesen Abend mit uns vorlieb?" — „Sehr gerne!" versetzte er. Sie fuhr fort: „Den Herrn Gotthard bitte ich nicht mehr zu Gaste, denn ich weiß, daß ich einen Korb bekomme." — „Nein jetzt nicht, Frau Hofräthin! antwortete er. Von nun an darf ich wohl mit einem guten Freunde speisen." Man schwieg, ohne fernere Erklärung zu verlangen.

Als nun der Tag der Abreise erschien, versah Selma die beiden lieben Reisenden mit zween Krügen vom besten Niersteiner Wein, mit Schinken, Würsten u. dergl. Sie nahmen einen thränenreichen Abschied und gingen fort.

Auf der Reise bat Max den Grafen, da er sich doch aus dem Wein nicht viel mache, so möchte er ihm doch die zween Krüge allein überlassen, er wolle sie gerne seinem alten Vater mitbringen, denn er habe in seinem Leben wenig, und solch' einen Wein noch nie gekostet. Ja Freund! erwiederte L...., den sollen Sie haben, und in Zukunft soll Ihnen ein solcher Wein nicht mehr selten seyn. Gotthard freute sich herzlicher, als eine Mutter am Christabend, wenn sie ihren Kindern die Weihnachtsgeschenke bereitet.

Gotthard half den Winter über dem Grafen seine Geschäfte in Ordnung bringen, auch besuchte er bald seinen alten Vater mit den zween Krügen Wein. Die beiden Grauköpfe lebten auf, und die Freude des guten Gewis-

sens, verbunden mit der Seligkeit über glückliche und wohlgerathne Söhne, verjüngte sie wie die Adler.

Gegen das Frühjahr aber trat Graf L.... an einem Morgen mit einem Papier und frohem Gesicht in Gotthards Zimmer. „Da, Freund!“ sagte er: „lesen Sie!“ Gotthard las mit der äußersten Bestürzung; es war die Vokation zu einer Maltheserordens-Amtmanns-Stelle, mit einem außerordentlich hohen Gehalt. „Nein!“ rief Max, „ich bleibe bei Ihnen.“ L.... versetzte: „Nein, Sie bleiben nicht! So kann ich Sie nie versorgen. Das bitt' ich mir aber aus, daß Sie auch mir zugleich in meinen Geschäften beistehn.“ — „Wenn das ist,“ sagte Max freudig, „so nehme ich's in Gottes Namen an.“

Dort lebt nun der edle Mann in Segen; auch hat er mit Glück einigen armen blinden Familienmüttern ihr Gesicht wieder gegeben. Graf L.... besuchte vor mehreren Jahren Stillingen in Marburg, wo er ihm Gotthards Geschichte, von ihrer Abreise an, erzählte; auch schrieb Max selbst hieher an seinen ehemaligen Lehrer, und jubelte über seine wohlgelungenen Staarkuren, und überhaupt über die glückliche Lage, seinem alten Vater einen ruhigen und heitern Lebensabend verschaffen zu können.

Sey mir gegrüßet, edler Mann! wie will ich dich an's Herz drücken, wenn wir bei'm Feierabend unsern Groschen empfangen!

18.

Theodor.

Theodor hatte die Höhe eines waldigten Gebirges erreicht; hier befand er sich auf einem grünen, gegen Westen abhängigen, Rasenplatz, der von einem düstern Buchenwald umkränzt wurde, über welchen hin sich seinem matten Thränenauge eine unermeßliche Aussicht eröffnete. Städte, Dörfer, Felder, Wiesen, Wälder und Wäldchen, die ein fernes blaues Gebirge begränzte, lagen da vor ihm wie ein buntes Gemälde, das die dem Untergang sich nahende Sonne höchst malerisch beleuchtete.

Theodor müde von Laufen und Weinen, ließ sich auf auf dem Rasenplatz nieder; er schaute trübe in die schöne Natur hin, und sprach: O himmlischer Vater! welche Schönheit, und welch' ein Reichthum! — ich Armer bin müde, hungrig, durstig, betrübt bis zum Sterben, und alle diese Schönheit, dieser Reichthum hat für mich kein Krümchen Brod, und keinen Trunk Wasser übrig. O Du, der Du einst so viele Tausend Menschen mit wenig Brod und ein Paar Fischlein speistest; erbarme Dich mein! aber hier ist leider nichts, was Du segnen, und mich damit sättigen könntest, und ich Armer kann nicht weiter.

In dem Augenblick neigt sich der Kopf eines alten Mütterchens zur Seite her, und sprach mit heischerer Stimme: es sind doch noch Krümchen Brod und Quellen in der Nähe, die Er segnen kann, komm mit mir und siehe es. Theodor erschrak wie

vor einer Erscheinung aus der Geisterwelt, er fuhr auf, schwieg und staunte; er sahe da vor sich eine ehrwürdige alte Frau, arm aber reinlich gekleidet; unter ihrem Silberhaar waltete Weisheit, auf ihrer Stirne sahe man die Trophäen sieggewohnter Kämpfe, in ihren Augen spiegelte sich des Herrn Klarheit mit aufgedecktem Angesicht, und um ihren Mund her spielte die himmlische Liebe im frommen Lächeln.

Der fünfzehnjährige Knabe Theodor konnte freilich diese Sprache noch nicht lesen, aber doch empfinden; er fing laut an zu weinen, und rief: O Herr Gott, ich danke Dir!

Die alte Frau hatte am linken Arm ein Körbchen mit rohen Kartoffeln hangen, und in der rechten Hand hielt sie einen Krückenstab, auf den sie sich stützte; nun komm du Engel! sagte sie lächelnd, und stieg dann krumm und mühsam vorwärts; Theodor folgte mit den Worten: Ach liebe gute Mutter! ich bin kein Engel, ich bin nur ein armer sündiger Junge.

Sie. Desto besser! Die armen sündigen Jungen können noch Engel werden, komm du mit mir; mir bist du jetzt schon ein Engel — bei diesen Worten nickte sie ihm freundlich zu, und lächelte.

Theodor wußte nicht, was er sagen und denken sollte; halb furchtsam und schüchtern folgte er ihr, und dachte an Feen-Mährchen, die er ehemals hatte erzählen hören. Die alte Frau führte ihn auf einem kaum sichtbaren Fußpfad rechts, links, aufwärts, abwärts, durch den düstern Wald in ein einsames mit Bäumen umkränztes Wiesenthälchen, an dessen obern Ende ein kleines mit Stroh bedecktes Häuschen stand, in dessen Glasfensterchen die Strahlen der eben untergehenden Sonne glitzerten. An der einen Seite war ein Gemüßgärtchen, und an der andern ein Höfchen mit einigen Obstbäumen. Vor der Thür stand eine schattigte Linde, und daneben ein immerlaufender und plätschernder Röhrbrunnen.

Dies Oertchen war so heimlich-freundlich und einladend, daß es dem guten Jüngling wohl um's Herz wurde.

Unter der Linde saß ein alter Greis, welcher sein Pfeifchen rauchte. Die Alte sahe ihn freundlich an, und sagte: Jakob! Da bring' ich einen Gast, er will mit unserm Herrn diesen Abend essen, und bei Ihm herbergen, es fehlte ihm nur an wenig Brod und ein paar Fischchen, die er Ihm bringen könnte, um sie zu segnen, ich denke damit helfen wir ihm aus. Der Greis neigte das Haupt, anstatt Ja zu sagen, und schwieg. Theodor folgte der Alten in das reinliche Stübchen, er setzte sich, und die Ruhe, im Gefühl der Sicherheit, that ihm so wohl, daß er mit Seufzen und Thränen Gott dankte. So traf ihn die Matrone, die mit einem Kümpchen süßer Milch und einem Stück Brod in den Händen hereintrat, und es ihm freundlich mit den Worten vorsetzte: Iß und trink, der Herr segne es Dir! Theodor ließ sich das nicht zweimal sagen, er aß und trank.

Mittlerweile fand sich noch eine vierte Person ein; ein junger schöner Mann im leinenen Kittel, er schritt rasch zur Thür herein, grüßte den Theodor freundlich, nahm den Quersack von der Schulter, hing ihn da an einen hölzernen Pfahl, zog dann den Kittel aus, und hing ihn dazu, dann ging er wieder hinaus ohne weiter ein Wort zu sagen. Theodor wunderte sich sehr; einen solchen Schlag Menschen hatte er noch nie gesehen. Eine Stunde später deckte die Großmutter den Tisch, der Patriarch kam auch, und dann auch der Sohn, der das Essen in einer irdenen Schüssel auf den Tisch setzte; es war eine gebrannte Mehlsuppe, die dem guten Theodor lieblich entgegen duftete. Indessen er hatte schon gegessen und getrunken, und war auch zufrieden. Ehe sich die drei niedersetzten, stellte der Sohn einen vierten Stuhl an den Tisch, und nun sagte der Alte mit einer ernsthaften Baßstimme: komm, setze dich hieher, mein Sohn! Blöde und schüchtern erwiederte Theodor: ich danke, ich hab' gegessen. Nun wendete sich der Alte zu seiner Frau, und sagte: Wie war das, Elisabeth! mit dem wenigen Brod, und ein Paar Fischchen? — Freundlich wie die aufgehende Frühlingssonne blickte sie den gu-

ten Jüngling an, und sprach: Komm, mein Engel! Du empfingst vorhin das wenige Brod, und die Fischchen, jetzt will es Dir der Herr segnen. Theodor konnte für inniger Rührung der Thränen nicht los werden.

Nun erhob sich der Hausvater; alle vier standen; er betete mit einer solchen Kraft und Salbung, wie es Theodor noch nie gehört hatte, und doch war seine selige Mutter eine große Beterin gewesen, die diesen ihren Liebling oft ihrem Erlöser zum ewigen Eigenthum übergeben hatte.

Während dem Essen beobachteten alle drei ihren Gast genau; denn sahen sie sich zuweilen an, und lächelten freundlich, so als ob sie etwas Angenehmes an ihm entdeckten.

Nach Tisch machten Vater und Sohn ihre Tabackspfeifen zurecht, und die Mutter holte ihre Kunkel und Spindel, und rüstete sich zum Spinnen. Nachdem die Pfeifen an der Oellampe angezündet waren, und man sich wieder gesetzt hatte, so forderte der Greis den Theodor zur Erzählung seiner Geschichte auf, wenn er aber zu müd wäre, so möchte er es anstehen lassen bis morgen. Dies war dem Jüngling eben recht, denn die Rede hatte ihn schon in seinem Bauch geängstigt, wie ehemals den Elihu, aber die Ehrerbietung für diesen Leuten hatte ihm nicht erlaubt, aus eigenem Trieb ein Wort zu reden.

Mit einem tiefen Seufzer fing der gute Jüngling an: Ich bin von Hillshofen und heiße Theodor Killsberg — die beiden Männer nahmen die Pfeifen aus dem Mund, und starrten den Erzähler an, die Mutter saß da, wie eine Bildsäule, die Spindel in der Rechten und den Hanf in der Linken, und bohrte mit ihren Sternenaugen Theodor in's Angesicht.

Dieser erschrak und schwieg.

Allmählig nahten sich die Pfeifen wieder dem Mund, die Spindel wurde gedreht, und der Hanf gezupft.

Nun weiter! sagte jeder.

Theodor fuhr fort: Mein Vater war herrschaftlicher Pachter auf dem dortigen großen Domainengut, und meine

Mutter war die Tochter sehr frommer Eltern, die sich auf einem kleinen Gütchen in Hillshofen ehrlich nährten. Mein Vater war sehr gottesfürchtig, und da meine Großeltern öfters erbauliche Zusammenkünfte in ihrem Hause hielten, so ging mein Vater oft dahin; da hatte er meine Mutter kennen lernen und sie geheirathet.

Der Pächter zu Hillshofen hatte den Amtmannstitel, und die Gerichtsbarkeit über das ganze Dorf, deßwegen mußte er sich einen Rechtsgelehrten halten, der Gerichtsverwalter genannt wird. Mein Vater hatte einen alten braven Mann, der hieß Gotthold, und der alte selige Fürst hatte ihm den Rathstitel gegeben, weil er so außerordentlich treu und rechtschaffen war.

Als ich zwei Jahr alt war, so starb der alte Fürst, sein Bruder Prinz Johann wurde Vormund des jungen Prinzen, und bekam auch die Regierung, die er aber dem geheimen Rath von Wildhausen übertrug, dann den Prinzen mit seinem Hofmeister, dem Baron Tellsburg, auf Reisen schickte, er selbst aber ging nach Paris, wo er auch noch ist; bald nachher starb mein Vater, als ich ungefähr dritthalb Jahr alt war. Als die Trauerzeit vorbei war, so fand sich ein schöner junger Mann ein, der ein ansehnliches Vermögen hatte, und meiner Mutter einen hohen Grad von Frömmigkeit vorheuchelte. Er besuchte auch die Versammlungen bei meinen Großeltern, und betrog sie alle, bis er meine Mutter geheirathet hatte. Jetzt zeigte er, wer er war; der ehrliche Rath Gotthold wurde zur Ruhe gesetzt, er lebte aber nicht lange mehr, sondern er starb bald; an seine Stelle kam ein junger Mensch, der weder Himmel noch Hölle glaubte, und man sagt, daß er ein unehelicher Sohn vom geheimen Rath Wildhausen sey, bei dem er auch alles galt. Jetzt fing nun der Jammer in Hillshofen an. Das Erste, was der neue Gerichtsverwalter vornahm, war, daß er meine Großeltern wegjagte, weil sie verbotene Zusammenkünfte hielten, in welchen allerhand unerlaubte Sachen vorgingen; da halfen keine Entschuldigungen, keine Zeugen und keine

Beweise, genug, sie waren meinem Stiefvater und seinem Freund Gerichtsverwalter ein Dorn in den Augen, sie mußten ihr Gütchen verkaufen und das Land meiden; sie duldeten alles christlich, und zogen dann nach Amerika. Seit der Zeit haben wir nichts mehr von ihnen gehört.

Die Leiden meiner Mutter stiegen nun aufs höchste, ich war nächst Gott ihr einiger Trost; sie betete täglich ein paarmal auf den Knieen, mit mir und für mich. Meinen Stiefvater bekam ich selten zu sehen, weil er mich immer entweder mit Worten oder mit der That mißhandelte, so oft er mich sahe. Ich war also den ganzen Tag in der Schule und der Pfarrer, ein recht guter braver Mann, den mein seliger Vater noch dahin berufen hatte, tröstete mich oft, wenn meine Leiden zu schwer wurden. Endlich vor einem Jahr stiegen sie auf die höchste Stufe: Meine Mutter erlag endlich unter dem schweren Druck; sie starb aus Kummer, der ihr eine Auszehrung zugezogen hatte, und sobald es nur eben anging, holte er eine alte Kammerjungfer der Frauen Geheimenräthin von Wildhausen und heirathete sie. Ihr könnt nun denken, was ich seit der Zeit ausgestanden habe. — Wegschicken konnten sie mich nicht, daher mußte ich Knechtsdienste thun; man bürdete mir Arbeiten auf, die meine Kräfte überstiegen, und hoffte, ich würde endlich weglaufen, ich bekam nur halb satt und schlecht zu essen, und eben so knapp ging es mir mit den Kleidern.

Vor etlichen Tagen aber schickte mich mein Stiefvater in sein Zimmer, um aus seinem Schreibpult ein Papier zu holen. Dies that ich Vormittags, am Nachmittag aber entstand ein Lärmen im Haus, es seyen hundert Gulden aus der Kasse gestohlen worden. Jetzt merkte ich, was man im Sinne habe, mit Weinen und Schluchzen lief ich zum Pfarrer; dieser rieth mir, mich alsofort aus dem Land zu machen, sonst sey ich verloren; ich würde zwar dadurch von aller Welt für schuldig gehalten, allein das wäre für jetzt das geringere Uebel, meine Unschuld würde gewiß an den Tag kommen; Steckbriefe würde man mir nicht nach-

schicken: denn man würde froh seyn, wenn man meiner los wäre. Ich lief also gleich fort. Der Pfarrer gab mir ein paar Batzen, er ist selber arm. Die hab ich in verwichener Nacht verzehrt; heute habe ich den ganzen Tag gelaufen, ohne etwas zu essen und zu trinken; Kleider habe ich keine, als was ich auf dem Leib trage; was das nun geben soll, das weiß Gott allein, der mich ja nicht verlassen wird.

Der alte Jakob nahm die Pfeife aus dem Mund und sprach mit zutraulicher Rührung zu seinem Sohn: Thomas! du nimmst ihn morgen mit in den Wald! du lässest ihn die leichtere Arbeit verrichten, Bäume und Aeste ausschneideln und dergleichen. Er bleibt bei uns, bis wir sehen, was der Herr mit ihm vor hat. Die alte Elisabeth fügte noch hinzu: für Hemder und Kleider werde ich sorgen; sey du vergnügt, Theodor, und traue auf Gott.

Nun waren die Pfeifen geraucht, und an den Schuhen ausgeklopft. Thomas stund auf, und ging bei eine große hölzerne Uhr, die an der Wand hing, an welcher er ein Stiftchen drückte, worauf sie leise zu rasseln anfing, und nun einen vortrefflichen Choral vierstimmig flötete, den dann die drei mit einem schönen Abend-, Dank- und Gebetlied begleiteten; und dann betete der Alte auf den Knieen mit solcher Inbrunst, daß man glaubte, die Annäherung glänzender Thronfürsten des Himmels zu ahnen.

Die Uhr hatte Thomas in den langen Winterabenden selbst gedrechselt und geschnitzelt.

Theodor befand sich im Vorhof des Himmels. Er gewöhnte sich in diese Einöde, und bekümmerte sich um die ganze Welt nicht mehr. Die Religion glänzte hier in ihrer Urschönheit, wie die Sonne am schönsten und heitersten Frühlingsmorgen. Er saß in ihren Strahlen, sonnte und wärmte sich, und athmete die aus dem ewigen Osten herüberfächelnde Lebensdüfte mit vollen Zügen ein.

Ein halbes Jahr hatte er bei diesen himmlischen Einsiedlern zugebracht, als er an einem Abend mit seinem Freunde Thomas, bei ihrer Heimkunft, einen Herrn bei

dem alten Vater antraf, der mit diesem in einem vertrauten erbaulichen Gespräch begriffen war, welches aber bei der Ankunft der beiden Holzmacher aufhörte. Thomas grüßte den Fremden mit Händedruck ganz zutraulich und bekannt; der fremde Herr blieb die Nacht da. Es fielen Gespräche vor, den gegenwärtigen und den künftigen Zustand des Reichs Gottes betreffend, die dem jungen Theodor durch Mark und Bein drungen; allen fünfen kam diese Nacht kein Schlaf in die Augen, und als am Morgen der Tag graute, so spielte die Uhr die schöne Melodie des Lieds: Wie wohl ist mir o Freund der Seelen, wenn ich in Deiner Liebe ruh! alle fünfe sangen das Lied dazu, beteten dann miteinander, während dem Theodor etwas bemerkte, das in ihm eine ahnende Erwartung weckte.

Der Fremde nahm nun Abschied, er war ein reicher Mennonit aus Holland, der einen großen Holzhandel hatte, auf welchen seine jetzige Reise auch Bezug hatte.

Thomas und Theodor giengen nun wieder in den Wald an ihre Arbeit, als sie aber des Abends wieder kamen, so rief der alte Jakob Theodorn zu sich unter die Linde, und sprach: setze dich zu mir, mein Sohn! Theodor gehorchte; nun fuhr der Patriarch fort: du kannst hier dein ganzes Leben nicht zubringen; du bist jung und Gott hat dir schöne Gaben anvertraut, mit denen du auch in der Welt wuchern mußt; der Herr van der Horst, der verwichene Nacht hier war, will dich in seine Dienste nehmen, er ist ein reicher großer Kaufmann, der mit Holz handelt, und mit Frau und Kindern von Herzen Gott fürchtet, da bist du wohl aufgehoben; wir werden dann hernach weiter sehen, was der liebe Gott mit dir vor hat. Mutter Elisabeth hat für die nöthigen Kleider gesorgt, morgen bringt dich mein Thomas nach Geißhübel. Dort ist Freund van der Horst, der dich in Empfang nehmen und dein Vater seyn wird.

Diese Aussichten und dieser Antrag überstieg alle Erwartungen des guten frommen Jünglings: denn so gern

er auch bei diesen guten lieben Menschen war, so fühlte er doch eine geheime Ahnung in sich, daß ihm diese einförmige Lebensart endlich lästig werden, und er sich nach einem größern und wohlthätigern Wirkungskreis sehnen würde. Er dankte also dem alten Jakob für seine väterliche Fürsorge und versprach ihm, unter Gottes Beistand Freude zu machen.

Den folgenden Morgen nahm er also seinen Bündel, den ihm Mutter Elisabeth schon gepackt hatte, die beiden Alten segneten ihn, und so ging er weinend und doch froh hinter Thomas her, der ihn nach Geißhübel, wo sie den Mittag ankamen, begleitete. Van der Horst empfing unsern Theodor väterlich ernst und freundlich. Mit den Worten aber war er eben so sparsam, wie Jakob, Elisabeth und Thomas; dies war nun der Jüngling schon gewohnt, und so bildete er sich auch ganz nach diesem erhabenen Beispiel.

Immanuel van der Horst wohnte auf einem Landgut an der Yssel in Holland, Vreedenshoope genannt; es bestund aus einem hübschen geräumlichen Wohnhaus, ein paar großen Windmühlen, auf denen die großen Bäume, welche den Rhein herab, dann auf der Yssel dahin geflößt wurden, zu Dielen, Brettern, Latten, Zimmer- und Schiffbauholz geschnitten wurden, und dann aus einigen Häusern, worinnen die Arbeitsleute wohnten, welche alle sehr fromme Mehnoniten waren, und eine kleine Gemeine bildeten, deren Vorsteher und Lehrer van der Horst selbst war. Dieser hatte mit seiner Frauen zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, welche beide ungefähr von Theodors Alter waren; David mochte etwas älter, Sarah aber ein paar Jahr jünger seyn. Mit dem einförmigen, aber himmlischen Leben, welches Theodor hier verlebte, mag ich meine Zuhörer nicht aufhalten; er bildete sich hier zu einem Christen im erhabenen Sinn des Worts; und da es ihm an Talenten nicht fehlte, so verschaffte er sich auch nützliche Kenntnisse aller Art, so daß er zu einem Mann erreifte, den der Herr als ein sehr

nützliches Werkzeug zur Menschenbeglückung brauchen konnte. Mit David und Sarah lebte er brüderlich: denn der Vater wollte durchaus keinen Unterschied zwischen ihnen dulden. Er bekam die nothdürftige Kleidung und Wäsche im Ueberfluß, und monatlich ein hübsches Taschengeld, welches er aber zum Wohlthun verwendete. Von einem Jahrgehalt war hier die Rede nicht. Mit den alten Einsiedlersleuten blieb er in Verbindung, indem er mit Thomas eine vertraute Correspondenz führte.

Theodor mochte etwa drei Jahr zu Breedenshoope gewesen seyn, als ihm Thomas schrieb, er möchte schleunig nach Haus kommen, der junge Fürst sey wiedergekommen, habe die Regierung angetreten, und eine Commission niedergesetzt, welche die bisherige Verwaltung des Ministers von Wildhausen untersucht und solche Verbrechen entdeckt habe, die den Fürsten bewogen hätten, ihn mit lebenslänglicher Gefangenschaft zu bestrafen. Seine Stiefeltern seyen ebenfalls gefangen und ihr gottloser Gerichtsverwalter sitze in Ketten und Banden. Nun sey noch verschiedenes zu berichtigen, wobei seine Gegenwart durchaus erfordert werde. Theodor berathschlagte sich mit seinem Prinzipal und dessen Familie, welche alle die Reise für nöthig hielten, aber auch sehr wünschten, daß er sich zu Haus durch nichts fesseln lassen, sondern so bald als möglich wieder zu ihnen kommen möchte. Theodor antwortete: Irdische Vortheile können mich nicht von Ihnen trennen, wohl aber die Erfüllung höherer Pflichten, deren ich aber jetzt keine errathen könnte. Nun machte er sich reisefertig und begab sich auf den Weg. Während unser Theodor reist, muß ich erzählen, was im Fürstenthum Stralenburg und zu Hillshofen vorgegangen war. Prinz Johann war in Paris, und bekümmerte sich um die Regierung gar nicht, dem geheimen Rath von Wildhausen war alles überlassen; dieser gewissenlose Wollüstling hatte also keinen andern Zweck als seine Lüste zu befriedigen, seine Familie empor zu bringen, und zu bereichern.

Den Baron Tellsburg hatte der alte fromme Fürst seinem Sohn Christian zum Führer und Hofmeister gegeben, weil er ein wahrer Christ und in der Staatskunde äußerst erfahren war. Da er nun oft zu Hillshofen gewesen war, und den alten Jakob Kernmann wohl gekannt und auch seinen häuslichen Erbauungsstunden oft mit Segen beigewohnt hatte, so hatte er ein unumschränktes Zutrauen zu ihm; als er daher mit dem Erbprinzen auf Reisen ging, so verabredete er mit Kernmann, daß er ihm von Zeit zu Zeit schreiben möchte, wie es im Lande zuging, und da die Reise über Holland nach England ging, so schlug Kernmann den Mennoniten van der Horst vor, an den beide ihre Briefe couvertiren wollten. Als nun Kernmann von Hillshofen vertrieben wurde, und sein Gütchen verkauft, so sagte er Niemand, was er vorhabe; da nun damals viele Leute nach Amerika zogen, so urtheilte man von ihm auch nicht anders; er ließ die Leute in dem Wahn und zog in die benachbarte Grafschaft Wüstenhagen, wo er sich in der abgelegensten Gegend der Waldung die Einsiedelei einrichtete, die wir aus dieser Geschichte schon kennen.

Tellsburg wußte also alles haarklein, was im Land vorgegangen war, und hatte auch den Fürsten vor dem Antritt seiner Regierung davon unterrichtet, daher konnte nun auch die Commission in allen Punkten gar leicht aufs Reine kommen.

Theodor beschloß, zuerst die liebe Einsiedelei zu besuchen, weil sie nicht weit aus dem Wege lag, und weil es auch der alte Jakob verlangt hatte. So wie er am Abend da ankam, eilten ihm alle drei, nicht mehr geheimnißvoll, sondern offen und heiter entgegen; Jakob kam mit offenen Armen und sagte: komm an mein Herz, ich bin dein Großvater Jakob Kernmann; Theodor staunte, und konnte kein Wort sagen; dann riß ihn auch die alte Elisabeth in ihre Arme, und sagte: bist du nun nicht mein Engel? und segnet der Herr die paar Brode und zween Fische nicht reichlich? endlich umarmte ihn auch

der Oheim Thomas mit wenigen Worten und vielen Thränen.

Des andern Morgens gab der Großvater seinem Enkelsohn einen Brief an den Herrn von Tellsburg mit, der nun Minister war, und sagte: Gott sey mit dir! rathen kann ich dir nicht, gib nur immer auf dein Herz acht, bleib betend im Andenken an den Herrn, so wird dir in jedem Augenblicke klar werden, was sein Wille ist.

Dem Theodor war diese Uebung nicht fremd; er nahm Abschied von seinen Verwandten, und reiste nun mit ganz andern Empfindungen in sein Vaterland, als diejenige waren, mit denen er ehemals heraus ging; er fand die ganze Natur viel schöner als damals. Er ging geradezu nach Stralenburg. Der Minister empfing ihn als einen Freund, und als er den Brief gelesen hatte, so sagte er: Freund Killsberg, Sie logiren bei mir, so lang Sie hier sind. Dann erzählte er ihm, wie die Sachen zu Hillshofen stunden. Seine Stiefeltern waren der Herrschaft die Pacht von mehrern Jahren schuldig, und an Theodor hatten sie dreitausend Gulden zu bezahlen. Man hatte all' ihr Eigenthum an den Meistbietenden verkauft, und doch nicht den vierten Theil der Schulden damit tilgen können. Nun fügte der Minister noch hinzu: der Fürst werde ihm, dem Theodor, die Hälfte von dem Erlös baar bezahlen: denn er verlange keinen Vorzug vor andern Creditoren, und am wenigsten vor ihm.

Theodor antwortete: ich schenke meinen Stiefeltern die ganze Schuld, und verlange keinen Heller von ihnen. Seiner Durchlaucht danke ich ebenfalls für solche gnädige Gesinnung, ich werde nichts von dem Geld annehmen.

Tellsburg erwiederte: man hat aus dem Verkauf tausend Gulden gelöst; fünfhundert müssen Sie annehmen; eine abschlägige Antwort würde dem Fürsten mißfallen. Theodor schwieg, das Geld wurde ihm ausbezahlt.

Nun war die Rede von der Uebernahme der Pachtung der Domaine Hillshofen, auf welche Theodor vermöge alter Verträge Anspruch machen konnte. Hierüber erklärte

sich der edle Jüngling folgendergestalt: Ich übertrage mein Recht an diese Pachtung an meinen Oheim Thomas Kernmann. Er hat nur ein Gut, das er als Kaution stellen kann, und das ist kluge Wirthschaft und unerschütterliche Rechtschaffenheit; wenn Ihro Excellenz damit zufrieden sind, so ist der Pachtkontrakt bald geschlossen.

Dem Minister drangen die Thränen in die Augen; Sie sind ein Engel, Killsberg! rief er. — Der Fürst wird sich an Edelmuth nicht übertreffen lassen. Auf der Stelle gab der Minister Befehl, daß der Kontrakt ausgefertigt würde, das Pachtquantum blieb beim Alten. Diesen Kontrakt überreichte Tellsburg dem Fürsten, und erzählte ihm dabei, was für eine edle Seele jetzt unter seinem Dach lebte. Der Fürst unterschrieb den Kontrakt, und ließ dann Theodor zu sich kommen, den er mit den gnädigsten Ausdrücken bewillkommte, und ihn dann aufforderte, in seine Dienste zu treten. Hierauf antwortete Theodor: ich danke Ew. Durchlaucht für das gnädigste Zutrauen; ich suche jeden Augenblick dem Willen Gottes gemäß zu handeln, und kümmere mich um die Zukunft nicht; wird mich nun die erhabene Vorsehung in Ew. Durchlaucht Dienste führen, so werde ich willig folgen, nur jetzt ist das der Fall noch nicht. Die bescheidene Würde, mit welcher Theodor sprach, respektirte der Fürst, er drückte ihm die Hand und entließ ihn.

Von Stralenburg begab sich nun Theodor nach Hillshofen, wo seine Stiefeltern nebst ihrem saubern Gerichtshalter gefangen saßen; er kehrte bei seinem lieben alten Freund, dem Pfarrer Grünenthal ein, der ihn mit Freudenthränen und öfterer Umarmung empfing. Nun erkundigte er sich zuerst nach den Gefangenen, und erfuhr, daß sie blos der Schulden wegen gefangen säßen, was aber den guten Jüngling bis zu den Thränen freute, war, daß ihm der Prediger versicherte: beide hätten sich im Gefängniß gründlich bekehrt. Nun verlangte sie Theodor zu sehen und zu sprechen, er bat also den Pfarrer, er möchte vorher zu ihnen gehen, und sie auf den Besuch vorbereiten;

dann gab er ihm die fünfhundert Gulden, die er vom Fürsten empfangen hatte, und bat ihn, die Eltern damit zu unterstützen, damit es ihnen am Nöthigen nicht fehlen möchte. Dem Pfarrer war die Last der Empfindung beinahe zu schwer, er konnte kein Wort sagen, sondern nur weinen, und so lief er fort zu den Gefangenen. Beide krümmten sich im Staube; das Gefühl ihrer Sünden, und ihrer Unwürdigkeit preßte ihnen blutige Thränen aus, als ihnen der Pfarrer alles erzählte; er mußte alsofort den Theodor holen — den Auftritt vermag ich nicht zu schildern. Es war ein Ringen der Demuth und der Liebe — ein Kampf, der die Seligkeit der Engel erhöht, und in welchem der Sieger den Besiegten, und dieser auch jenen krönt.

Bei dem Abschied sagte Theodor: seyd getrost, liebe Eltern! bleibt auf dem Buß- und Verläugnungsweg, den ihr betreten habt, und kämpft redlich, ich werde suchen Euch zu befreien, und dann auch weiter sorgen. Beide fielen auf dem kalten Pflaster auf's Angesicht und verstummten. Theodor riß sich los und eilte wieder nach Stralenburg zum Minister, dem er erzählte, wie er seine Eltern gefunden hätte, und nun schüchtern und schamroth fragte: ob ihnen der Fürst wohl auf seine Bürgschaft die Freiheit schenken würde? Der Minister lächelte und erwiederte: Ich zweifle nicht daran, denn Sie können ja die nämliche Kaution stellen, wie Ihr Oheim Thomas? Theodor lächelte auch mit einer tiefen Verbeugung und schwieg. Kurz, auch dieser Punkt wurde ausgemacht und bewilligt, und seine Eltern in Freiheit gesetzt. Diesen war nun zu Muth wie dem verlornen Sohn, als ihm sein Vater entgegen lief, und ihn in seinen Lumpen an's Herz drückte.

Theodor eilte nun wieder zu seiner Einsiedelei, wo er den Abend spät ankam, eben als seine Großeltern und Thomas sich zum Abendessen rüsteten. Er erzählte ihnen überhaupt seine Reisegeschichte; nach Tisch aber überreichte er seinem Oheim den Pachtkontrakt mit den Worten: Leset diesen Brief, und erlaubt mir, daß ich mich zu Bett lege.

ich bin müde, gute Nacht! — Thomas las — Staunen, Bewunderung, Anbetung, Dank und Hallelujah strömte aus jedem Munde; die Empfindung wollte sie hinreißen zum Bette des edlen Jünglings, aber sie enthielten sich und respektirten seine bescheidene Abwesenheit. Des Morgens früh aber hielt sich Elisabeth nicht mehr, sie eilte an Theodors Bette, umarmte und küßte ihn unzähligemal und sagte: hatte ich nun Unrecht, als ich dich einen Engel nannte, den wir beherbergen würden? Theodor antwortete: liebe Großmutter! ich bitte Euch, verschont mich! ich bin noch nicht stark genug, Lob zu ertragen; Ihr werdet doch nicht wollen, daß ich meinen Lohn jetzt schon dahin nehmen soll! — Elisabeth schwieg und ging; ihrem Mann und Sohn sagte sie Theodors Antwort, die nun auch ihre Maaßregeln darnach nahmen.

Als Theodor in die Stube trat, so kam ihm der alte Jakob entgegen, und sprach mit Thränen in den Augen: Theodor, du sollst deinen Lohn nicht dahin nehmen, aber ich will den großen Vergelter bitten, daß Er ihn dir im Himmel und auf Erden vervielfältigen soll. Thomas aber drückte ihm die Hand und sagte: Nun Vetter, gib mir Aufträge, was willst du, daß ich thun soll? Theodor antwortete: daß Ihr nur Euerem Verstand und Herzen in Befolgung des Willens Gottes treu bleibt, und wenn ich bitten darf, meinen armen bußfertigen Eltern dieses Euer Häuschen und Gütchen überlaßt. Das sollen sie haben, sagte der alte Jakob. Theodor fuhr fort: aber Eins fällt mir bei, liebe Großeltern! wenn mein Oheim die Pachtung nun antritt, so muß er doch Geld in der Hand haben, und sich noch vieles an Hausrath, Schiff und Geschirr anschaffen, auch dafür muß ich noch sorgen. — Nein! versetzte der Großvater, dafür brauchst du nicht zu sorgen, dafür ist gesorgt. Nun bereitete sich Theodor wieder zur Reise nach Holland, die er den folgenden Morgen antrat.

Wenn ein Kämpfer gesiegt, oder ein großer General eine entscheidende Schlacht gewonnen hat, so freut er sich; aber diese Freude kommt derjenigen nicht bei, die der wahre

dann gab er ihm die fünfhundert Gulden, die er vom Fürsten empfangen hatte, und bat ihn, die Eltern damit zu unterstützen, damit es ihnen am Nöthigen nicht fehlen möchte. Dem Pfarrer war die Last der Empfindung beinahe zu schwer, er konnte kein Wort sagen, sondern nur weinen, und so lief er fort zu den Gefangenen. Beide krümmten sich im Staube; das Gefühl ihrer Sünden, und ihrer Unwürdigkeit preßte ihnen blutige Thränen aus, als ihnen der Pfarrer alles erzählte; er mußte alsofort den Theodor holen — den Auftritt vermag ich nicht zu schildern. Es war ein Ringen der Demuth und der Liebe — ein Kampf, der die Seligkeit der Engel erhöht, und in welchem der Sieger den Besiegten, und dieser auch jenen krönt.

Bei dem Abschied sagte Theodor: seyd getrost, liebe Eltern! bleibt auf dem Buß- und Verläugnungsweg, den ihr betreten habt, und kämpft redlich, ich werde suchen Euch zu befreien, und dann auch weiter sorgen. Beide fielen auf dem kalten Pflaster auf's Angesicht und verstummten. Theodor riß sich los und eilte wieder nach Stralenburg zum Minister, dem er erzählte, wie er seine Eltern gefunden hätte, und nun schüchtern und schamroth fragte: ob ihnen der Fürst wohl auf seine Bürgschaft die Freiheit schenken würde? Der Minister lächelte und erwiederte: Ich zweifle nicht daran, denn Sie können ja die nämliche Kaution stellen, wie Ihr Oheim Thomas? Theodor lächelte auch mit [illegible] fen Verbeugung und schwieg. Kur[illegible] die [illegible] wurde ausgemacht und bewilligt, [illegible] it gese[illegible] Diesen war nun zu [illegible] Soh[illegible] ihm sein Vater ent[illegible] n's Herz drückte.

[illegible] ner Einsiedelei, wo [illegible] seine Großeltern und [illegible] en. Er erzählte ihnen [illegible] ach Tisch aber überreichte [illegible] aft mit den Worten: Leset [illegible], daß ich mich zu Bett lege,

ich bin müde, gute Nacht! — Thomas las — Staunen, Bewunderung, Anbetung, Dank und Hallelujah strömte aus jedem Munde, die Empfindung wollte sie hinreißen zum Bette des edlen Jünglings, aber sie enthielten sich und respektirten seine bescheidene Abwesenheit. Des Morgens früh aber hielt sich Elisabeth nicht mehr, sie eilte an Theodors Bette, umarmte und küßte ihn unzähligemal und sagte: hatte ich nun Unrecht, als ich dich einen Engel nannte, den wir beherbergen würden? Theodor antwortete: liebe Großmutter! ich bitte Euch, verschont mich! ich bin noch nicht stark genug, Lob zu ertragen; Ihr werdet doch nicht wollen, daß ich meinen Lohn jetzt schon dahin nehmen soll! — Elisabeth schwieg und ging; ihrem Mann und Sohn sagte sie Theodors Antwort, die nun auch ihre Maaßregeln darnach nahmen.

Als Theodor in die Stube trat, so kam ihm der alte Jakob entgegen, und sprach mit Thränen in den Augen: Theodor, du sollst deinen Lohn nicht dahin nehmen, aber ich will den großen Vergelter bitten, daß Er ihn dir im Himmel und auf Erden vervielfältigen soll. Thomas aber drückte ihm die Hand und sagte: Nun Vetter, gib mir Aufträge, was willst du, daß ich thun soll? Theodor antwortete: daß Ihr nur Euerem Verstand und Herzen in Befolgung des Willens Gottes treu bleibt, und wenn ich bitten darf, meinen armen bußfertigen Eltern dieses Euer Häuschen und Gütchen überlaßt. Das sollen sie haben, sagte der alte Jakob. Theodor fuhr fort: aber Eins fällt mir bei, liebe Großeltern! wenn mein Oheim die Pachtung nun antritt, so muß er doch Geld in der Hand haben, und sich noch vieles an Hausrath, Schiff und Geschirr anschaffen, auch dafür muß ich noch sorgen. — Nein! versetzte der Großvater, dafür brauchst du nicht zu sorgen, dafür ist gesorgt. Nun bereitete sich Theodor wieder zur Reise nach Holland, die er den folgenden Morgen antrat.

Wenn ein Kämpfer gesiegt, oder ein großer General eine entscheidende Schlacht gewonnen hat, so freut er sich; aber diese Freude kommt derjenigen nicht bei, die der wahre

Christ genießt, wenn ihm eine edle That gelungen ist. Theodors Empfindungen waren Vorgefühle der Seligkeit; es war ihm, als ob ihn Mahanaim (1. Mos. 32.) begleiteten. Man freut sich da nicht seiner eigenen Wirksamkeit, sondern daß uns der Herr würdigt, ein Werkzeug des Segens in seiner Hand zu seyn.

Gesund und vergnügt kam Theodor zu Vreedenshoope wieder an; und er wurde von allen Vieren wie ein geliebter Sohn und Bruder empfangen, und in den Schoos der Liebe und Freundschaft wieder aufgenommen. Nun mußte er seine Geschichte erzählen, welches er mit der gehörigen Bescheidenheit that, so daß er so viel möglich das verschwieg, was ihn hätte der Eitelkeit verdächtig machen können. Van der Horst war aber klug und erfahren genug, und er kannte Theodor hinlänglich, um das Uebrige zu errathen. Nach Endigung der Erzählung fing er an: Du bist also dem Fürsten für die Schulden deines Vaters Bürge geworden, wie hoch belaufen sie sich? Theodor antwortete: Sechstausend Gulden. — Woher willst du die nehmen? fuhr van der Horst fort. Der edle Jüngling versetzte: ich bezahle einstweilen die Interessen von meinem Taschengeld, bis mir der Herr zum Kapital verhilft, und das wird er thun, so bald es nöthig ist, denn ich hab' mich nicht aus Leichtsinn, sondern im Glauben und Vertrauen auf ihn verbürgt. Gut! erwiederte der Vater, ich will dir einstweilen die Summe vorschießen, so lang bis dir der Herr dazu verhilft. Theodor dankte mit Thränen, und der edle Mann schickte nun das Geld in Wechseln an den Minister von Tellsburg. Der Fürst, durch so viel Edelmuth von allen Seiten gerühret, schenkte diese Summe dem Armenhaus zu Stralenburg.

Theodor lebte und wirkte nun in dem van der Horst'schen Hause im Segen fort; zu Zeiten machte er Reisen nach England, Frankreich und in's nördliche Teutschland, auch einmal nach Amerika, und so nahm er an Welt- und Menschenkenntniß, aber auch im innern Wachsthum an Gnade und Wahrheit zu.

Endlich, nachdem er sechs Jahre in diesem Verhältniß verlebt hatte, ließ ihn van der Horst zu sich in sein Kabinet kommen, tief gerührt sprach er: setze dich zu mir, mein Sohn! Mit gespannter Erwartung setzte sich Theodor neben ihn. Nun fuhr der Vater fort: Ich und meine Frau kränkeln schon lange an Geschwüren in den innern edlen Theilen des Körpers, und wir müssen täglich gewärtig seyn, daß uns der Herr abruft, ich muß dir also sagen, was ich in Ansehung deiner beschlossen habe; du hast mir treu gedient, und dich wie ein Kind in Haus und Handlung betragen; du bist ein Christ, und mit uns einstimmig, ich nehme dich also für mein drittes Kind an; du hast von nun an in allen Stücken gleiche Rechte mit meinen beiden Kindern. Diese und meine Frau freuen sich dieses Entschlusses, und du wirst auch hoffentlich nichts dagegen einzuwenden haben.

Theodor staunte, so etwas hatte er nicht erwartet; Thränen des Danks floßen seine Wangen herab. Er wollte reden, fand aber keine Worte.

Immanuel fuhr fort: wenn du heirathen willst, so wähle dir eine Jungfrau, die zu uns paßt; mein Sohn ist kränklich und wird nie heirathen.

Theodor ermannte sich. — „Darf ich wählen wie und wo ich will?“

Das darfst du allerdings!

„Nun so wähle ich diejenige, die am allerbesten zu uns paßt.“

Ich verstehe dich, Theodor; aber kennst du Sarah's Gesinnung über diesen Punkt?

„Ich kenne Sarah als eine weitgeförderte Christin; und in diesem Verhältniß darf kein Gedanke der Art im Herzen aufkeimen, viel weniger sich über die Zunge wagen.“

Vortrefflich! nun so werde ich den Gedanken wecken und herauslocken.

Theodor hatte nichts nöthigers zu thun, als in's Kämmerlein zu eilen, wo man die Thür hinter sich zuschließt. Vater van der Horst aber ging zu seiner Tochter:

Es wird mehr Freude im Himmel seyn über einen Sünder der Buße thut, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. Diese Wahrheit fühlte jetzt das ganze Land; alle Unterthanen hatten gezittert, als Prinz Johann Fürst wurde, und nun freute sich jeder noch vielmehr, als er fand, daß seine Furcht ungegründet gewesen.

In diesem vergnügten und gesegneten Zustand lebten Theodor und Sarah eine Reihe von Jahren, und ihre Ehe wurde nicht mit Kindern gesegnet, so daß sie also für diese nicht zu sorgen brauchten.

Einstmals wurden beide zur fürstlichen Tafel geladen, welches nicht selten geschahe. Während dem Essen überfiel ihn eine sonderbare Traurigkeit; es war ihm genau zu Muth wie einem, der einem grossen Glück in seinem Vaterland entgegen gehen, und von sehr lieben Freunden Abschied nehmen soll. Sarah saß gegen ihm über, sie schaute ihn oft seelenvoll an, er sie auch, und er bemerkte Thränen in ihren Augen. Als sie nach der Tafel nach Haus gingen, erklärten sie sich gegeneinander, und fanden nun, daß ihre Empfindungen einerlei waren; zu Haus geriethen sie bei dieser Gelegenheit in himmlische Gespräche, und es wurde ihnen innig wohl.

Gegen acht Uhr des Abends kam ein Bedienter aus dem Schloß, brachte eine Empfehlung von dem Fürsten mit der Einladung, sie möchten ihm beide das Vergnügen machen, und morgen mit ihm nach der Erichsburg fahren, die Frau von Tellsburg führe auch mit. Beide mußten dies Anerbieten annehmen, ob es ihnen gleich nicht ganz recht war; doch glaubten sie, es könne ihnen zur Aufheiterung dienen; sie sagten also dem Bedienten zu.

Des folgenden Tags um 11 Uhr wurde die Lustreise angetreten. Die Erichsburg war ein uraltes, zum Theil schon ruinirtes Schloß, das auf einer Höhe lag, von der man eine unvergleichliche Aussicht hatte; es war drei Stunden von Stralenburg entfernt. Es wurde Essen dahin gebracht, weil man auf dem alten Rittersaal speisen wollte. Nach der Tafel stund der Fürst mitten im Saal und sprach

mit dem Minister von Tellsburg; Theodor aber unterhielt sich am Fenster mit den beiden Damen von der schönen Aussicht; auf einmal bemerkte er ein Krachen oben in der Zimmerdecke und es rieselte Korn herab. Flugs sprang er hin, stieß den Fürsten mit den Worten: Fort! fort! vorwärts gegen die Thür. Er und der Minister liefen instinktmäßig hinaus. Theodor wendete sich, um auch die Damen noch zu retten, aber die Decke stürzte ein, und erschlug Theodor, Sarah und die Frau von Tellsburg; ein Fruchtspeicher über dem Saal war die Ursache dieses Unglücks.

Der Fürst und der Minister waren untröstlich, man räumte den Einsturz weg, und fand alle drei todt. Theodor und Sarah hatten sich fest umschlungen, und der Fürst befahl, daß man die Körper nicht trennen, auch nicht auskleiden, sondern sie so in dieser Attitüde in einen Sarg legen und begraben sollte. Ihr Leichenbegängniß war feierlich: der Fürst ging voran in Trauerkleidern, das ganze diplomatische Korps und die Bürgerschaft folgten nach. Sie wurden auf den Kirchhof begraben.

Auf ihr Grab ließ der Fürst einen Sarkophag aus schwarzem Marmor mit roth und weißen Streifen setzen, auf demselben stand die Inschrift mit goldenen Buchstaben:

Hier schlummern dem frohen Erwachen entgegen
die Eheleute
Theodor Killsberg und Sarah, geborne van der Horst,
Engel des Segens für's Vaterland.
Und
Er Leibes- und Seelenretter seines Fürsten
Johannis von Stralenburg,
der ihnen beiden dies von ihm bethränte Denkmal weiht.

19.

Tillmann und seine Familie.

In einem der einsamsten Thäler des Schwarzwaldes lebte seit vielen Jahren eine fromme Bauernfamilie in seliger Abgeschiedenheit, oben in einer Ecke, wo sie im Winter beinahe ein Vierteljahr die Sonne nicht beschien, deren Hinscheiden im Herbst, und Wiederkommen im Frühling, der steigende und sinkende Schatten am gegenüberstehenden Berg so genau bezeichnete, daß Vater Tillmann dadurch beinahe einen Kalender entbehren konnte: denn wenn der Schatten bis an eine gewisse Klippe gestiegen war, so fing der November an, und stand er droben an der großen Eiche, so war der kürzeste Tag, und dann fing er wieder an zu sinken. Einen Kalender kaufte er aber doch alle Jahr, um darin zu lesen, was in der Welt vorging. Uebrigens bestand seine Bibliothek aus einer großen Baseler Bibel mit Kupfern, in welcher vorn auf einigen weißen Blättern die Stammtafel seiner Familie bis auf hundert Jahre hinauf treulich aufgezeichnet war, aus Johann Arnd's wahrem Christenthum, dessen Paradiesgärtlein, einer alten Hauspostill, dem hundertjährigen Kalender, und noch einigen andern, halb abgenutzten, weniger bedeutenden Büchern. Tillmann war jetzt 50 Jahr alt, seine Frau zählte einige weniger; seine Familie bestand aus zwei Söhnen und drei Töchtern, wovon der Aelteste, ein Sohn, drei und zwanzig, und die Jüngste, eine Tochter, fünfzehn Jahre hatte. Alle waren fromme, unschuldige Menschen, sie hatten nie die

Gefahren der Welt kennen lernen; aber dafür waren alle in der Religion wohl unterrichtet; sie wohnten von der Kirche und Schule nur eine Viertelstunde entfernt, und beide waren von der ganzen Familie von jeher vortrefflich benutzt worden.

Bisher hatte Tillmann, seine Eltern und Voreltern in der Welt kein Aufsehn gemacht, ihre ganze Geschichte war in den Worten begriffen: es sind fromme, rechtschaffne Leute; außer gewöhnlichem Hauskreuz, sterben und geboren werden, war auch nie etwas Bedeutendes vorgefallen, außer daß Tillmanns Großvaters Bruder unter dem Prinzen Eugen von Savoyen als Husar gegen die Türken gedient hatte, mit dessen Geschichte man sich in den langen Winterabenden zu unterhalten pflegte. Jetzt aber fand es die erhabene Vorsehung der Mühe werth, diese guten Menschen durch hohe und heiße Prüfungen zu läutern, um sie alle zu einer größern Bestimmung zu führen.

Tillmann besaß ein kleines Bauerngut, welches er gut baute und bestellte; dabei war er ein Holzarbeiter, er und seine Söhne drechselten und schnitzten, und verfertigten manches hübsche Stück Hausrath, als Spinnräder, Häspel, hölzerne Löffel, Teller, Schüsseln u. dgl., welches alles bei ihnen abgeholt und gut bezahlt wurde.

Einstmals als Bernhard, der älteste Sohn Tillmanns, an einem heitern Herbsttag mit der Axt den Wald hinanstieg, um einen schönen Ahornstamm zu fällen, hörte er in der Nähe das Angstgeschrei eines Frauenzimmers; er eilte dahin, und erblickte nun einen Mann, der sein Jagdmesser zückte, um ein junges Weib zu erstechen. Bernhard säumte nicht, und schlug ihn mit seiner Axt so derb auf die eben ausgeholte Faust, daß der Hirschfänger weit wegflog, und der Arm des Fremden niedersank; ein fürchterliches Fluchen und Schimpfen des Letztern war die Folge; er warf Bernhard in den heftigsten Ausdrücken vor, warum er sich in Sachen mische, die ihn nichts angingen, und hätte gern seinen Hirschfänger gegen seinen

dann gab er ihm die fünfhundert Gulden, die er vom Fürsten empfangen hatte, und bat ihn, die Eltern damit zu unterstützen, damit es ihnen am Nöthigen nicht fehlen möchte. Dem Pfarrer war die Last der Empfindung beinahe zu schwer, er konnte kein Wort sagen, sondern nur weinen, und so lief er fort zu den Gefangenen. Beide krümmten sich im Staube; das Gefühl ihrer Sünden, und ihrer Unwürdigkeit preßte ihnen blutige Thränen aus, als ihnen der Pfarrer alles erzählte; er mußte alsofort den Theodor holen — den Auftritt vermag ich nicht zu schildern. Es war ein Ringen der Demuth und der Liebe — ein Kampf, der die Seligkeit der Engel erhöht, und in welchem der Sieger den Besiegten, und dieser auch jenen krönt.

Bei dem Abschied sagte Theodor: seyd getrost, liebe Eltern! bleibt auf dem Buß- und Verläugnungsweg, den ihr betreten habt, und kämpft redlich, ich werde suchen Euch zu befreien, und dann auch weiter sorgen. Beide fielen auf dem kalten Pflaster auf's Angesicht und verstummten. Theodor riß sich los und eilte wieder nach Stralenburg zum Minister, dem er erzählte, wie er seine Eltern gefunden hätte, und nun schüchtern und schamroth fragte: ob ihnen der Fürst wohl auf seine Bürgschaft die Freiheit schenken würde? Der Minister lächelte und erwiederte: Ich zweifle nicht daran, denn Sie können ja die nämliche Kaution stellen, wie Ihr Oheim Thomas? Theodor lächelte auch mit einer tiefen Verbeugung und schwieg. Kurz, auch dieser Punkt wurde ausgemacht und bewilligt, und seine Eltern in Freiheit gesetzt. Diesen war nun zu Muth wie dem verlornen Sohn, als ihm sein Vater entgegen lief, und ihn in seinen Lumpen an's Herz drückte.

Theodor eilte nun wieder zu seiner Einsiedelei, wo er den Abend spät ankam, eben als seine Großeltern und Thomas sich zum Abendessen rüsteten. Er erzählte ihnen überhaupt seine Reisegeschichte; nach Tisch aber überreichte er seinem Oheim den Pachtkontrakt mit den Worten: Leset diesen Brief, und erlaubt mir, daß ich mich zu Bett lege,

ich bin müde, gute Nacht! — Thomas las — Staunen, Bewunderung, Anbetung, Dank und Hallelujah strömte aus jedem Munde; die Empfindung wollte sie hinreißen zum Bette des edlen Jünglings, aber sie enthielten sich und respektirten seine bescheidene Abwesenheit. Des Morgens früh aber hielt sich Elisabeth nicht mehr, sie eilte an Theodors Bette, umarmte und küßte ihn unzähligemal und sagte: hatte ich nun Unrecht, als ich dich einen Engel nannte, den wir beherbergen würden? Theodor antwortete: liebe Großmutter! ich bitte Euch, verschont mich! ich bin noch nicht stark genug, Lob zu ertragen; Ihr werdet doch nicht wollen, daß ich meinen Lohn jetzt schon dahin nehmen soll! — Elisabeth schwieg und ging; ihrem Mann und Sohn sagte sie Theodors Antwort, die nun auch ihre Maaßregeln darnach nahmen.

Als Theodor in die Stube trat, so kam ihm der alte Jakob entgegen, und sprach mit Thränen in den Augen: Theodor, du sollst deinen Lohn nicht dahin nehmen, aber ich will den großen Vergelter bitten, daß Er ihn dir im Himmel und auf Erden vervielfältigen soll. Thomas aber drückte ihm die Hand und sagte: Nun Vetter, gib mir Aufträge, was willst du, daß ich thun soll? Theodor antwortete: daß Ihr nur Euerem Verstand und Herzen in Befolgung des Willens Gottes treu bleibt, und wenn ich bitten darf, meinen armen bußfertigen Eltern dieses Euer Häuschen und Gütchen überlaßt. Das sollen sie haben, sagte der alte Jakob. Theodor fuhr fort: aber Eins fällt mir bei, liebe Großeltern! wenn mein Oheim die Pachtung nun antritt, so muß er doch Geld in der Hand haben, und sich noch vieles an Hausrath, Schiff und Geschirr anschaffen, auch dafür muß ich noch sorgen. — Nein! versetzte der Großvater, dafür brauchst du nicht zu sorgen, dafür ist gesorgt. Nun bereitete sich Theodor wieder zur Reise nach Holland, die er den folgenden Morgen antrat.

Wenn ein Kämpfer gesiegt, oder ein großer General eine entscheidende Schlacht gewonnen hat, so freut er sich; aber diese Freude kommt derjenigen nicht bei, die der wahre

Christ genießt, wenn ihm eine edle That gelungen ist. Theodors Empfindungen waren Vorgefühle der Seligkeit; es war ihm, als ob ihn Mahanaim (1. Mos. 32.) begleiteten. Man freut sich da nicht seiner eigenen Wirksamkeit, sondern daß uns der Herr würdigt, ein Werkzeug des Segens in seiner Hand zu seyn.

Gesund und vergnügt kam Theodor zu Vreedenshoope wieder an, und er wurde von allen Vieren wie ein geliebter Sohn und Bruder empfangen, und in den Schoos der Liebe und Freundschaft wieder aufgenommen. Nun mußte er seine Geschichte erzählen, welches er mit der gehörigen Bescheidenheit that, so daß er so viel möglich das verschwieg, was ihn hätte der Eitelkeit verdächtig machen können. Van der Horst war aber klug und erfahren genug, und er kannte Theodor hinlänglich, um das Uebrige zu errathen. Nach Endigung der Erzählung fing er an: Du bist also dem Fürsten für die Schulden deines Vaters Bürge geworden, wie hoch belaufen sie sich? Theodor antwortete: Sechstausend Gulden. — Woher willst du die nehmen? fuhr van der Horst fort. Der edle Jüngling versetzte: ich bezahle einstweilen die Interessen von meinem Taschengeld, bis mir der Herr zum Kapital verhilft, und das wird er thun, so bald es nöthig ist, denn ich hab' mich nicht aus Leichtsinn, sondern im Glauben und Vertrauen auf ihn verbürgt. Gut! erwiederte der Vater, ich will dir einstweilen die Summe vorschießen, so lang bis dir der Herr dazu verhilft. Theodor dankte mit Thränen, und der edle Mann schickte nun das Geld in Wechseln an den Minister von Tellsburg. Der Fürst, durch so viel Edelmuth von allen Seiten gerühret, schenkte diese Summe dem Armenhaus zu Stralenburg.

Theodor lebte und wirkte nun in dem van der Horst'schen Hause im Segen fort; zu Zeiten machte er Reisen nach England, Frankreich und in's nördliche Teutschland, auch einmal nach Amerika, und so nahm er an Welt- und Menschenkenntniß, aber auch im innern Wachsthum an Gnade und Wahrheit zu.

Endlich, nachdem er sechs Jahre in diesem Verhältniß verlebt hatte, ließ ihn van der Horst zu sich in sein Kabinet kommen, tief gerührt sprach er: setze dich zu mir, mein Sohn! Mit gespannter Erwartung setzte sich Theodor neben ihn. Nun fuhr der Vater fort: Ich und meine Frau kränkeln schon lange an Geschwüren in den innern edlen Theilen des Körpers, und wir müssen täglich gewärtig seyn, daß uns der Herr abruft, ich muß dir also sagen, was ich in Ansehung deiner beschlossen habe; du hast mir treu gedient, und dich wie ein Kind in Haus und Handlung betragen; du bist ein Christ, und mit uns einstimmig, ich nehme dich also für mein drittes Kind an; du hast von nun an in allen Stücken gleiche Rechte mit meinen beiden Kindern. Diese und meine Frau freuen sich dieses Entschlusses, und du wirst auch hoffentlich nichts dagegen einzuwenden haben.

Theodor staunte, so etwas hatte er nicht erwartet; Thränen des Danks floßen seine Wangen herab. Er wollte reden, fand aber keine Worte.

Immanuel fuhr fort: wenn du heirathen willst, so wähle dir eine Jungfrau, die zu uns paßt; mein Sohn ist kränklich und wird nie heirathen.

Theodor ermannte sich. — „Darf ich wählen wie und wo ich will?“

Das darfst du allerdings!

„Nun so wähle ich diejenige, die am allerbesten zu uns paßt.“

Ich verstehe dich, Theodor; aber kennst du Sarah's Gesinnung über diesen Punkt?

„Ich kenne Sarah als eine weitgeförderte Christin; und in diesem Verhältniß darf kein Gedanke der Art im Herzen aufkeimen, viel weniger sich über die Zunge wagen.“

Vortrefflich! nun so werde ich den Gedanken wecken und herauslocken.

Theodor hatte nichts nöthigers zu thun, als in's Kämmerlein zu eilen, wo man die Thür hinter sich zuschließt. Vater van der Horst aber ging zu seiner Tochter;

Es wird mehr Freude im Himmel seyn über einen Sünder der Buße thut, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. Diese Wahrheit fühlte jetzt das ganze Land; alle Unterthanen hatten gezittert, als Prinz Johann Fürst wurde, und nun freute sich jeder noch vielmehr, als er fand, daß seine Furcht ungegründet gewesen.

In diesem vergnügten und gesegneten Zustand lebten Theodor und Sarah eine Reihe von Jahren, und ihre Ehe wurde nicht mit Kindern gesegnet, so daß sie also für diese nicht zu sorgen brauchten.

Einstmals wurden beide zur fürstlichen Tafel geladen, welches nicht selten geschahe. Während dem Essen überfiel ihn eine sonderbare Traurigkeit; es war ihm genau zu Muth wie einem, der einem großen Glück in seinem Vaterland entgegen gehen, und von sehr lieben Freunden Abschied nehmen soll. Sarah saß gegen ihm über, sie schaute ihn oft seelenvoll an, er sie auch, und er bemerkte Thränen in ihren Augen. Als sie nach der Tafel nach Haus gingen, erklärten sie sich gegeneinander, und fanden nun, daß ihre Empfindungen einerlei waren; zu Haus geriethen sie bei dieser Gelegenheit in himmlische Gespräche, und es wurde ihnen innig wohl.

Gegen acht Uhr des Abends kam ein Bedienter aus dem Schloß, brachte eine Empfehlung von dem Fürsten mit der Einladung, sie möchten ihm beide das Vergnügen machen, und morgen mit ihm nach der Erichsburg fahren, die Frau von Tellsburg führe auch mit. Beide mußten dies Anerbieten annehmen, ob es ihnen gleich nicht ganz recht war; doch glaubten sie, es könne ihnen zur Aufheiterung dienen; sie sagten also dem Bedienten zu.

Des folgenden Tags um 11 Uhr wurde die Lustreise angetreten. Die Erichsburg war ein uraltes, zum Theil schon ruinirtes Schloß, das auf einer Höhe lag, von der man eine unvergleichliche Aussicht hatte; es war drei Stunden von Stralenburg entfernt. Es wurde Essen dahin gebracht, weil man auf dem alten Rittersaal speisen wollte. Nach der Tafel stund der Fürst mitten im Saal und sprach

mit dem Minister von Tellsburg; Theodor aber unterhielt sich am Fenster mit den beiden Damen von der schönen Aussicht; auf einmal bemerkte er ein Krachen oben in der Zimmerdecke und es rieselte Korn herab. Flugs sprang er hin, stieß den Fürsten mit den Worten: Fort! fort! vorwärts gegen die Thür. Er und der Minister liefen instinktmäßig hinaus. Theodor wendete sich, um auch die Damen noch zu retten, aber die Decke stürzte ein, und erschlug Theodor, Sarah und die Frau von Tellsburg; ein Fruchtspeicher über dem Saal war die Ursache dieses Unglücks.

Der Fürst und der Minister waren untröstlich, man räumte den Einsturz weg, und fand alle drei todt. Theodor und Sarah hatten sich fest umschlungen, und der Fürst befahl, daß man die Körper nicht trennen, auch nicht auskleiden, sondern sie so in dieser Attitüde in einen Sarg legen und begraben sollte. Ihr Leichenbegängniß war feierlich: der Fürst ging voran in Trauerkleidern, das ganze diplomatische Korps und die Bürgerschaft folgten nach. Sie wurden auf den Kirchhof begraben.

Auf ihr Grab ließ der Fürst einen Sarkophag aus schwarzem Marmor mit roth und weißen Streifen setzen, auf demselben stand die Inschrift mit goldenen Buchstaben:

Hier schlummern dem frohen Erwachen entgegen
die Eheleute
Theodor Killsberg und Sarah, geborne von der Horst,
Engel des Segens für's Vaterland.
Und
Ein Leibes- und Seelenretter seines Fürsten
Johannis von Stralenburg,
der ihnen beiden dies von ihm bethränte Denkmal weiht.

19.

Tillmann und seine Familie.

In einem der einsamsten Thäler des Schwarzwaldes lebte seit vielen Jahren eine fromme Bauernfamilie in seliger Abgeschiedenheit, oben in einer Ecke, wo sie im Winter beinahe ein Vierteljahr die Sonne nicht beschien, deren Hinscheiden im Herbst, und Wiederkommen im Frühling, der steigende und sinkende Schatten am gegenüberstehenden Berg so genau bezeichnete, daß Vater Tillmann dadurch beinahe einen Kalender entbehren konnte: denn wenn der Schatten bis an eine gewisse Klippe gestiegen war, so fing der November an, und stand er droben an der großen Eiche, so war der kürzeste Tag, und dann fing er wieder an zu sinken. Einen Kalender kaufte er aber doch alle Jahr, um darin zu lesen, was in der Welt vorging. Uebrigens bestand seine Bibliothek aus einer großen Baseler Bibel mit Kupfern, in welcher vorn auf einigen weißen Blättern die Stammtafel seiner Familie bis auf hundert Jahre hinauf treulich aufgezeichnet war, aus Johann Arnd's wahrem Christenthum, dessen Paradiesgärtlein, einer alten Hauspostill, dem hundertjährigen Kalender, und noch einigen andern, halb abgenutzten, weniger bedeutenden Büchern. Tillmann war jetzt 50 Jahr alt, seine Frau zählte einige weniger; seine Familie bestand aus zwei Söhnen und drei Töchtern, wovon der Aelteste, ein Sohn, drei und zwanzig, und die Jüngste, eine Tochter, fünfzehn Jahre hatte. Alle waren fromme, unschuldige Menschen, sie hatten nie die

Gefahren der Welt kennen lernen; aber dafür waren alle in der Religion wohl unterrichtet; sie wohnten von der Kirche und Schule nur eine Viertelstunde entfernt, und beide waren von der ganzen Familie von jeher vortrefflich benutzt worden.

Bisher hatte Tillmann, seine Eltern und Voreltern in der Welt kein Aufsehn gemacht, ihre ganze Geschichte war in den Worten begriffen: es sind fromme, rechtschaffne Leute; außer gewöhnlichem Hauskreuz, sterben und geboren werden, war auch nie etwas Bedeutendes vorgefallen, außer daß Tillmanns Großvaters Bruder unter dem Prinzen Eugen von Savoyen als Husar gegen die Türken gedient hatte, mit dessen Geschichte man sich in den langen Winterabenden zu unterhalten pflegte. Jetzt aber fand es die erhabene Vorsehung der Mühe werth, diese guten Menschen durch hohe und heiße Prüfungen zu läutern, um sie alle zu einer größern Bestimmung zu führen.

Tillmann besaß ein kleines Bauerngut, welches er gut baute und bestellte; dabei war er ein Holzarbeiter, er und seine Söhne drechselten und schnitzten, und verfertigten manches hübsche Stück Hausrath, als Spinnräder, Häspel, hölzerne Löffel, Teller, Schüsseln u. dgl., welches alles bei ihnen abgeholt und gut bezahlt wurde.

Einstmals als Bernhard, der älteste Sohn Tillmanns, an einem heitern Herbsttag mit der Axt den Wald hinanstieg, um einen schönen Ahornstamm zu fällen, hörte er in der Nähe das Angstgeschrei eines Frauenzimmers; er eilte dahin, und erblickte nun einen Mann, der sein Jagdmesser zückte, um ein junges Weib zu erstechen. Bernhard säumte nicht, und schlug ihn mit seiner Axt so derb auf die eben ausgeholte Faust, daß der Hirschfänger weit wegflog, und der Arm des Fremden niedersank; ein fürchterliches Fluchen und Schimpfen des Letztern war die Folge; er warf Bernhard in den heftigsten Ausdrücken vor, warum er sich in Sachen mische, die ihn nichts angingen, und hätte gern seinen Hirschfänger gegen seinen

Gegner gebraucht, wenn sein Arm ihn zu führen fähig gewesen wäre; Bernhard entgegnete ihm ruhig, daß er das Recht nicht habe, eine wehrlose Person anzufallen, und die Ursache möge seyn, welche sie wolle, er führe das Frauenzimmer zu seinen Eltern, unter deren Schutz sie bleiben müsse, bis ihre Schuld oder Unschuld untersucht sey, er möge nun gehn und klagen, wo er wolle. Mit diesen Worten führte der muthvolle junge Mann die Fremde mit sich fort und nach Hause; der Wütherich aber hatte auf einmal den Muth verloren, und schlich sich weg. Tillmann aber und seine Familie nahmen die Unglückliche liebreich auf. Sie erfuhren von ihr, daß der oben erwähnte Mensch ihr Mann sey, der ihr Vermögen durchgebracht, und sie täglich schrecklich mißhandelt habe; durch vieles Leiden schwächlich geworden, hatte sie sich bereden lassen, in ein Bad zu reisen, ihr Mann hatte sie begleitet, und am Wald waren sie ausgestiegen, um den Weg abzukürzen, und den gefährlichen Fahrweg zu vermeiden; mitten im Walde aber habe er sie plötzlich angefallen und würde sie sicher ermordet haben, wenn nicht Bernhards Unerschrockenheit sie gerettet hätte. Sie dankte Gott für seine gnädige Hülfe, und wandte sich dann an ihre Obrigkeit, und bat um ihren Schutz, der ihr auch gewährt wurde; ihren Mann suchte man vergeblich auf, er hatte sich auf und davon gemacht, keine Steckbriefe konnten ihn erreichen, denn er war über den Rhein, nach Frankreich, und dann nach Holland geflüchtet, wo er Kriegsdienste nahm, und nachher zu Dordrecht in Garnison lag.

Bernhard holte nun ein andermal seinen Ahornstamm nach Hause, und unsre Familie Tillmann arbeitete wieder ruhig fort. Bekanntlich wird viel Holz aus dem Schwarzwalde auf dem Rhein nach Holland geflößt, welches zum Theil durch Schwarzwälder Arbeitsleute dahin gebracht wird. Auf einmal kam Bernhard auf den Gedanken sich auf eine Holzfloße zu verdingen, um doch auch einmal die Welt zu sehen. Vater Tillmann suchte ihm das auszureden, und stellte ihm vor, wie glücklich sie und ihre

Voreltern bisher in ihrem einsamen Thal gelebt hätten, er möchte doch auch ihre bisherige Lebensart beibehalten; doch alles liebreiche Zureden des Vaters, und das wehmüthige Flehen der besorgten Mutter und Geschwister machten keinen Eindruck auf Bernhard, er hielt so lange an mit Bitten, bis man endlich einwilligte. Der Vater suchte ihm etwas Geld zusammen, die Mutter und Schwestern besorgten die Kleider und Wäsche, und nun rückte der gefürchtete Tag des Abschieds heran. Die ganze Familie trauerte; jedes Glied derselben suchte sich mit dem Gedanken zu beruhigen, die Reise währe ja nicht lange, in wenigen Wochen würden sie ihren Bernhard wieder haben; aber dieser Trost haftete nirgends, die Ahnung einer traurigen Zukunft lastete wie ein Gebirge auf jedem Herzen, Bernhard selbst wankte schwermüthig wie ein Trunkener, doch riß ihn sein Schicksal fort, er ging.

Von diesem Augenblick an war in Tillmanns Hause die Ruhe verschwunden, Jedes trauerte, und die Geschäfte gingen träge von statten. Bernhard schwamm indessen auf seiner Holzfloße den Rhein hinab. Die schönen Landschaften, Städte und Dörfer weideten seine Augen, seine Schwermuth schwand hin, wie ein Donnergewölke, aber es fand sich kein Bundesbogen, denn es kehrte mit verdoppelten Schlägen, Sturm und Blitzen wieder zurück; die Holzfloße hielt zu Dordrecht an, wo Schweinfurth, der eben erwähnte Bösewicht, eben am Thor die Wache hatte, er betrachtete die Holzflößer, ob er nicht den Einen oder den Andern kennte, und nun fiel ihm Bernhard in die Augen. Ein hungriger Tieger kann sich nicht mehr über einen wohlgelungenen Fang freuen, als er bei dieser Entdeckung, er sann auf Rache, und fand sie bald; selbst durfte er sich nicht sehen lassen, aber ein Kamerad von ihm, der ein eben so abgefeimter Bursche war, verstand sich bald zu einem Bubenstück, da er das Versprechen erhielt, das daraus gelöste Trinkgeld zu theilen; diesem zufolge wußte er den edlen, unerfahrnen Jüngling bei Seite und in die Falle der Seelenverkäufer zu locken; fort war er, alle Mühe, al-

les Nachforschen des Floßenführers war vergeblich, keine Spur war von ihm zu entdecken.

Es läßt sich kaum vorstellen, welchen Jammer diese Nachricht in Tillmanns Haus verursachte; wäre Bernhard gestorben, oder auch ertrunken, so hätte man ihn mit Wehmuth betrauert, jetzt aber, da man weder von seinem Leben, noch von seinem Tode etwas wußte, und immer das Schlimmste ahnete, jetzt drückte die Ungewißheit zehnmal schwerer. Die Vermuthung der Holzflößer, daß Bernhard den Seelenverkäufern in die Hände gerathen sey, fand Jedermann wahrscheinlich, und dies vermehrte noch den Kummer seiner Familie. Doch endlich kam ein Brief aus Amsterdam an Tillmann, in welchem ihm die Nachricht mitgetheilt wurde, daß sein Sohn Bernhard an einem hitzigen Fieber gestorben, und dort auf dem Gottesacker christlich begraben worden sey. Freilich verbreitete dieser Brief wieder neue Trauer in der Familie, aber so wie die schmerzhafte Oeffnung eines brennenden Geschwürs, auf welche dauerhafte Linderung folgt, Tillmann und die Seinigen wußten nun woran sie waren, sie wurden allmälig wieder beruhigt, und Bernhards Geschichte half nun, so wie die des ehemaligen Husaren, die Winterabende verkürzen.

Indessen schien es, als ob mit Bernhard aller Segen verschwunden sey; Mißwachs, Viehsterben, Krankheiten und Unfälle aller Art, lösten sich einander ab, so daß nun Mangel und Armuth die fromme Familie zu drücken begann. Endlich, zehn Jahre nach Bernhards Abreise, wurde es Tillmann zu Muth, wie der Seidenraupe, wenn sie sich zum Spinnen ängstet: seine Töchter wurden von Niemand gesucht, weil sie arm waren, denn Schönheit und Frömmigkeit machte keinen Eindruck auf die Nachbarschaft, und sein noch einziger Sohn Reinhard konnte auch keine schickliche Gelegenheit finden, auch konnte ihn der Vater bei seinen Berufsgeschäften nicht entbehren; kurz, Tillmanns Haushaltung war einem schwer beladenen und dazu noch gebrechlichen Wagen gleich, der im Morast steckt,

und weder vor, noch hinter sich herausgezogen werden kann.

An einem Sonntag, als Tillmann mit seinen Töchtern aus der Kirche kam, (seine Frau war zu Hause geblieben, um das Mittagsessen zu bereiten, und Reinhard hatte den Ochsen gehütet), war er ungewöhnlich still und nachdenkend. Barbara, sein braves Weib, und seine Kinder waren dessen gar nicht gewohnt, doch mochten sie ihn auch nicht fragen; als es aber endlich zu lang währte, fing Barbara an: Lieber Mann! was fehlt Dir doch? Du bist ja dein Lebtag nicht so gewesen, wie jetzt.

Tillmann. Ha! es ist mir halt traurig zu Muth, ich hab' da heut' eine Predigt gehört über den Text: alle eure Sorgen werfet auf Ihn, denn Er sorget für Euch. Da hab' ich nun recht herzlich gebetet, der liebe Gott möchte doch auch unsre Sorgen auf sich nehmen, und uns nur die tägliche Nothdurft, Nahrung und Kleidung verleihen, und uns vor Schulden bewahren. Da kam mir auf einmal der Gedanke so lebhaft in's Gemüth, ich müsse nach Amerika ziehen, und hier Haus und Hof verkaufen, daß ich ganz und gar nicht mehr auf die Predigt Acht geben konnte, und nicht weiß, was hernach gebetet und gesungen worden. Aus der Kirche ging ich in Martins Haus, um mit dem Förster zu sprechen; dort fand ich einige Bauern beisammen, die einen Brief lasen, welchen ein Würtemberger aus Amerika geschrieben hat, und worin er erzählt, wie er dort so glücklich geworden, und an Allem Ueberfluß habe; da schlug mir das Herz, und da es sich gerade so traf, daß mir in der Kirche der Einfall gekommen war, und nun dieser Brief dazu kam, so war ich in meiner Seele überzeugt, daß es Gottes Wille wäre, wenn wir zusammen nach Amerika zögen. Barbara gerieth über diese Worte in tiefes Nachdenken, und die Kinder sahen sich erstaunt an und die Thränen traten ihnen in die Augen. Endlich versetzte Barbara: ich habe nichts dagegen, wenn nur das große Wasser nicht wäre; Tillmann antwortete: es sind schon so viele glücklich über das große

Wasser gekommen, wir werden auch hinüber kommen, denn ich bin überzeugt, daß diese Sache von Gott ist. Es wurde nun noch vieles darüber gesprochen, und endlich waren Alle nicht nur zufrieden, sondern sie freuten sich auf die Reise. Daher bot nun Tillmann Haus und Hof feil, lösete daraus dreitausend Gulden, und machte sich zu der großen Reise bereit; Anno 1756 verließ er mit Frau und Kindern unter tausend Thränen das friedliche, heimathliche Thal, in welchem seine Vorfahren seit Jahrhunderten so glücklich gelebt hatten, und begab sich auf einem Leiterwagen, mit allem gehörigen Geräthe versehen, auf den Weg. Am dritten Tage Abends fanden sie in dem Wirthshause einen reisenden Kaufmann aus Bremen, welcher eine Handelsreise in's südliche Teutschland, in die Schweiz und nach Italien machen wollte, als dieser Tillmanns Vorhaben erfuhr, setzte er sich zu ihm und sprach mit ihm über Alles, was zu seinem Nutzen dienen konnte; dann rieth er ihm nach Bremen zu gehen, und von dort mit einem Schiff, von welchem er wußte, daß es bereit lag, nach Baltimore abzugehen, seine Reise fortzusetzen, er gab ihm einen Brief an einen Kaufmann in Bremen, in welchem er diesem die guten Leute empfahl, und mit diesem versehen reiste nun unsre Familie auf ihrem Leiterwagen mit neuem Muth und der festen Ueberzeugung, daß Gott sie an Seiner Hand leite, nach Bremen. Dort meldeten sie sich sogleich bei dem Kaufmann, an welchen sie das Empfehlungsschreiben hatten; er war ein frommer Mann, ging ihnen mit Rath und That an die Hand, und versah sie, nachdem er zu ihrer fernern Reise alles besorgt hatte, wieder mit Empfehlungen an einen Freund in Baltimore, der für ihre Unterkunft sorgen sollte.

Zu Bracke, einige Meilen unterhalb Bremen, setzten sie sich zu Schiff. Von ihrem Erstaunen über das große Wasser, von ihrer Verwunderung über das Schiff und seine Einrichtung sage ich nichts, genug, aller Seekrankheit ungeachtet, langten sie nach neun Wochen glücklich in Baltimore an, wo sie von dem Bremer Schiffer an ein

Haus angewiesen wurden, in dem sie sich aufhalten könnten, bis sie von dem Kaufmann, an den sie einen Empfehlungsbrief hatten, Nachricht bekämen, was ferner für sie zu thun sey; dann nahm der Schiffer Abschied von den guten Leuten, und ging seinen Geschäften weiter nach. Tillmann hatte nun nichts Nöthigers zu thun, als sich nach dem Kaufmann zu erkundigen, an den er durch seinen Brief angewiesen war. Unter der Menge Menschen, welche sich bei der Ankunft eines Schiffes am Ufer versammelte, befand sich diesmal ein Menschenhändler; er sah Tillmann, seine Frau und vier Kinder aussteigen, diese schöne, starke Menschen stachen ihm in die Augen, und er freute sich schon über den Fang und über den Gewinn, den er da zu machen hoffte. Dieser Sandieb hörte nun, daß Tillmann, so wie er selbst, ein Teutscher war, und nach dem Kaufmann fragte, an den er den Brief hatte; er kam also gar freundlich zu ihm, bewillkommte ihn als Landsmann, und sagte: ich diene auf dem Comtoir des Herrn Wilsons, kommt Ihr alle mit mir, ich führe Euch hin, man wird für Euer Glück sorgen. Wer war froher als Tillmann und die Seinigen? sie dankten Gott von Herzen. Bald brachte sie ihr Führer an ein etwas abgelegenes Haus, wo er ihnen ein Zimmer anwies, und dann hinging, um den Herrn des Hauses zu benachrichtigen, was für einen Fang er gethan habe; bald darauf kam dieser, empfing die Familie freundlich, und gab sich für Herrn Wilson aus; er versicherte, er könne sie auf der Stelle in Jamaika versorgen, sie müßten aber wieder zu Schiffe gehen, dann würden sie in wenigen Tagen an Ort und Stelle anlangen. Jetzt wurden nun ihre Sachen im Wirthshause abgeholt, und dann alle zusammen in ein Zimmer hinten im Hause eingesperrt und streng bewacht. Ob nun zwar Tillmann in allen Ränken der Welt unerfahren war, und wohl wußte, wie väterlich ihn die Vorsehung bisher geleitet hatte, so bemeisterte sich doch die Angst seines Herzens, er äußerte auch den Seinen seine Furcht, und ermunterte sie zum unablässigen Gebet. Was sie zu befürchten hatten, davon

ahneten sie nichts, denn sie wußten nicht, was Sklaven sind, und wozu man sie braucht.

In der folgenden Nacht kamen etliche Schiffleute, die scharf bewaffnet waren; diese befahlen ihnen mit rauher Stimme, augenblicklich zu folgen, und bei Todesstrafe keinen Laut von sich zu geben, ihr Geräthe, sagte man, würde man ihnen nachschicken. Jetzt fing man an zu flehen, zu weinen und zu jammern, allein die gezogenen Schwerdter befahlen Stillschweigen; so wurden alle sechs einige Stunden zu Fuß fortgeführt, und dann, als sie an dem Ufer des Meeres angekommen waren, in einer Schaluppe, die sie hinter dem Gesträuche fanden, nach dem Schiff geführt, das sich hinter einem Felsen versteckt hielt. Der Hauptmann desselben empfing sie mit Freuden, und belohnte ihre Führer reichlich; als er sie aber genau in's Auge gefaßt hatte, fragte er sie auf teutsch: wo sie her wären? Tillmann sagte es ihm, und bat auf den Knieen um Erbarmen, allein das war tauben Ohren gepredigt, der Wüthrich lachte, und befahl, sie in den untersten Schiffsraum zu bringen, und ihnen Fesseln anzulegen. Nun wurde der Jammer der armen Familie unaussprechlich, aber derbe Peitschenhiebe nöthigten sie bald zum Schweigen. Da lagen sie nun ohne Licht und auch beinahe ohne Luft; sie rangen im Gebet zu Gott, und flehten nun zu dem um Erbarmung, der sie allein befreien konnte. Auf einmal fing Cleophä, die jüngste der Töchter, an: da ist eben ein Engel bei mir gewesen, habt ihr denn nicht gesehen? — Er glänzte wie die Sonne, und sagte: Seyd getrost, Ihr Lieben! dieser Weg führt Euch zu Eurem Glück und Frieden. Diese Worte waren Allen ein Labetrunk in dem brennendsten Durst, sie fingen an, leise zu singen: Nun danket alle Gott! und dann das schöne Lied: Befiehl du deine Wege; und es ward ihnen ruhig dabei um's Herz, als auf einmal oben vom Schiff herab die Donnerworte erschollen: man würde ihnen das Singen bald vertreiben. Sie schwiegen also, aber sie fühlten sich wunderbar gestärkt, und die große Erfahrungswahrheit, daß keine Beförderung

auf dem Wege zum Himmel, und auch kein wahres Glück auf Erden ohne Geburtsschmerzen geboren werden könne.

Herr Wilson in Baltimore, der durch den Bremer Schiffer noch mehrere Briefe bekommen hatte, in welchen ihm auch die reisende Familie empfohlen wurde, wunderte sich, daß sie sich nicht bei ihm meldete; er vermuthete die Wahrheit, denn es schwärmte seit einiger Zeit ein Seeräuber auf dasigem Gewässer, dem auch einige amerikanische Schiffer aufpaßten; dieser hatte seit kurzem mehrere Neger und weiße Leute auf eine solche Art weggekapert. Wilson ging deßwegen zum Kommandanten, und zeigte ihm seine Vermuthung an; der Kommandant beorderte augenblicklich den Kapitän einer Fregatte, auszulaufen und nicht eher zu ruhen, bis er den Seeräuber genommen habe.

Indessen hatte noch ein anderer Schiffskapitän den Räuber bemerkt, und ihn verfolgt, so daß er nun von zwei Seiten her gejagt wurde, ohne daß er es wußte; er segelte also unbesorgt nach einer kleinen, unbewohnten Insel, wo von Zeit zu Zeit Spanier und Franzosen hinkamen, mit denen er im Verständniß war, und die ihm seinen Raub abkauften. Dieser verbotene Handel wurde sehr heimlich getrieben, weil er gegen die Verträge aller Nationen war, die in Amerika Besitzungen haben. Beide Schiffskapitäne ereilten den Räuber noch ehe er auf der Insel anlandete, der Kampf währte nicht lang, das Raubschiff wurde geentert, und der Räuber mit seinem Volk, etwa dreißig Mann, gefangen genommen, und auf eins der Baltimorischen Fahrzeuge gebracht. Bei der Durchsuchung des Schiffs fand man nun auch unsern Tillmann und seine Familie; man befreite sie von ihren Banden, und sie dankten Gott und ihren Rettern auf ihren Knieen mit tausend Thränen, dann legten sich die Schiffe an der Insel vor Anker, und schickten sich zu der Heimfahrt an. Während dieser Beschäftigung nahete sich auch ein Jamaika'sches Kauffahrteischiff der Insel, es ankerte neben den andern, und seine Mannschaft stieg aus; ein vornehmer, ansehnlicher Mann grüßte die Kapitäns, und indem er sich auch nach den andern Leuten

umsahe, so entdeckte er Titlmann, seine Frau und Töchter; er staunte, trat ihnen näher, und nun entstand ein Auftritt, der sich nicht beschreiben läßt; kennt ihr euern Bernhard nicht mehr? rief der entzückte Sohn, und flog seinen Eltern und Geschwistern in die Arme; jedes Bild ist zu schwach, den Jubel der lang geprüften und getrennten Familie zu schildern, sie konnten nicht fertig werden zu staunen, zu fragen und zu preisen. Bernhard wollte endlich auch die Gefangenen sehen, die seine Familie so gepeinigt hatten; man führte ihn in das Schiff, wo sie gefesselt lagen. Hier gab es aber einen Auftritt von ganz anderer Art: denn als Bernhard den Seeräuber sahe, so entsetzte er sich, schwieg eine Weile, dann sprach er zu ihm: Armer, armer Schweinfurth! wie früh und wie schrecklich endigst du deine fürchterliche Laufbahn? — Du ließest dich zum Werkzeug des Satans brauchen, Menschen zu verderben, und nun siehst du vor Augen, wie mächtig mein Gott und Erlöser mich und die Meinen aus deinen Händen errettet hat; denn du mußt wissen, daß die brave, fromme Familie, die du raubtest, meine Eltern und Geschwister sind. Du suchtest dein Glück im Unglück deiner Mitmenschen, und machtest sie, gegen deinen Willen, glücklich, und dich in Zeit und Ewigkeit höchst unglücklich, denn jetzt ist dein trauriges Schicksal entschieden.

Schweinfurth sah ihn starr an, sank dann in ein taubes Hinbrüten und schwieg still. Er wurde nach Baltimore gebracht, wo man ihm den Proceß machte und hinrichtete. Seine Geschichte besteht kürzlich darinnen, daß er auf dem Schiff eines holländischen Kapers Dienste nahm, durch Betrug und Räubereien aller Art ein großes Vermögen sammelte, und nun selbst ein Schiff bemannte und ausrüstete, und damit auf den Raub ausging; allein dazu war er doch nicht gewandt genug, denn er hatte das Handwerk noch nicht lange getrieben, als er schon gefangen wurde und seinen verdienten Lohn empfing.

Bernhard dankte den Kapitäns für die Rettung seiner Familie; er wollte ihnen ansehnliche Geschenke machen,

allein sie schlugen sie auf eine edle Art aus; er nahm also seine Eltern und Geschwister zu sich in sein Schiff, und fuhr nach Jamaika ab. Es ist leicht zu denken, daß er nun zuerst ihre Neugier befriedigte, und seine bisherigen Schicksale erzählte. Die Seelenverkäufer hatten ihn nach Amsterdam gebracht und auf ein ostindisches Schiff geliefert, wo er, wie gewöhnlich, unter die Matrosen aufgenommen, und auch eben so, wie sie, behandelt und mißhandelt wurde. Nun befand sich aber ein ansehnlicher Reisender auf dem Schiff; ob er ein Kaufmann oder Gelehrter, oder beides zugleich war, das wußte Niemand. Dieser Mann beobachtete Bernhard, sprach oft mit ihm, erfuhr sein Unglück, aber auch die Güte seines Herzens, seinen religiösen Sinn, seinen Verstand und seinen vortrefflichen Charakter. Dieser Herr nannte sich Klarenstern; ob das aber sein wahrer Name, und wo er her war, das wußte Niemand; mit dem Kommandanten des Schiffs war er in vertrauter Freundschaft, und dadurch brachte er es dahin, daß Bernhards Lage ganz erträglich wurde. Am Vorgebirge der guten Hoffnung blieb Klarenstern zurück, besorgte für Bernhard einen andern tüchtigen Matrosen, und behielt ihn dann bei sich. Hier hielt er sich ein halbes Jahr auf, besorgte allerhand Geschäfte, und reiste dann mit seinem Bernhard nach Jamaika in Amerika ab; diesen behandelte er als seinen Freund, und gewann ihn endlich so lieb als seinen eigenen Sohn.

Herr Klarenstern kaufte hier ein sehr angenehmes Landgut, nahm ein paar Bedienten an, und ließ sich aus der nahegelegenen Wohnung eines Pflanzers speisen. Hernach aber kaufte er im Innern des Landes eine große Pflanzung, in einer der angenehmsten, ruhigsten und fruchtbarsten Gegenden der Insel, baute ein großes und schönes Haus nebst den dazu gehörigen Gebäuden, und fing eine große Wirthschaft an; nun erklärte er Bernhard für seinen adoptirten Sohn, der bald darauf die fromme Tochter eines benachbarten Pflanzers heirathete, und in ihr eine tüchtige Hausfrau und treue Gattin fand. Nach einigen

Jahren starb Herr Klarenstern als ein Heiliger, und man erfuhr nie wer er war, eben so wenig sein wahres Vaterland. Bernhard nahm seinen Namen an, und wurde sein einziger Erbe.

Die ehemalige Nachricht von Bernhärds Tod hatte Schweinfurth geschmiedet, weil er fürchtete, Tillmann möchte seinen Landesfürsten um Rettung seines Sohnes ansprechen, und dieser dann denselben bei den Generalstaaten zurückfordern.

Bernhard und seine Familie kamen glücklich in Jamaika und auf seinem schönen Gut an, dem er den Namen Klarenstern gegeben hatte; seine Gattin empfing die Ankommenden mit herzlicher Freude und Liebe. Tillmann übernahm die Aufsicht über die Neger und die männlichen Bedienten, und die Töchter unterstützten die Hausfrau. Reinhard heirathete die einzige Tochter eines Pflanzers, und seine drei Schwestern wurden auch nach und nach wohl versorgt; eine Reihe von Jahren lebten die Alten noch ruhig und höchst zufrieden, und starben dann selig in den Armen ihrer Kinder.

So gehen die Wege der Vorsehung durch schwere Prüfungen; nicht immer führen sie zu zeitlichem Glück und Ehren, aber immer zum ewigen Wohl, wenn sie gehörig benutzt werden.

20.

Elauban.

Eine arabische Erzählung.

Unter den Imams von Yemen war ehemals Elauban bei weitem der glänzendste; sein Vater war ein streitbarer Fürst gewesen, und er hatte das Reich seinem Sohn in Ruhe und Wohlstand hinterlassen. Elauban bestieg den Thron ohne Hinderniß; alle Emirs umher brachten ihm Geschenke, und leisteten ihm den Eid der Treue; seine Schatzkammern waren angefüllt, und allenthalben herrschte Friede und Emsigkeit. Nun fand der junge König nichts mehr zu thun; denn man hatte ihn blos zu den Waffen erzogen; von der großen Regentenpflicht, sein Volk zu beglücken, wußte er wenig; alle Fürsten und Räthe seines Vaters waren Krieger, er konnte sie nicht mehr brauchen; eine Zeit lang spielte er noch mit seinen Truppen, indem er sie musterte, und bald hie, bald da Lustlager aufschlagen ließ, allein er ward dieses Spiels bald müde, und der böse Geist, der so viel Uebels an den Höfen anrichtet, die Langeweile, fing an ihn zu plagen.

Jetzt merkten die alten Diener, daß sie bei dem neuen Könige überflüssig waren; sie zogen sich also allmählig zurück, und an ihre Stellen kamen junge Leute von allem Schlage: der eine hatte hohe Ehrenstellen, der andere Reichthümer, und der dritte Wollust zum geheimen Zweck; alle aber heuchelten treue Anhänglichkeit an den König und Vaterlandsliebe, und jeder gab sich alle ersinnliche Mühe,

die Neigungen seines Herrn auszuspähen, und dann alles aufzubieten, sie zu befriedigen.

Bei diesen Umständen wurde der Hof Elaubans bald der Sammelplatz aller Wollüstlinge, aller Witzlinge und emporstrebenden Geister; die Furie Kabale stieg aus der Hölle herauf, und schwebte unsichtbar um den Thron her, wo sie alles mit verzehrendem Neid, Mißtrauen, Rache und Verzweiflung anfüllte. Der Harem wurde von Tag zu Tag zahlreicher, aber auch die Kassen immer leerer, jeder suchte zu genießen, folglich auch sich zu bereichern; Arabien und Ostindien mußten das seltenste und kostbarste aus allen drei Naturreichen hergeben, um Elaubans Schlösser und Lusthäuser zu zieren, die Weiber seines Harems zu schmücken, und seine Tafel für ihn und seine Günstlinge genießbar zu machen.

Endlich waren alle Schätze erschöpft, aber nicht der Trieb zu genießen, folglich mußten nun die Unterthanen unter allerhand scheinbaren Vorwänden geplündert werden; der Hof wurde also immer glänzender, aber das Volk auch immer ärmer; die Freude floh aus jeder Hütte an den Hof, aber auch hier fand sie keine bleibende Stätte, weil sie sich mit der dort herrschenden Kabale, ihrer Erbfeindin, durchaus nicht vertragen konnte. Elaubans Hof war ein Drache, der die ganze Gegend umher verwüstete, und dessen Hauch weit und breit die Luft verpestete: denn der Luxus verbreitete sich durch alle Stände, und dies glänzende Elend zehrte an den Eingeweiden der bürgerlichen Verfassung.

Unter den vielen Söhnen und Töchtern, die Elauban mit seinen Weibern zeugte, war Ibrahim der älteste, und also auch der künftige Thronerbe; nun lebte aber ein weiser Mann, nicht weit von der Residenz des Königs, auf seinem Landgut, er hieß Sophar, und hatte dem vorigen König, gegen das Ende seiner Regierung, als Geheimschreiber gedient; dieser Sophar hatte sich von allen Geschäften entfernt, weil er überzeugt war, daß er sich selbst unglücklich machen, aber Niemand nützen würde; jetzt aber,

als Prinz Ibrahim aus dem Harem kam, und nun eine männliche Erziehung erhalten mußte, jetzt trieb ihn die Vaterlandsliebe an, alles zu versuchen, um den künftigen Regenten aus dem Verderben des Hofs zu erretten.

Ich übergehe alle die Mittel und Kunstgriffe, die er anwenden mußte, um zum Zweck zu gelangen, genug es glückte ihm: Prinz Ibrahim ward ihm übergeben, und man setzte ihm und seinem Eleven einen sehr mäßigen Gehalt aus, weil der neue Schatzmeister den unnöthigsten Aufwand einschränkte, und daher dieser, natürlicher Weise, bei der Erziehung des Kronprinzen den Anfang machte.

Indessen bedient sich die Vorsehung gar oft solcher Mittel zu ihren heiligen Absichten: das was man am mehrsten vernachläßigte, und auch vielleicht vernachläßigen wollte, das gerieth am besten; Ibrahim wurde vom Hof entfernt, und doch demselben so nahe erzogen, daß er alle seine Gräuel kennen lernen konnte, ohne von ihm angesteckt zu werden. Sophar lehrte ihn die Gewerbe der Unterthanen als die einzigen Quellen alles Wohlstandes eines Staats kennen; er zeigte ihm allenthalben ihre Fehler, und wie sie verbessert werden können, er machte ihn empfindsam gegen das Unglück seines Mitmenschen, und zeigte ihm die leichten und ausführbaren Mittel, wie er sich dereinst durch die Beglückung seiner Unterthanen Gott ähnlich machen könne, mit einem Wort, er lehrte ihn regieren und den Luxus entbehren, indem er ihn mit dem erhabensten Vergnügen der Pflicht-Erfüllung bekannt machte.

Indessen eilte der Hof auf dem Wege der allerzügellosesten Ueppigkeit zum Verderben; das ganze Land war ausgesogen, und Niemand zufrieden und glücklich; selbst Imam Elauban unter allen am wenigsten; er hatte sein Lebenlang das Glück gesucht und nicht gefunden, aber er fand es auch nie, denn mitten in den rauschenden Lustbarkeiten des Hofs überfiel ihn ein hitziges Fieber; Elauban starb plötzlich, und hinterließ alles in der größten Verwirrung und Bestürzung.

Prinz Ibrahim war damals gerade zwanzig Jahre alt;

sein treuer Sophar kannte die Welt, er eilte mit seinem Zögling an Ort und Stelle, ehe die Kabale Schwierigkeiten ausbrüten konnte. Ibrahim setzte sich also auf den Thron seiner Väter, und Sophar war sein erster Rathgeber. Der neue Imam hatte nicht gelernt irgend Jemand unglücklich zu machen, er entfernte also allmählig alles Ungezieser von seinem Hof, und sammelte weise und treue Männer um sich her, wodurch dann nach und nach jeder von selbst weg ging, der es im Zirkel der Rechtschaffenen nicht lange aushalten konnte.

Jetzt trat nun allenthalben eine vernünftige Sparsamkeit an die Stelle der Ueppigkeit; Gelehrte und Rechtschaffene erhielten nach dem Verhälniß der Güte ihres Charakters Aemter, die Unterthanen wurden erleichtert und ihre Gewerbe verbessert, so daß also das Königreich Yemen in einer Reihe von Jahren zu einem Wohlstand und zu einer Stärke gelangte, wovon man in der Geschichte noch kein Beispiel hatte.

Lange hatte Ibrahim mit Glück und im Segen regiert, und lange war schon sein treuer Sophar zur ruhigen Wohnung der Vollendeten übergegangen, als er einsmals auf einem einsamen Lustschloß, wo er zu Zeiten einige Tage, in Gesellschaft etlicher seiner Getreusten, von den schweren Regierungsgeschäften ausruhte, von einem geheimen Kummer, und von einer ihm selbst unerklärbaren Schwermuth überfallen wurde: er konnte der Sehnsucht, das Schicksal seines Vaters in der andern Welt zu erfahren, nicht los werden; und doch empfand er auch tief das Unschickliche seiner Forderung; er kämpfte also mit sich selbst, konnte aber seinen Trieb nicht überwinden. Endlich entdeckte er einem alten Greis, den er wegen seiner Weisheit und Redlichkeit immer bei sich hatte, seinen Wunsch, und bat ihn, ihm mit seinem frommen und vernünftigen Rath beizustehen.

Großer König der Rechtgläubigen! antwortete ihm Abarim, jeder Vorwitz beleidigt Gott; da aber dein Trieb ohne dein Suchen gekommen ist, und du ihm männlich

widerstanden hast, ohne ihn überwältigen zu können, so muß er wohl von höherer Hand herkommen.

So scheint es mir, mein guter Abarim! versetzte der Imam; vielleicht will mich Gott von einer Krankheit heilen, die mich seit einiger Zeit überfallen hat.

Mit Bestürzung erwiederte Abarim: Eine Krankheit, mein König! dafür bewahre dich der große Gott! Ja wohl! versetzte Ibrahim, mich wandelt seit geraumer Zeit ein Eckel an Regierungsgeschäften an, und ich fühle eine starke Neigung zur Befriedigung meiner sinnlichen Lüste.

Abarim lächelte, und sagte: Ja so! — das ist aber eine schlimme, und noch dazu eine ansteckende Krankheit, auch dafür bewahre dich Gott, dein Reich und uns. Wenn du also deinen jetzigen Trieb befriedigen willst, so entferne dich an einen einsamen Ort; dort faste drei Tage bei Wasser und Brod, und bleibe beständig im Gebet, so wird dir Gott ferner zeigen was du thun sollst.

Der Imam gehorchte diesem Rath, er ließ sich Wasser und Brod für drei Tage in eine einsame Felsenhöhle tragen, die sich hinter dem Garten des Schlosses im Walde, an einem wilden Abhang, befand, begab sich dahin, und befahl, daß ihm innerhalb dreien Tagen Niemand folgen sollte, die Seinigen aber mußten ihn diese Zeit über im Schlosse erwarten. Drei Tage vergingen, ohne daß man von dem Imam etwas sahe oder hörte; am Morgen des vierten Tages aber kam er blaß, entstellt und voller Schrecken wieder; einige Stunden ging er mit Händeringen und mit Thränen in den Augen umher, dann aber versammelte er seine wenigen Getreuen um sich her, und vertraute ihnen sein schreckliches Geheimniß; er befahl, daß man es niederschreiben, versiegeln und im Archiv bis nach seinem Tode aufbewahren, hernach aber allemal bei der Thronbesteigung seiner Nachfolger dem neuen Könige vorlesen sollte; dann erzählte er, was ihm widerfahren war.

Ibrahim hatte bis an den Abend des dritten Tages im Fasten und im Gebet verharrt, als ihn auf einmal ein matter Schimmer umglänzte; mit schreckenvollem Staunen

blickte er um sich her, und siehe! hinter ihm, ein wenig zur Seite, stand ein himmlischer Jüngling, ein Engel mit einer sehr ernsten Miene. Ibrahim fiel auf sein Angesicht und betete zu Gott um Gnade, jetzt rührte ihn der Engel an, und sprach: stehe auf Ibrahim, und höre, was ich dir im Namen Gottes verkündigen soll. Ehrfurchtsvoll stand der Imam auf, und war aufmerksam; nun fuhr der Himmlische fort: Gott hat deine Treue in deinem Amt mit Gnade und Erbarmen angesehen; da aber deine Seele anfängt des guten Weges, auf dem du wandelst, überdrüßig zu werden, so soll ich dir das Schicksal deines Vaters zeigen, komm also und folge mir!

Ibrahim bebte für Entsetzen, doch stärkte ihn der Engel, indem er ihn versicherte, daß ihm nichts Uebels widerfahren sollte; der Imam gehorchte also der Stimme des Engels, und folgte ihm. Vor der Höhle umgab sie Beide eine dämmernde Wolke, mit welcher sie sich, wie auf einem Donnerwagen Gottes, emporschwangen; um sie her heulte der Sturm in der Nacht, zuweilen schoßen Blitze aus der Wolke heraus, und es war dem Imam als wenn er mit der Wolke wie ein Pfeil vom Bogen dahin führe; immer aber stand ihm der Engel zur Seite, der ihm freundlich zuredete, und sprach: Fürchte dich nicht, Ibrahim! dir soll kein Leid widerfahren!

Nach Verlauf etwa einer halben Stunde, so lang kam dem Imam ungefähr die Zeit seiner schauervollen Reise vor, zertheilte sich die Wolke um ihn her, und er befand sich an der Seite des Engels auf einem wilden und zackigten Felsengebirge; der ganze Himmel war roth, wie von einer schrecklichen Feuersbrunst in der Nacht, und eben daher durchdämmerte auch ein fürchterlicher Schimmer die ganze Gegend, so viel, daß man alle Gegenstände hinlänglich erkennen konnte; vor sich hin in der Ferne entdeckte er ein noch höheres Gebirge, wo Felsen auf Felsen gethürmt waren, deren ungeheuere Massen jeden Augenblick herab in den Abgrund zu stürzen drohten, und hinter welchen die ewige Feuerglut himmelan zu steigen schien; ein immer-

währender siebenfacher Donner grollte von dort her in's Unendliche herüber, und hin und wieder stürzten Berge über einander her, daß von ihrem Geprassel die Grundveste erbebte.

Vor sich hin bis an jenes Gebirge, und rechts und links bis in eine unabsehbare Weite, überschaute er ein weites Thal, voller ungeheurer Felsentrümmer, zwischen welchen sich enge und tiefe, finstere Thäler hindurch drängten; das Ganze war ein Weltruin, der durch ein allgemeines Feuergericht gegangen ist.

Hier in diesem Thal (sprach nun der Engel zum Imam), hier ist die Wohnung deines Vaters und seiner ehemaligen Höflinge — komm und steig mit mir hinab: denn du mußt ihr Schicksal kennen lernen; zugleich faßte ihn der Engel mit starkem Arm um den Leib, und schwang sich mit ihm in die furchtbaren Abgründe hinunter. Hier befanden sie sich nun in einem engen Thal, wo auf beiden Seiten steile und überhangende Felsen in die Höhe stiegen; sie wandelten auf einem Aschenboden in nächtlicher Dämmerung fort, und nun bemerkte Ibrahim eine große Menge mißgestalter menschlicher Wesen, deren abscheuliche Formen Grausen und Abscheu erregten; kein Theil der menschlichen Figur war mehr regelmäßig, und man fand keine Spur mehr an ihnen von dem anerschaffenen Ebenbild der Gottheit; jeder Körper hatte sich je nach seinen herrschenden Leidenschaften der Gestalt der Thiere genähert, denen er am ähnlichsten gewesen war.

Alle diese Unseligen hausten in den Höhlen und Klüften auf beiden Seiten des Thals; ihre Betriebsamkeit, ihre Unruhe und ihr Getobe war entsetzlich, und doch schienen sie für Ermüdung zu Boden sinken zu wollen; bald entdeckte er eine Gruppe, wo man ein friedliches Mahl mit einander zu genießen schien, auf einmal aber, und ehe man sich's versahe, fielen sie wie grimmige Thiere über einander her, und suchten sich zu zerfleischen, bis der eine hierhin, der andere dorthin in die wilde wüste Einöde floh.

In einem andern dunkeln und abgelegenen Winkel

buhlten ein männliches und weibliches Wesen mit einander, er schien ihr seine Liebe zu klagen, und sie schien ihn, endlich zu erhören; mit der rasendsten Wuth der Leidenschaft umarmte er sie, und sie ihn, aber in dem Augenblicke sah eins im andern den scheußlichsten, drachenähnlichen Wurm, in dessen Krallen jedes eingeschlossen war; mit Beben schauderte jedes zurück, und mit Heulen und Wehklagen flohen diese ehemaligen Verliebten weit von einander in entlegene Oerter.

Weiterhin entdeckten sie seitwärts in einer Weitung eine Anstalt, die mit der Anlage einer Lustgegend etwas Aehnliches hatte: auf einem Felsen war etwas, das einer Burg ähnlich war, und eine Strecke hinaus hatte sich ihr Bewohner einen Garten angelegt, es schienen auch Gewächse daselbst aufzukeimen; allein wenn diese jämmerliche Nachahmung kaum im Werden war, so stürzte alles von den unaufhörlichen Erderschütterungen dem Besitzer über dem Haupt zusammen.

Dort gingen Mann und Weib in traulicher Eintracht Hand an Hand spazieren, sie schienen sich unter einander die Seligkeit ihres ehemaligen Erdenlebens zu erzählen; nun erschien aber ein Ungeheuer vor ihnen, das ihnen entgegen brüllte: verflucht seyd ihr, daß ihr mich erzeugt, und durch eure schlechte Erziehung in diesen Ort der Qual gestürzt habt! — Plötzlich fuhren sich die Ehegatten wie rasende Furien an, der Sohn peitschte auf sie zu, und endlich stäubten alle drei auseinander.

Darauf kamen sie auf einen geräumigen Platz, wo viel Volks beisammen stand, und sich an einem Schauspiel zu ergötzen schien. Bei einer nähern Untersuchung fand Ibrahim, so wie es ihm der Engel erklärte, daß da ein ehemals Mächtiger der Erde von seinem Harem gezüchtiget würde: über hundert Furien flatterten wie große Fledermäuse um ihn herum, erst küßten und schmeichelten sie ihn, dann kniffen und pfetzten sie ihn mit ihren Krallen, so daß er wie im Fieberfrost mit den Zähnen klapperte, und für schrecklichen Schmerzen brüllte und tobte; nach und nach

entwand er sich ihnen, und floh mit seelzagendem Seufzen in die endlose Weite.

Auch entdeckte der Imam viele Bettler, die, vom Hunger ausgezehrt, wie Todtengerippe umher irrten und Speise heischten, aber keine bekamen, sondern mit Spott und Schande abgewiesen wurden. Diese waren ehemals auf Erden reiche Schlemmer gewesen, die das Ihrige verpraßt und die Armen von ihren Thüren weggejagt hatten; mit Wuth rafften sie Asche und Moder vom Boden auf und verschlangen den Wust gierig, aber dann schauderten sie für Eckel und gaben mit Zuckungen den Greuel wieder von sich.

Endlich gelangten die beiden Wanderer an einen Ort, wo sich das Thal in ein großes Becken erweiterte, und rund umher mit erschrecklichen Felsengebirgen umzingelt war; ein warmer Leichengeruch erfüllte den ohnehin verpesteten Dunstkreis, und Ibrahim würde auf der Stelle des Todes gewesen seyn, wenn er nicht in der Atmosphäre eines Engels geathmet hätte. Hier wimmelte es von menschlichen Ungeheuern aller Art, die alle mit ewiger Unruhe durcheinander tobten, als wenn sie sich unter einander zerreißen wollten.

Dieses sind deine Landsleute! — sagte der Engel, und Ibrahim seufzte tief.

Dort im Dunkel an der Seite des Felsen stand auf einem steilen Absturz eine halb ruinirte Burg, die traurige Wohnung des Imam Elaubans; Ibrahim schauderte sich ihr zu nahen, aber der Engel wollte es und er mußte. Nun ging sein Führer voran, das Getümmel wich auf beiden Seiten zurück, und wenn sich der Eine oder der Andere unterstand näher zu kommen, denn viele schienen Ibrahim zu kennen, so fuhr ein Strahl vom Engel aus, der ihn weit weg blitzte.

So kamen sie endlich in den schrecklichen Behälter des ehemaligen Fürsten; er saß auf einem erhöhten Platz, der sich in einem dämmernden Gewölbe befand, welches beständig den Einsturz drohte; das Ding, welches seinen Thron vorstellen sollte, war aus zackigten Bimssteinen und Schla-

21.

Die Schatzgräber.

In einer der gebirgigten Gegenden Teutschlands lag ein Dörfchen, dessen Einwohner gute, aber etwas leichtgläubige und abergläubige Menschen waren, die zuweilen erst durch Schaden klug, und durch Erfahrungen mancher Art auf den seligen Mittelweg zurückgeführt werden mußten. Einsmals im Sommer, in der schönsten Jahreszeit, kamen zwei fremde Männer nach Buchenberg, sie waren gut gekleidet, und sahen ganz ehrbar aus; sie hielten sich übrigens ganz stille, bezahlten alles ordentlich, was sie verzehrten, und führten sich so auf, daß man glauben mußte, sie wären vortreffliche und sogar vornehme Leute. Die Buchenberger Männer und Frauen verwunderten sich sehr, und fragten unter einander, was das doch wohl für Herren seyn möchten? sie fragten auch wohl den Wirth; er wußte aber eben so wenig wie sie; nur das erfuhren sie bald, daß die beiden Fremden des Abends spät in den Wald gingen, und daß sie allerhand sonderbare künstliche Sachen bei sich hätten, die wunderbar aussähen; dann sagte auch der Wirth, die Leute seyen gar fromm, denn er hörte sie zuweilen sehr andächtig beten; nun verwunderten sich die Buchenberger noch mehr, und bekamen Respekt für diese Männer, doch getraute sich Niemand recht zu fragen, wo sie her wären und was sie da machten? Der Schulze Jacob war am allerneugierigsten; er wagte es also auch am ersten, sie

durch den Wirth fragen zu lassen, ob sie ihm nicht erlauben wollten, ein Wort mit ihnen zu reden? O ja, antworteten die Unbekannten, der Schulz soll nur herauf kommen. — Nehmt mir nicht übel, ihr Herren, fing Jacob, der eilig herein getreten war, an, daß ich Euch besuche; ich höre, daß Ihr so fromme, brave Herren seyd, und da möcht' ich gerne ein Wort mit Euch sprechen.

Die Männer. Das soll uns lieb seyn; was wollt Ihr denn von uns?

Der Schulz. Ha! ich will eben nichts, es wundert uns so, daß Ihr Euch hier im Dorfe so lange aufhaltet; wir haben nun eben keinen Verdacht auf Euch, bewahre Gott! aber wir sind unverständige Bauersleute, und Ihr seyd gescheidte Männer, da möchten wir doch gerne etwas von Euch lernen.

Die Männer. Hört, Freund, wir sehen, daß Ihr ein verständiger Mann seyd, wenn Ihr nun schweigen könnt, so wollen wir Euch ein großes Geheimniß entdecken.

Dem guten Schulzen lief ein Schauder über die Haut, als er von dem großen Geheimniß hörte; mit wichtiger Miene versetzte er: O ja, ich muß ja schweigen können!

Nun, fuhren die Männer mit leiser Stimme fort, Freund! hier in der Gegend gehen große Dinge vor; wir sind Geisterseher! Jacob erschrak, daß er zitterte und bebte. Ach Gott! rief er — was sind denn das für große Dinge?

Die Männer. Eine halbe Stunde von da, hinter dem Wald, ist ein altes, verfallenes Schloß; Ihr werdet doch die Bocksburg wissen? — O ja! stammelte Jacob voller Angst, die weiß ich sehr wohl!

Nun fuhren die Männer fort: Auf diesem Schloß wohnte vor alter Zeit ein Ritter, Heinze von Bocksburg war sein Name; er war ein gar böser Mann, raubte und plünderte, wo er konnte, dann brachte er die Leute um. Lange trieb er es so, bis endlich unser Herr Gott müde wurde, dem Unfug länger zuzusehen, denn der Graf von

[illegible] kam, und belagerte die Wolfsburg; als nun Ritter Heinze sah, daß er sich nicht mehr helfen konnte, und der Graf das Schloß erobern würde, so ermordete er seine Frau und Tochter, vergrub all' sein Geld, und ging oben auf einen Sadl und erhängte sich.

Des andern Tages zog der Graf in das Schloß ein, und fand die Familie des Ritters in ihrem Blute liegen, und ihn selbst an einem Stricke hängen; er ließ alle drei begraben, dann zerstörte er die Burg und zog wieder fort.

Nun kommen die drei Geister, alle hundert Jahr einmal, und spucken, ein Vierteljahr lang, auf der ruinirten Burg und im Wald umher. Die Geister der Frau und Tochter jagen den Geist des Ritters; letzterer sieht schrecklich feurig aus; die beiden andern aber sind nur wie ein Nebel; gestern Abend haben wir sie noch gesehen und sie angeredet; auch sahen wir einen Bären mit glühenden Augen und Flammen im Rachen, der den großen Schatz des Ritters noch immer bewacht.

Jacob. Ach Gott! das ist schrecklich, da wird einem ja angst und bange!

Die Männer zuckten die Achseln und schwiegen eine Weile; endlich fing der Eine an: Freund, könnt Ihr auch gewiß schweigen?

Jacob. Ich will Euch einen Eid darauf schwören, daß ich schweigen kann.

Nun gut, fuhren die Männer fort, so wisset denn: wir haben mit den Geistern gesprochen, und vernommen, daß sie nicht eher zur Ruhe kommen können, als bis der Schatz wieder unter Menschen kommt und Nutzen stiftet; er muß also durch gute, brave Leute aus der Erde gebracht werden.

Lieber Gott! sagte der Schulz, das ist ja eine große Pflicht, daß man den armen Geistern hilft, und das Geld könnte auch noch Manchem gut thun; aber wißt Ihr Herren denn nicht, wie viel es ist?

Die Männer. O ja, das wissen wir sehr wohl; es liegen da in dem Gewölbe der alten Burg, das zum Theil noch unversehrt ist, acht Schuh tief in der Erde, zwanzigtausend Dukaten in Gold, und sonst noch viel kostbares Geräthe, Edelgesteine u. dergl.

Jacob staunte gewaltig; endlich fing er an: es wundert mich doch, Ihr Männer, daß Ihr das Geld nicht da wegnehmet, Ihr könntet es ja selbst brauchen, und viel Gutes damit stiften.

Die Männer. Behüte Gott! guter Freund, die Geisterseher dürfen das Geld selbst nicht behalten, da würden ihnen die Geister die Hälse brechen.

Jacob legte den Finger an die Nase, dachte nach und sagte: Ja so, das ist etwas anders; das Geistersehen ist also wohl eine gefährliche Sache? — Es ward dem guten Manne wunderlich zu Muthe; Gott! dachte er, wenn ich das Geld alles bekommen könnte; — aber wenn es dann die Obrigkeit erführe, so dürfte ich es doch nicht behalten und würde wohl noch gar obendrein gestraft.

Da die Fremden sein Nachdenken bemerkten, fingen sie an: Guter Freund, wir müssen vermuthlich hier wieder weg, denn wir fürchten, es gebe nicht so viele fromme Männer hier im Dorfe, als zur Hebung des Schatzes nöthig sind.

Jacob erschrak und fragte hastig: wie viel fromme Männer sind denn nothwendig?

Antw. Die heilige Zahl sieben.

Nun, die wollte ich wohl noch zusammen bringen; freilich wäre unser Pfarrer wohl fromm genug, aber der glaubt an so etwas nicht. — Behüte der Himmel! riefen die Männer, kein Geistlicher darf es wissen, sonst ist alles verloren, denn die Geister können sie durchaus nicht leiden; wenn Ihr aber hier im Dorfe sieben fromme Männer habt, so wollen wir sehen, was wir thun können. Jacob bedachte sich ein wenig, dann nannte er sich und noch sechs Nachbarn, die er für rechtschaffen hielt. Kurz, die fremden Männer verstanden sich endlich dazu, daß sie den Buchen-

bergern sieben braven Männern den Schatz heben wollten, und es wurde verabredet, daß der Schulze sie alle zusammen an einen bestimmten Ort im Walde bringen sollte, ohne ihnen das Geheimniß zu entdecken. Er schlich also in die bestimmten sechs Häuser, bestellte die Hausväter auf morgen Abend in der Dämmerung in den Wald, und versicherte sie, daß sie da Dinge erfahren würden, wodurch sie auf Lebenslang die glücklichsten Menschen werden könnten; aber sie müßten verschwiegen seyn, und auf verschiedenen Wegen hingehen, damit Niemand etwas merkte, und es im Dorfe kein Aufsehen gebe.

So verwundert die guten Leute über das alles waren, so trauten sie doch ihrem Schulzen, und versprachen zu kommen.

Kaum konnte Jacob den nächsten Abend erwarten, und er rechnete schon nach, was er mit seinem Theil von dem Gelde machen wölle: bald dachte er, er wolle sich ein neues Haus bauen, mehrere Güter kaufen, und den Armen viel Gutes erzeigen; bald dachte er wieder an die Obrigkeit, wenn es auskommen könnte, und dann nahm er sich vor, in ein fremdes Land zu ziehen, und da wie ein grosser Herr zu leben.

Unter dergleichen Vorstellungen rückte endlich der ersehnte Abend heran, es wurde dämmernd, und die sieben Männer schlichen auf verschiedenen Wegen dem bestimmten Orte zu; es war ein Platz im Walde, der rundum mit dichten Gebüschen umgeben und ganz düster und unheimlich war; hier fanden sie einen der Geisterseher in langem, schwarzem Gewande stehend, mit einer weißen Ruthe in der Hand, auch hatte er ein breites, weißes Band über die Schultern hängen, das mit rothen Zeichen aller Art bemalt war. Als sie nun alle da versammelt waren, so befahl ihnen der Fremde sehr ernstlich, stille zu seyn, und nicht nahe zu treten; er machte dann mit der Ruthe einen Kreis um sich her, und wiederholte nun Alles, was Jacob schon gehört hatte. Die Bauern sahen sich an, die Haare standen ihnen zu Berge; indessen wünschte doch Jeder die

zwanzigtausend Dukaten zu haben; sie fragten nur, ob sie denn nichts zu fürchten hätten, und wurden versichert, daß, wenn sie nicht vorwitzig wären, ihnen kein Haar gekrümmt werden sollte; nun waren alle zufrieden, obgleich ihnen bange genug war, sie rückten ganz dicht zusammen, und der Geisterseher begann: Jetzt will ich den Geist des Ritters beschwören, er muß erscheinen und uns sagen, was bei dem Schatzheben zu thun sey; dann reckte er die Ruthe gegen den Wald aus und rief mit starker Stimme: Azazel lama parakatschi! Auf einmal erschien eine glühende Gestalt im Hintergrund, die Bauern riefen mit Schrecken: Gott bewahre uns doch vor der Hölle! und der Geisterseher fuhr fort: Bist du der Geist des Ritters Heinze? Eine hohle Stimme rief aus dem Walde: Ja!

Der Geisterseher. Was müssen wir denn thun, daß du zur Ruhe kommst?

Der Geist. Du und die sieben Männer dort, ihr müßt morgen Abend gegen Mitternacht auf meiner alten Burg erscheinen; die Männer müssen still an der Wand stehen, damit ihnen kein Unglück wiederfahre; dann müssen sie zweihundert Thaler geben, diese mußt du mir zeigen; dann trägst du den feuerspeienden Bären von meinem Schatze weg, und wenn du wieder kommst, so wird der Schatz wie feurige Kohlen in die Höhe steigen, die mußt du sammeln, und wenn es Tag geworden ist, werden es lauter Dukaten seyn. Die zweihundert Thaler trägst du aber nach Inspruck in Tyrol in's Kloster, so werde ich von meiner Qual erlöst werden. Der Geisterseher schien sehr erschrocken über die Rede, er reckte die Ruthe gegen den Geist aus und sagte: Azazel, die Männer haben kein Geld, das mußt du nicht von ihnen fordern. Aber auf einmal wurde der Geist noch glühender, es flammte und knallte, und er rief mit schrecklicher Stimme: Warum hast du mich dann gerufen? Die Bauern fielen auf ihre Kniee und beteten, daß sie doch der liebe Gott bewahren wolle. Jacob erhob zuerst seine Stimme: Herr Geisterseher! darf ich reden? O ja! antwortete dieser. Die Männer

riefen alle zugleich: die zweihundert Thaler wollen wir ja gerne mitbringen. Jetzt wurde der Geist wieder heller und ruhiger und verschwand endlich.

Der Geisterseher empfahl nun noch den sieben erwählten Männern Verschwiegenheit, und versicherte sie, daß, wenn sie binnen sieben Tagen ein Wort von dem, was sie gesehen und gehört hätten, ausplauderten, sie gewiß des Todes sterben müßten; dann entließ er sie, und Jeder kehrte voll Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, zitternd nach Hause.

Die Bauern hielten Wort; keiner sagte ein Wörtchen von der Sache, und am folgenden Abend schlichen sie wieder ganz stille nach dem Wald und dem bewußten Schlosse zu; die zweihundert Thaler hatten sie mitgebracht, und im Innern der Burg trafen alle ihrem Befehl gemäß wieder zusammen. Der Geisterseher erwartete sie hier, und Jacob wagte es, zu fragen, wo denn der andere Herr sey? Der ist verreist, um an einem andern Ort eine arme Seele wegzubannen, welche die Einwohner des Hauses sehr beunruhigt, antwortete der Geisterseher, erzählte ihnen dann allerhand wunderbare Geschichten von Geistern, und was er alles erfahren hatte, und so kam endlich die stille, gefürchtete Mitternachtsstunde heran; den guten Bauern war es eiskalt in den Gliedern, als der Geisterseher nun mit ihnen in das schreckliche Gewölbe eintrat. Ein greulicher Bär lag dort in der Ecke; seine Augen leuchteten wie Lichter, und in seinem offenen Rachen brannten blaue Schwefelflammen. Baratara Buhl! Vogel rühr' dich nicht! rief ihm der Geisterseher beim Eintritt zu, stellte dann die sieben Männer an die Mauer, und befahl ihnen, nicht von ihrem Platze zu gehen, auch kein Wort mit einander zu sprechen; dann machte er allerlei Ceremonien, und endlich erschien der glühende Geist wieder mitten in den Mauern des Schlosses; der Geisterseher sprach noch erstaunliche Worte mit ihm, dann packte er den Bären auf den Rücken und trug ihn zum Gewölbe hinaus zu dem Geist, kehrte dann zurück, forderte die zweihundert Thaler von den

Bauern, die sie ihm auch gerne gaben, und sagte ihnen: jetzt will ich gehen, dem Geist das Geld zeigen, und ihn sodann weit wegbannen; in einer Stunde komme ich wieder, dann will ich den Schatz beschwören, so wird er wie feurige Kohlen aus der Erde steigen, und ihr sollt ihn hernach heben.

Die Bauern standen voll Angst an der Mauer; es dauerte eine Stunde, zwei Stunden, es wurde Morgendämmerung, und der Geisterseher kehrte nicht wieder. Der erste Gedanke, der dem Schulzen einfiel, war, ob irgend der Geisterseher vom Geiste umgebracht worden sey? Noch immer standen die sieben Männer an ihrer Stelle, und rührten sich nicht; auch sagten sie nichts, denn es war ihnen ja verboten. Endlich um vier Uhr, da die Sonne aufging, bekamen sie auch wieder Muth, sie sahen sich lange an; endlich fing Jacob an: wo mag doch wohl der Geisterseher bleiben? ich denke, wir wagen es, und gehen einmal hinaus nachzusehen; die Andern folgten ihm gerne, und verließen Einer nach dem Andern ihren schauerlichen Aufenthalt; das Erste, was sie erblickten, war der Bär; er war aus einer schwarzbraunen, wollenen Decke gemacht, und mit Moos ausgestopft. Der Rachen war von Eisenblech, und hinten steckten Schwefelhölzchen darin, die noch nicht ganz verbrannt waren; die Augen waren eiserne Röhrchen, in denen auch Schwefelhölzchen angebracht waren.

Ziemlich lange hatte es gedauert, bis die sieben Männer den Muth bekamen, diese Untersuchungen anzustellen, jetzt sahen sie sich mit großen Augen an; das war also der große, feurige Bär gewesen. Als sie weiter gingen, entdeckten sie auch dort auf dem Rasen etwas Weißes; schon muthiger näherten sie sich hier, und fanden einen weißen Mann von Papier, auf dessen Rücken noch kleine Wachslichter steckten, die auch noch nicht ganz abgebrannt waren. Fluchen, schimpfen, mit den Füßen stampfen, den papiernen Geist in tausend Stücken zerreißen, das war der ganze Erfolg der Geschichte.

Es traf sich aber zu, daß der Oberförster mit zwei Jägerburschen so früh da vorbei ging, und die Geisterseher mit dem Bären und dem Geist antraf; sie wurden gefangen und der Obrigkeit überliefert. Bei der Untersuchung fanden sich so viele Greuelthaten, die sie begangen hatten, daß sie, nach den damaligen Gesetzen, zum Strang verurtheilt wurden. Jacob wurde hart gestraft, und die zweihundert Thaler den Armen gegeben.

22.

Das Leben der heiligen Thekla.

Eine Legende.

Wir leben in einer so kalten logischrichtigen Vernunftzeit, daß den Menschen nach der Mode alles aneckelt, was nach Glauben, an Wunder, oder an Erscheinungen, nur von ferne schmeckt. Da aber doch die Imagination auch Nahrung haben will, indem ihr, wenigstens im Heiligthum der Religion, die Vernunft keine gestatten will, so sucht sie nun ihre Sättigung in Mährchen, Dichtungen und Gestalten, die dem Herzen, auf das doch am Ende das Meiste, wo nicht Alles ankommt, keine Befriedigung gewähren. Die Geschichte der Heiligen, oder die Legenden der ersten Jahrhunderte unserer christlichen Zeitrechnung, sind von der Art, daß sie bei allem, in unsern Zeiten Unglaublichen, doch dem Geist eine religiöse Tendenz geben, und zur Andacht und Fortschritt in der Heiligung aufmuntern. Meine Zuhörer werden mir also nicht übel deuten, wenn ich zu Zeiten eine erzähle:

Im 13ten und im Anfang des 14ten Kapitels der Apostelgeschichte wird erzählt, wie Paulus und Barnabas um der Lehre Christi willen aus Antiochien in Pisidien vertrieben worden, und daß sie nach Ikonien verreist seyen. Hier schalten nun die Kirchenväter jener Zeiten eine Geschichte ein, die sich damals zugetragen haben soll.

In Ikonien, einer Stadt in Kleinasien, hatte Titus, der Schüler des Apostels Paulus, eine kleine Christen-Gemeinde gestiftet, in welcher ein ansehnlicher Bürger Namens Onesiphorus der angesehenste war; er, seine Gattin Lektra, und seine Söhne Simmia und Zeng, waren sehr fromme und christliche Leute. Man kann denken, wie wichtig solchen neubekehrten Menschen der Apostel Paulus, dem sie ihre Bekehrung, folglich ihre Seligkeit verdankten, seyn mußte; es ging ihnen also, wie es auch uns im nämlichen Fall gehen würde, sie hätten auch gern gewußt, wie der liebe Mann von Person aussähe. Titus, der ihn wohl kannte, beschrieb ihnen seine Person und sagte: Paulus ist klein von Statur, hat einen kahlen Kopf, eine Glatze, krumme Beine, dicke Waden, große Augbraunen, und eine Habichtsnase, aber aus seinem Angesicht leuchtet Gnade und Wahrheit hervor, und es scheint oft verklärt zu seyn, besonders wenn er von Jesu Christo seinem Erlöser spricht.

Jetzt kam nun die Nachricht, daß Paulus mit seiner Gesellschaft, welche aus seinem Freund Barnabas, dem Demas und dem Hermogenes, einem Schmidt, zween nicht ganz redliche Männer, und vielleicht noch aus einigen andern bestunde, an dem Tage noch nach Ikonien kommen würde. Dies erweckte bei der dortigen Gemeinde große Freude; alle versammelten sich in Onesiphorus Haus; dieser aber ging mit seiner Frau und beiden Söhnen auf der Landstraße nach Lystra, woher der Apostel kommen mußte, dem Paulus entgegen; als sie sich begegneten, grüßte in Onesiphorus mit den Worten: Sey gegrüßt du Knecht des Hochgelobten! Paulus erkundigte sich wer er wäre? und nachdem er es erfahren hatte, so antwortete er: Gnade sey mit dir und deinem Hause! Dies ärgerte den Demas und den Hermogenes, daher murrten sie und sprachen: Sind wir denn nicht auch Knechte des Hochgebenedeiten, daß du uns nicht grüßest? Onesiphorus antwortete: Ich sehe an euch die Frucht der Gerechtig-

keit nicht, seyd ihr aber solche Männer, so kommt auch ihr in mein Haus und ruht aus. Nun gingen alle zusammen, und kehrten bei dem Onesiphorus ein.

Hier hatte sich schon die Gemeinde versammelt, und so wie der Apostel hineintrat, fielen alle nieder und beteten, er aber redete sie folgender Gestalt an:

Selig sind die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!

Selig sind die das Fleisch unbefleckt bewahren, denn sie werden Gottes Tempel seyn!

Selig sind die sich der Enthaltung befleißigen, denn Gott wird mit ihnen reden!

Selig sind die dieser Welt absagen, denn diese werden Gott sehr angenehm seyn!

Selig sind die Weiber haben, als hätten sie keine, denn sie werden Engel Gottes werden!

Selig sind die vor dem Wort Gottes erzittern, denn sie sollen getröstet werden!

Selig sind die ihre Taufe rein bewahren, denn sie werden erquickt werden, bei dem Vater, dem Sohn, und dem heiligen Geist!

Selig sind, welche die Weisheit Jesu annehmen, denn sie werden Söhne des Höchsten genannt werden!

Selig sind die, welche den Sinn Jesu Christi bewahren, denn sie werden in's Licht versetzt werden!

Selig sind die um der Liebe Christi willen aus der Gleichstellung der Welt ausgehen, denn sie werden die Engel richten, und zur Rechten Christi gestellt werden, und den strengen Tag des Gerichts nicht sehen!

Selig sind die Leiber und Geister der Jungfrauen, denn an ihnen wird Gott Wohlgefallen haben, und der Lohn ihrer Keuschheit wird unverloren seyn u. s. w.

Gegen dem Haus des Onesiphorus über wohnte eine vornehme Wittwe, ihr Name war Theoklia, diese hatte eine Tochter Namens Thekla, welche mit Thamyris, einem vornehmen jungen Herrn in der Stadt Ikonien,

verlobt war. Diese Thekla saß eben am Fenster und hörte gegenüber Paulum reden; dies ging ihr durch die Seele, sie war nicht mehr vom Fenster weg zu bringen, damit sie ja kein Wort des Apostels verlieren möchte; er redete von Gott, von der Liebe, vom Glauben, vom Gebet, u. dergl. Dies Alles ging der Jungfrauen so zu Herzen, daß sie mit unaussprechlicher Freude erfüllt, erweckt, und zu Christo bekehrt wurde, und da sie sahe, daß viele Leute, auch Jungfrauen in des Onesiphorus Haus gingen, so wünschte sie auch dahin zu gehen, um auch den Mann zu sehen und von Person kennen zu lernen, der so schön redete. Das Alles war ihrer Mutter gar nicht recht, und da sie sie nicht vom Fenster wegbringen konnte, so ließ sie den Thamyris, ihren Bräutigam, rufen. Dieser kam voller Freuden, indem er glaubte, es würde von der Hochzeit die Rede seyn, allein Theokli a beantwortete ihm seine Frage, wo denn seine Thekla sey? mit den Worten: Mein lieber Thamyris, die sitzt nun schon seit drei Tagen am Fenster, und ist nicht von da wegzubringen; denn da drüben in Onesiphorus Haus ist ein fremder Mann, der verführerische und betrügerische Dinge lehrt, da hörte sie nun Tag und Nacht zu, und vergißt Essen und Trinken; ich begreife nicht, wie ein solches schamhaftes und eingezogenes Mädchen sich gar nicht sagen lassen will; es ist aber deine Thekla nicht allein, die sich so irre führen läßt, ganz Ikonien ist in Bewegung, denn es gehen allerlei Männer und Frauen dahin, und lassen sich von dem Mann unterrichten; er sagt: man müsse nur einen Gott allein fürchten, und ein keusches Leben führen. Wirklich hängt auch jetzt noch meine Tochter im Fenster wie eine Spinnwebe, und ist nicht von da wegzubringen. Die Reden des Mannes haben sie entsetzlich eingenommen, denn sie gibt gar genau Acht auf das was er sagt, und dadurch ist sie eben gefangen worden; gehe du doch einmal zu ihr, lieber Thamyris, und sprich mit ihr, denn sie ist ja deine Braut; er ging hin, umarmte und küßte sie, und sprach: Meine liebe Thekla! warum

siehest du so, als ob du in die Erde sinken wolltest, warum bist du so bestürzt? Kehre dich doch zu mir, deinem Bräutigam, schäme dich doch; daß du an dem fremden Manne hängst! Die Mutter machte ihr auch Vorwürfe, sie sagte: warum siehst du so auf die Erde, meine Tochter! und gibst keine Antwort, als ob du deiner Sinnen nicht mehr mächtig wärest; sie weinte, Thamyris auch, und das ganze Haus wurde traurig. Thekla aber kehrte sich an das alles nicht, sie blieb am Fenster und gab nur Acht, was drüben vorging, und was da gesprochen wurde.

Thamyris wurde darüber aufgebracht, er lief hinunter auf die Gasse, um zu sehen, wer bei dem Onesiphorus aus und ein ginge; indem er so da stand, kamen eben Demas und Hermogenes heraus, die mit einander in einem scharfen Wortwechsel waren. Thamyris fragte sie: was habt ihr miteinander, ihr Leute? — sagt mir's, und was ist das für ein Mann da in dem Haus? der die Seelen der Jünglinge und Jungfrauen verführt, daß sie sich nicht verheirathen, sondern ledig bleiben sollen? Ich will euch viel Geld geben, wenn ihr mir redlich sagt, was es für eine Bewandtniß mit ihm hat, denn ich bin der Vornehmste in der Stadt. Demas und Hermogenes antworteten: Wer er so eigentlich ist, das wissen wir nicht, allein das ist gewiß, daß er den jungen Gesellen ihre verlobte Bräute, und den Jungfrauen ihre versprochene Männer entziehet: denn er sagt: wo ihr nicht keusch bleibt, und euer Fleisch unbefleckt bewahrt, so wird die Auferstehung euch nicht zu gut kommen. Thamyris lud die Männer ein, in sein Haus zu kommen, und mit ihm zu essen. Dies thaten sie. Er gab eine kostbare Mahlzeit, und den edelsten Wein zum Besten, und bat sie, ihm zu sagen, was denn der fremde Mann eigentlich für eine Lehre führe, denn er müsse das wissen, er habe seine Thekla von Herzen lieb, und seye sehr bekümmert, daß sie da an dem fremden Mann hinge, er sorge sehr, um seine Braut zu kommen. Demas und Hermogenes riethen ihm, er möchte ihn vor den Kommandanten kommen lassen, und

ihn als einen Volksverführer und Aufwiegler verklagen, der würde ihn nach den kaiserlichen Gesetzen aus dem Weg schaffen, denn diese duldeten die Anhänger Christi nicht; dann würde er seine Braut bekommen, und sie würden ungehindert lehren können, daß die Auferstehung im Kinderzeugen bestehe, und daß man dann auferstehe, wenn man Gott erkannt habe.

Dem Thamyris war das ganz recht; er wurde mit Wuth gegen Paulum und seine Lehre erfüllt, und ging des folgenden Morgens in Begleitung der Obersten, des Kerkermeisters und eines großen Haufen Volks mit Spießen und Stangen in des Onesiphorus Haus, und sagte zum Apostel: Du hast Ikonien verkehrt, und meine Braut Thekla verführt, daß sie mich nun nicht heirathen will; komm! wir wollen zum Kommandanten Castellio gehen, dort wollen wir die Sache ausmachen. Nun schrie der ganze Haufe Volks: Schafft den Zauberer fort, denn er hat auch unsere Weiber mit seiner Lehre verwirrt, und das gemeine Volk hängt ihm in großer Menge an; nun führten sie Paulum zum Kommandanten, wo ihn Thamyris folgendergestalt verklagte: Mein Herr Präsident! ich weiß zwar nicht, wer der Mensch ist, das aber weiß ich, daß er den Jungfrauen das Heirathen nicht zulassen will, verhöre ihn darüber, warum er solches lehre. Der Kommandant rief Paulum zu sich und sprach: Wer bist du, und was lehrest du? Du hörst, warum man dich verklagt! Paulus antwortete: Der eifrige und gerechte Gott, der keines Dinges bedarf, und der dennoch nach dem Heil der Menschen begierig ist, der hat mich gesandt, daß ich sie von der verderblichen Lust und Unreinigkeit abziehen soll, damit sie nicht weiter sündigen mögen. Eben deßwegen hat Gott sein Kind Jesum Christum gesandt, welchen ich verkündige, und von dem ich lehre, daß die Menschen an Ihn glauben und auf Ihn hoffen sollen. Dieser allein hat mit der verführten Welt ein Mitleiden gehabt, damit die Menschen nicht länger unter dem Gericht seyn dürften, sondern den Glauben und die Furcht Gottes, die Erkennt-

niß dessen, was sich geziemet, und die Liebe der Wahrheit erlangen möchten. Thue ich nun Unrecht, mein lieber Herr Kommandant! daß ich das lehre, was mir von Gott geoffenbaret worden ist? Der Kommandant antwortete darauf nichts, sondern befahl, den Apostel in Fessel zu schließen, und ihn im Gefängniß zu bewahren, bis er Zeit bekäme, ihn weiter zu verhören.

Thekla erfuhr, daß man den göttlichen Lehrer, an dem ihre Seele hing, gefangen gesetzt habe. Sie nahm also ihre Ohrgehänge, ging in der folgenden Nacht zum Thürhüter, und gab sie ihm, damit er sie hinausließe, dann brachte sie dem Kerkermeister einen silbernen Spiegel, damit er ihr erlaubte, den Gefangenen zu besuchen. Nun setzte sie sich zu seinen Füßen, und hörte die großen Thaten Gottes verkündigen; und da Paulus gar keine Furcht für dem Leiden hatte, sondern mit freudiger Zuversicht auf die Hülfe Gottes hoffte, so wurde ihr Glaube so sehr vermehrt und gestärkt, daß sie die Fessel des Apostels küßte.

Es ist natürlich, daß man des andern Morgens bald die Thekla vermißte, sie wurde allenthalben gesucht, und nicht gefunden, endlich erfuhr man von dem Thürhüter, daß er sie hinausgelassen habe, und von der Gefängnißwache, daß sie bei dem fremden Gefangenen seye.

Thamyris und die Hausbedienten der Thekla gingen also hin, und fanden sie zu seinen Füßen sitzen; nun gingen sie wieder heraus, brachten eine Menge Volks zusammen, und zeigten dem Kommandanten an, was geschehen sey. Dieser ließ nun Paulum wieder vor's Gericht bringen. Thekla aber blieb auf der Stelle sitzen, wo sie bisher gesessen hatte; der Kommandant aber befahl, daß man sie auch bringen sollte. Sie ging hüpfend für Freude zum Gericht.

Als nun Paulus vorgeführt wurde, so schrie der Haufe noch mehr als vorher: Weg mit dem Zauberer! der Kommandant aber kehrte sich nicht daran, sondern hörte gern, was Paulus vom Herrn Christo und seiner Lehre und Thaten erzählte. Und um mit Glimpf und Ehre der Sache

ein Ende zu machen, so ließ er die Thekla vor sich kommen, und fragte sie: Warum willst du denn nach den Gesetzen der Ikonier den Thamyris nicht heirathen? Sie antwortete kein Wort, und sahe nur Paulum mit unverwandten Augen an. Darüber wurde ihre Mutter Theoklia rasend, und rief: Laßt das gottlose Mensch verbrennen! laßt sie, da sie nichts vom Heirathen hören will, mitten auf dem Schauplatz verbrennen, damit alle Weiber, welche durch dieses Menschen Lehre bezaubert worden sind, dadurch abgeschreckt werden mögen, ihren Männern die schuldige Pflicht zu versagen. Der Kommandant ließ nun Paulum geiseln, und aus der Stadt jagen; die arme Thekla aber verdammte er zum Feuer, und befahl, daß dies Urtheil alsofort vollzogen werden sollte; er verfügte sich also auf den Schauplatz und alles Volk lief herzu, um das jämmerliche Schauspiel anzusehen. Die fromme Jungfrau sahe sich nach dem Paulus um wie ein Lamm, das sich in der Wüsten verirrt hat, den Wolf kommen sieht, und sich nach dem Hirten sehnt. Da sie nun so unter dem Volk hin und her schaute, so erblickte sie den Herrn, der ihr in der Gestalt Pauli erschien, und sie dachte: der Apostel ist gekommen, um zu sehen, wie du dich im Leiden beträgst; indem sie aber so starr hinschaute, so fuhr die Erscheinung gen Himmel, und verschwand vor ihren Augen. Während der Zeit trugen die Jünglinge und Jungfrauen fleißig Holz und Stroh herzu, und machten den Scheiterhaufen fertig.

Thekla wurde nun nackend herzu geführt, der Kommandant erstaunte über ihre Schönheit, er erbarmte sich über sie, und die Thränen floßen ihm die Wangen herab, allein das Urtheil durfte er nicht widerrufen. Nun schrie das Volk: Thekla sollte auf den Scheiterhaufen steigen; sie bezeichnete sich mit dem Kreuz, und stieg hinauf; das Volk zündete den Holzstoß an; so stark aber auch das Feuer brannte, und in die Höhe loderte, so berührte es doch die fromme Jungfrau nicht, zugleich entstund ein Platzregen, mit einem Erdbeben, das Feuer löschte aus, und die Erde

spaltete sich, so daß viele hineinstürzten, und umkamen; Thekla war nun frei und ging fort, um Paulum zu suchen.

Dieser aber hatte sich mit Onesiphorus, dessen Frau und Kindern in einem Grabmal am Wege von Ikonien nach Daphne versteckt, wo sie fasteten und für die Erhaltung der guten Thekla beteten. Endlich aber fingen die Kinder an über Hunger zu klagen; da nun Niemand Geld hatte, so zog Paulus seinen Rock aus, gab ihn einem Knaben, und befahl ihm in die Stadt zu gehen, und Brod dafür einzukaufen; der Knabe ging und holte Brod, und etwas Gemüse; als er nun wieder zurück kam, so fand er die Thekla; mit freudigem Erstaunen rief er: Thekla, wo willst du hin? — Ich suche Paulum, ich bin aus dem Feuer errettet worden. — Nun so komm, ich will dich zu ihm führen. Sie ging also mit ihm, und als sie in die Grabes-Höhle kamen, so fanden sie alle auf den Knien liegen und beten. Thekla stellte sich hinter Paulum und sprach: Du Herr, unser Herrscher! der du Himmel und Erde gemacht hast, du Vater deines geliebten und heiligen Kindes Jesu! ich danke dir, daß du mich aus dem Feuer errettet hast, damit ich Paulum sehen möge! Freudig dankten nun alle dem Allmächtigen, daß Er seine arme Dienerin so gnädig erhalten hatte; dann setzten sie sich, und hielten ihre sparsame Mahlzeit miteinander, indem sie sich von Christo, seiner Lehre und Thaten recht angenehm und erbaulich unterhielten.

Nun sprach Thekla zu Paulo: Laß dir gefallen, daß ich dir nachfolge, wo du hingehst. — Er antwortete: es sind jetzt greuliche Zeiten, du aber bist eine schöne Weibsperson, du könntest in noch härtere Versuchungen gerathen, als die vorige. Sie versetzte: Gib mir nur das Siegel, das in Christo ist, so wird mich keine Versuchung berühren. — (Vermuthlich verstund sie die Taufe unter diesem Siegel.) — Habe nur Geduld, du sollt der Gabe Christi theilhaftig werden. —

Wenn die Apostel Jemand tauften, so bekam er auch den heiligen Geist.

Paulus schickte nun den Onesiphorus mit den Seinigen wieder nach Haus. Er aber nahm die Thekla zu sich und reiste wieder nach Antiochien in Pisidien. Nun wohnte aber ein sehr reicher und vornehmer Mann in dieser Stadt, der bei der Regierung alles vermochte, er hieß Alexander und war gebürtig aus Syrien. Dieser begegnete dem Paulus und der Thekla auf der Gasse, als sie eben in die Stadt kamen; auf einmal wurde der Mann sterblich in die Thekla verliebt, er bot also dem Apostel Geld und Geschenke an, wenn er ihm die Jungfrau überlassen wollte. Paulus aber sprach zu ihm: Ich habe dieser Person nichts zu befehlen, sie ist nicht mein.

Nun umarmte sie Alexander und küßte sie. Thekla sträubte sich, suchte zu Paulo zu kommen, und schrie jämmerlich: Thue mir als einer Fremden keine Gewalt an, ich bin eine Dienerin Gottes, eine der vornehmsten Jungfrauen in Ikonien und von dort verjagt worden, weil ich den Thamyris nicht heirathen wollte. Als sich aber Alexander nicht daran kehrte, und mit ihr rang, so zerriß sie ihm seine Kleider und riß ihm seine Krone vom Kopf herunter. Hierüber wurde er wüthend, nahm Leute zu sich und führte sie zum Kommandanten, und da sie alsbald frei heraus bekannte, daß alles wahr sey, wessen man sie beschuldigte, so machte der Kommandant kurzen Prozeß mit ihr, und sprach ihr das Urtheil, daß sie den wilden Thieren vorgeworfen werden sollte. Dies Urtheil fanden die Weiber in der Stadt entsetzlich hart, man murrte allgemein darüber, allein das kümmerte den stolzen Römer keinen Augenblick, es blieb dabei. Thekla bat nun um die Gnade, daß ihre Keuschheit bis zur Vollziehung des Urtheils geschützt werden möchte. Nun war eine reiche Frau in der Stadt Namens Tryphäna, deren Tochter Falkonilla gestorben war, dieser gab man die Thekla in Verwahrung bis

zur Vollziehung des Urtheils; beide lebten so vergnügt miteinander, als es in solchen traurigen Umständen möglich war.

Als nun der Tag kam, daß Thekla von den Thieren zerrissen werden sollte, so wurde sie auf den Kampfplatz geführt, und eine grimmige Löwin auf sie losgelassen, allein das wüthende Thier kam ganz gelassen zu ihr, legte sich nieder, und leckte sanft ihre Füße. Dies machte bei der ganzen Menge des Volks einen tiefen Eindruck, und Jedermann erkannte, daß das Urtheil zu hart und ungerecht seye. Thekla wurde also für diesmal frei, und Tryphäna nahm sie mit Freuden wieder zu sich.

Nun erschien dieser Frauen des Nachts ihre verstorbene Tochter Falkonilla, und sagte zu ihr: Meine liebe Mutter! die fremde Thekla soll bei dir meine Stelle vertreten, denn durch ihre Fürbitte kann ich in den Ort der Gerechten versetzt werden. Des Morgens erzählte dies Tryphäna der Thekla, welche alsofort ihren Wunsch erfüllte und für die Verstorbene betete. Die Mutter freute sich darüber, nur trübte der Gedanke ihre Freude, daß Thekla noch immer nicht frei gesprochen war.

Des andern Morgens kam wieder Alexander, um die Thekla zum Schauplatz abzuholen, denn er war eigentlich der Mann, der diese schrecklichen unmenschlichen Spiele anzuordnen hatte.

Tryphäna aber ließ sie ihm nicht ausfolgen, denn es kam ihr höchst ungerecht und grausam vor, daß man eine solche unschuldige fromme Jungfrau von wilden Thieren wollte zerreißen lassen, und ob sie gleich eine Heidin war, so betete sie doch zu dem Gott der Thekla, daß Er sie wieder erretten möchte. Alexander mußte also unverrichteter Sache abziehn, allein das half nicht, denn nun schickte der Kommandant Soldaten, die sie mit Gewalt holten; als sie nun wieder auf den Kampfplatz kam, so entstand ein gewaltiges Getümmel unter dem Volk, denn man erkannte allgemein, daß das Urtheil ungerecht und zu hart sey;

man hatte sie des Kirchenraubs beschuldigt, aber kein Mensch wußte den wahren Grund von der Sache.

Tryphäna begleitete die Thekla, denn sie sagte: habe ich meine Falkonilla zum Grabe begleitet, so will ich auch meiner Thekla die nämliche Liebe erzeigen, und da sie die Jungfrau fest in ihren Armen hielt, so mußte man sie losreißen, und nun führte man sie nackend auf den Platz, und ließ Löwen und Bären auf sie los; allein die Löwin, die ihr zum erstenmal die Füße geleckt hatte, kam auch jetzt, stellte sich vor sie, und zerriß den Bären, der sie anfallen wollte; hierauf ließ Alexander seinen eigenen Löwen, der gewohnt war Menschenfleisch zu fressen, auf sie los, auch mit diesem kämpfte die Löwin so lang, bis beide Thiere auf dem Platz todt blieben. Jetzt fing alles Volk an zu jammern und zu wehklagen, denn es war nun kein Beschützer mehr da. Thekla stand mit gen Himmel gereckten Händen und betete; als man nun wieder viele wilde Thiere auf einmal los ließ, so rief sie: Wohlan, nun ist es Zeit, daß ich mich taufe, dann sprang sie in einen Teich, der an den Kampfplatz stieß, und sprach: In deinem Namen, mein Herr Jesus Christus! taufe ich mich an meinem letzten Lebenstag! Die Weiber und das Volk riefen ihr zu, sie sollte doch nicht in's Wasser springen, allein es war geschehen. Doch ertrank sie nicht; es waren aber auch gefährliche Seekälber in dem Teich, deßwegen fürchtete das Volk, diese Ungeheuer möchten ihr Schaden zufügen, allein das geschah nicht, denn ein gewaltiger Blitz schlug in das Wasser, so daß die Seekälber todt auf der Oberfläche schwammen, dann senkte sich eine lichte Wolke über die Jungfrau, so, daß man sie nicht sehen konnte, sie ging nun wieder aus dem Teich, und nun wurden wieder viele grimmige Thiere auf sie losgelassen, allein sie waren alle wie schläfrig, denn das Volk warf eine ganze Menge Spezereien und wohlriechende Sachen in den Kampfplatz, von denen die Thiere wie betäubt waren.

Man hätte denken sollen, Alexander hätte nun Spek-

takels genug gehabt, allein er hatte noch einen höllischen Fund ausgedacht, der ihm gewiß nicht mißlingen sollte; er sprach also mit dem Kommandanten, und sagte: Ich habe noch zween recht grimmige wilde Ochsen, an diese wollen wir die Thekla anbinden. Der Kommandant war des Quälens müde, er seufzte und antwortete: Thue was du willst. Nun banden sie die Thekla bei den Füßen zwischen die Ochsen, nahmen dann glühende Eisen, womit sie die Ochsen wüthend machten; sie brüllten und sprangen, aber der heiligen Jungfrau geschahe kein Leid; indessen hatten sich die Stricke vom glühenden Eisen entzündet und fielen ab, die Ochsen liefen fort, und Thekla blieb unversehrt.

Jetzt entstand ein großer Lärm und Bewegung unter dem Volk, denn Tryphäna war von alle dem Jammer, der ihr Herz überwältigte, wie todt darnieder gesunken; da sie nun eine sehr vornehme Frau und Verwandtin des Kaisers war, so wurde dem Alexander sehr bang, denn er fühlte nun, wie grausam und ungerecht er mit Thekla verfahren hatte, und fürchtete mit Recht, daß der Kaiser den Tod seiner Base schrecklich ahnden würde. In voller Angst bat er also den Kommandanten, er möchte das Mensch gehen lassen, und wegschicken, denn er fürchte sehr, er und die ganze Stadt könnten durch diese Geschichte sehr unglücklich werden. Dem Kommandanten war das ganz recht, er ließ die Thekla kommen, und fragte sie: Wer bist du, und was hat es für eine Bewandtniß mit dir, daß dich kein Thier anrühren will? — sie antwortete: Ich bin eine Dienerin des lebendigen Gottes, und diese Bewandtniß hat es mit mir, daß ich an seinen Sohn Jesum Christum glaube, an welchem Gott der Vater ein Wohlgefallen hat, um deswillen hat mich kein Thier angerührt. Denn dieser ist allein der Weg des ewigen Heils, und der Grund des unsterblichen Lebens; eine Zuflucht den Bedrängten, eine Ruhe den Bedrückten, eine Hoffnung und Schutz denen, die keine Hoffnung haben; und

damit ich alles zusammenfasse: wer nicht an Ihn glaubt, der wird nicht leben, sondern in die Ewigkeiten sterben.

Nun ließ ihr der Kommandant ihre Kleider wiedergeben, die sie anzog und sprach: Gott, der mich bekleidet hat, als ich nackend zwischen den Thieren stand, bekleide dich mit Heil am Tage des Gerichts! Hierauf erhielt sie ein Dekret vom Kommandanten: Theklam die Dienerin Gottes gebe ich euch los. Hierüber entstand ein allgemeiner Jubel, in welchem auch Tryphäna wieder zu sich selbst kam, sie fiel der Thekla um den Hals, herzte und küßte sie. Das Volk aber, und besonders die Weiber, riefen wie aus einem Munde: Der Gott der Thekla ist der einzige wahre Gott. Tryphäna aber sprach: Nun glaube ich, daß eine Auferstehung der Todten ist, nun glaube ich, daß meine Tochter lebt; komm her, meine Tochter Thekla! in mein Haus, ich will dir all' mein Vermögen verschreiben.

Thekla nahm die Einladung an, aber nur einige Tage auszuruhen, die sie dazu anwendete, der Tryphäna und ihrem ganzen Haus das Evangelium zu verkündigen; die edle Frau wurde auch eine wahre Christin, und viele ihrer Mägde und Bedienten wurden bekehrt.

Nun erwachte in der heiligen Jungfrau das Verlangen, wieder zu Paulo zu kommen, um sich noch ferner in der Lehre von Christo unterrichten zu lassen; und als sie erfuhr, daß er zu Myra in Lycien wäre, so machte sie ihr Oberkleid so zurecht, daß es wie ein Mannskleid aussahe, gürtete sich und machte sich nun auf den Weg. Als sie nach Myra kam, so redete eben Paulus zum Volk, sie stellte sich in der Versammlung ihm gerade gegenüber. Paulus und seine Begleiter erschraken, als sie sie sahen, denn er fürchtete wieder eine neue Versuchung. Thekla merkte das und sprach: Paulus! ich habe die Taufe empfangen, derjenige, der bei dir kräftig gewesen ist in der Verkündigung des Evangelii,

der hat auch in mir kräftig gewirkt zu meiner Abwaschung. Nun führte sie der Apostel in das Haus eines gewissen Hermes, wo sie ihm ihre ganze Geschichte erzählte. Paulus und seine Begleiter freuten sich sehr, sie verwunderten sich, lobten und preisten Gott. Nun sprach Thekla weiter: ich will wieder nach Ikonien in meine Vaterstadt gehen; der Apostel billigte das und sagte: gehe hin und lehre das Wort Gottes! nun nahm sie Abschied und reiste nach Ikonien, wo sie ihre Mutter noch am Leben fand, Thamyris aber war gestorben. Als sie in ihr elterliches Haus kam, so betete sie: Herr, du Gott dieses Hauses, da mich dein Licht erleuchtet hat! Jesus du Sohn des lebendigen Gottes, der du mein Helfer gewesen bist im Feuer, mein Helfer unter den wilden Thieren, du bist allein Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit! Nun wendete sie sich zu ihrer Mutter Theoklia, allein sie konnte nichts bei ihr ausrichten, alles Zureden war vergeblich. Daher ging sie wieder aus der Stadt und zu dem Grabmal, wo sie ehemals Paulum gefunden hatte; hier weinte, flehte und betete sie, daß ihr doch der liebe Gott den Weg zeigen möchte, den sie gehen sollte; als sie wieder heraus ging, so sahe sie vor sich eine lichte Wolke, und sie bekam die Ueberzeugung, daß sie dieser Wolke folgen müßte; mit dieser Begleitung kam sie in die große und berühmte Stadt Seleucia; da sie aber sahe, und sich auch erinnerte, wie groß und abscheulich da der Götzendienst sey, so ging sie wieder heraus und die Wolke führte sie auf den Berg Kalamon, wo sie eine Höhle fand, in welcher sie einkehrte. Hier lebte sie nun viele Jahre und erduldete viele und schwere Versuchungen.

Bei aller ihrer Einsamkeit und Eingezogenheit wurde doch ihr Daseyn und ihr Aufenthalt bekannt. Die Neugierde zog viele Weiber dahin, denen sie dann das Evangelium verkündigte, wodurch viele erweckt und bekehrt wurden. Verschiedene entschloßen sich auch zu einem solchen einsamen Leben und leisteten ihr Gesellschaft. Ihre hohe Tugend

und Heiligkeit machte in der ganzen Gegend großes Aufsehen, und da sie besonders die Gabe hatte, Kranke durch Handauflegen und Beten gesund zu machen, so brachte man täglich aus der Nähe und Ferne Kranke zu ihr, die sie gesund betete. Hier verbrachte sie ihre Lebenszeit in einem heiligen Wandel, Ausbreitung des Evangelii und unaufhörlicher Wohlthätigkeit.

Daß ihr die Aerzte nicht hold waren, das läßt sich leicht denken, und dieses Hasses bediente sich endlich der Feind des menschlichen Geschlechts, um sie zu Fall zu bringen. Denn als eines Tages die Aerzte versammelt waren, so geriethen sie auf den Einfall, die Thekla müsse eine geweihte Jungfrau der großen Göttin Diana seyn, durch deren Kraft sie solche Wunderkuren verrichtete; es käme also nur darauf an, sie dieser Eigenschaft und dieses Vorzuges zu berauben, so würde sie keine Kranke mehr gesund machen können; diesen abscheulichen Anschlag beschloßen sie auszuführen, sie bestellten also verschiedene grobe heillose Buben, die sie trunken machten, und ihnen viel Geld versprachen, die stürmten nun auf den Berg und polterten an der Thür der Höhle, Thekla machte die Thür auf und sagte: was wollt ihr Kinder? sie aber stürmten auf sie los und suchten sie zu überwältigen; nun sprach sie: ich bin ein elendes altes Weib, aber auch eine Dienerin Jesu Christi, wartet, liebe Kinder! damit ihr die Herrlichkeit Gottes sehen möget; dann betete sie inbrünstig um Rettung, und nun kam eine Stimme vom Himmel: Fürchte dich nicht, Thekla! du meine treue Dienerin! ich bin bei dir, siehe, was sich vor dir öffnet, da soll deine Wohnung seyn, und da sollst du in Gnaden heimgesucht werden. Thekla sah eine Oeffnung im Felsen, da flohe sie hinein, und hinter ihr schloß sich die Oeffnung zu. Sie war neunzig Jahr alt als sie so heimgeholt wurde. Ihr Andenken war in den ersten Jahrhunderten heilig, und noch immer wird in der katholischen Kirche am 23. September dies Andenken erneuert.

23.

Sulamith.

Eine orientalische Erzählung.

Adoni, der arme Hirte, saß am rauschenden Felsenbach; sein Horn, womit er die zerstreute Heerde zusammenrief, hing am dürren Ast, und seine arme Hirtentasche ruhte neben ihm; sie enthielt wenige genießbare Wurzeln, kaum hinreichend den schwarzen Hunger zu stillen. Barfuß in einem alten zerlumpten Kittel, der eben seine Blöße bedeckte, saß er da, und flocht einen Korb von Trauerweiden, die er mit Mühe zusammengesucht hatte, und mit heißen Thränen benetzte. Er suchte sich durch diese Arbeit nach und nach ein Kleid zu verdienen, um sich gegen Regen und Frost schützen zu können; aber selten gelang ihm seine Bemühung: er brachte nie etwas ganz Brauchbares heraus; dies bekümmerte ihn dergestalt, daß er darüber seine natürliche Schönheit verlor, und es hatte das Ansehen, daß er mit der Zeit die Auszehrung bekommen und sterben würde. Tief aus der Seele stiegen ihm heiße Seufzer empor, die sich in dem lauten Jammergeschrei auflösten: O du Gott der Götter! hast du vergessen barmherzig zu seyn, und hörest du das Geschrei der Elenden nicht mehr? — ich armer Weise habe keinen Vater als dich, und es scheint, als wenn auch du mich vergessen hättest. Erbarme dich über mich! —

In dem Augenblick trat ein Mann im Reiskleid vor ihn hin; er schien ein Jüngling zu seyn, sein Angesicht war verhüllt, und ein himmelblauer Mantel hing auf seinen Schultern; er hieß Hieron. Schweigend sah Hieron den Hirten an, endlich sagte er mit gemäßigter Stimme: armer Jüngling! — warum weilst du in dieser heulenden Einöde, wo du dem Hunger, den wilden Thieren und der ganzen Härte der rohen Natur ausgesetzt bist?

Aboni sahe ihn mit Befremden an und antwortete: Würdiger Fremdling! sage mir, wo soll ich hin? — ich weiß ja keinen Ort der Welt, wo ich zu Haus bin, und wo ich Freunde hätte, die mich aus meiner Noth retten könnten. — Weißt du Rath und Hülfe für mich, o so erbarme dich meiner und hilf mir!

Hieron. Hast du nie etwas von dem Königreiche Aetherion gehört, und weißt du nicht, daß Alle, deren Eltern hierher verwiesen worden, weil sie schwere Verbrecher waren, begnadigt sind, und wieder in ihr Vaterland zurückkehren können?

Aboni. Ach ja, das weiß ich sehr wohl, es ist mir von Jugend auf viel davon erzählt worden.

Hieron. Warum hast du dich denn nicht schon längst auf den Weg gemacht?

Aboni. Weil er so beschwerlich und gefährlich ist; und dann hat man mir auch gesagt, man wisse noch nicht gewiß, ob auch das alles wahr sey, was von dem Land Aetherion in den Büchern stehe.

Hieron. Nun so will ich dir denn sagen, daß ich ein Bürger des Königreichs Aetherion bin, und daß die Bücher noch lange nicht so viel Schönes von diesem Land sagen, als du wirklich daselbst finden wirst, wenn du dir anders die Mühe geben willst, dahin zu reisen.

Aboni. Aber werde ich armer zerlumpter Bettler auch dort aufgenommen werden?

Hieron. Das kommt blos auf dein Betragen auf der Reise an.

Aboni. Wie muß ich mich denn betragen?

Hieron. Du mußt dich durch keine Lockung, sie mag auch noch so viele Glückseligkeiten versprechen, von deiner Reise und von deinem Wege abwendig machen lassen; du darfst keine Gefahr scheuen, sondern du mußt sie muthig bekämpfen; und dann darfst du auch nirgend verweilen, sondern du mußt immer fort eilen; wirst du in dem Allem treu seyn, so wirst du so glücklich werden, daß du keinen König auf der ganzen Erde zu beneiden Ursache hast.

Aboni. Ist das aber auch alles wahr, was du mir da sagst?

Hieron. Ich will dich begleiten, und wie du auf dem Wege fortrückest, so wirst du von dieser Wahrheit immer mehr überzeugt werden. Ich heiße Hieron, und bin ein Diener des Königs von Aetherion. Ich hörte dein klägliches Seufzen; dies bewog mich, dich anzureden, und dir mit Rath und That beizustehen.

Aboni. Ach, ich danke dir! Ja ich will in Gottes Namen die Reise antreten — aber wo nehme ich Kleider und Schuhe her?

Hieron. Komm mit mir, so wie du da stehst; wenn du mir in allem treulich folgst, so werde ich auch für alles sorgen, was du bedarfst.

Aboni. Siehe, hier bin ich! ich folge dir, wohin du mich führen wirst.

Hieron. Lieber Aboni! du ahnest dein Glück nicht, das auf dich wartet, wenn du Wort hälst; aber sey treu und standhaft. Jetzt folge mir auf dem Fuße nach; wir müssen dort die Felsenkluft hinanklimmen.

Aboni. Aber wer hütet nun meine Ziegen?

Hieron. Die werden ihren Hirten finden, folge du mir nach!

Hieron faßte seinen Stab mit starker Hand und schritt vorwärts, Aboni folgte ihm mit seinem Hirtenstock nach. Die Felsenkluft war eng, steil und schauerlich; dazu ging Aboni barfuß auf den schroffen Felsen und zerbröckelten Steinen, so daß seine Füße bald blutig wurden; er ermüdete endlich und rief: O Hieron! ich kann nicht mehr!

Hieron sahe ihn durchdringend an und sprach: Aboni, das sind Kleinigkeiten; fasse Muth, bald sind wir droben; wer wird denn so bald an Kraft ermatten und an Unterstützung verzweifeln? Aboni stieg immer hinter seinem Begleiter her, die Kluft war so eng und tief, daß man kaum erkennen konnte, wohin man den Fuß setzte; Aboni weinte und seufzte immer hinter seinem Führer her, aber er stieg fort, ungeachtet seine Füße bluteten und sehr schmerzten.

An einem sehr steilen und mühseligen Platz schlupfte seitwärts eine schreckliche Schlange aus einem Loch hervor; Aboni prallte vor Schrecken zurück, Hieron aber schlug sie mit dem Stab auf den Kopf, daß sie wieder zurück fuhr, jetzt stutzte Aboni und sagte: wie kann ich in diesem fürchterlichen Wege weiter gehn? — Du mußt! sagte Hieron sehr ernst und feierlich, und drohte ihm mit dem Stab. Aboni seufzte tief und folgte. Bald kam eine schöne weibliche Figur von der Seite her geschlichen, sie lispelte Aboni in's Ohr: laß dich den strengen Mann nicht irre führen, komm mit mir, ich will dich glücklich machen! Aboni wankte, — indem aber bemerkte er, daß dieses schöne Weib von hinten her eine Schlange war, er eilte also vorwärts, klammerte sich fest an Hieron an, und ließ sich von ihm fortschleppen. Hieron faßte ihn am Arm, und trug ihn fast, bis sie endlich auf eine Ebene kamen, die mit einem schönen grünen Rasen überwachsen war, auf welchem der arme Aboni mit seinen wunden Füßen erquickend fortwandelte, und sich nun freute, daß dieser böse Weg schon zurückgelegt war. Bald kamen sie an eine von außen unansehnliche, aber ziemlich große Wohnung. Hier müssen wir einkehren, sagte Hieron. Du bedarfst der Reinigung und der Heilung deiner Füße, auch sonst noch eins und anderes; folge mir nach!

Hieron zog eine Schelle an der Thür, bald wurde sie aufgemacht; nun kam ein starker Mann mit einem ernsthaften Gesicht zum Vorschein; dieser zog den armen Aboni ganz aus; nahm dann einen Schwamm, tunkte ihn in ein

scharfes Seifenwasser, und rieb ihn damit über den ganzen Leib, wodurch er vollkommen rein wurde; dann verband er ihm auch seine Füße mit einem Balsam, der in den Wunden zwar heftig schmerzte, aber sehr heilsam war; hierauf gab er ihm Brod und Wein zur Stärkung, und brachte ihn dann in ein Bett zur Ruhe.

Des folgenden Morgens stand Aboni gesund und gestärkt auf, aber nun fehlte es an Kleidern — bald kam der ernsthafte starke Mann, und brachte ihm eine ganze Kleidung von Haupt bis zu Fuß, die er nun mit großer Freude anzog, wobei er aber die drohende Erinnerung bekam, wenn er sie beschmutzte, oder zerriß, oder gar ablegte, so würde er bei seiner Ankunft im Lande Aetherion schrecklich gestraft werden; dies sey die Uniform des Königs, in der man allenthalben in seinem Reich erscheinen müsse.

Jetzt fing Aboni an Muth zu fassen; bis dahin hatte er noch immer einen geheimen Zweifel gehabt, ob es auch mit dem Lande Aetherion seine Richtigkeit habe? Dieser Glaube wurde aber nun vollends dadurch gestärkt, daß ihn Hieron in Begleitung des ernsten Mannes, welcher der Hauswirth war, in ein schönes Zimmer führte, und ihm da durch ein Fenster die Aussicht gegen Morgen zeigte, welche unaussprechlich groß und schön war: denn das Haus lag auf einem sehr hohen Berge; nun zeigte man ihm auch durch ein Fernrohr im weitesten Horizont gegen Osten die Gebirge Aetherions; ihn däuchte, er könne die Schönheit des Landes, auch prächtige Städte und Schlösser erkennen. Jetzt jubelte er in hoher Freude und sagte: mit festem Muth will ich dahin reisen, und keine Gefahr fürchten. Freund Hieron! du wirst mich begleiten und mir beistehen. Aber werde ich auch dort als Bürger aufgenommen werden, und meinen Unterhalt finden?

Hieron. Du mußt dem König ein Geschenk von kostbaren Juwelen bringen; je größer und schöner dies Geschenk ist, desto größer und schöner werden auch die Güter, und desto größer wird auch die Ehre seyn, die man dir dort erzeigen wird. Aboni rang die Hände, weinte laut,

und antwortete: wie kann ich ärmster aller Armen ein solches Geschenk bringen; ich besitze ja keinen Heller — ich konnte mir ja nicht einmal ein paar Schuhe, geschweige eine Kleidung anschaffen.

Hieron. Darüber beruhige dich! ich will dich unterrichten, wie du dazu gelangen kannst: so oft du auf deiner Reise eine schöne gute Handlung ausübst, so oft gebe ich dir einen Stein, dessen Werth sich verhält, wie der Werth deiner That, aber so oft du auch einen Fehler machst, mußt du mir einen Stein wieder zurückgeben. Durch diese Uebung wirst du immer mehr an Tugend und Rechtschaffenheit zunehmen, und also der Bürgerschaft Aetherions würdig werden.

Aboni freute sich hoch, und versetzte: ich will mein Bestes thun und alle meine Kräfte anwenden; aber lieber Freund! du mußt mich auch in Allem unterrichten!

Hieron. Daran soll es nicht fehlen, sey nur vorsichtig! der Weg ist schmal, und an vielen Orten sehr gefährlich, aber nur für den, der sich gern umsieht, neugierig ist, und alles besehen und erforschen will; für den der immer vor die Füße sieht, und genau den Fußtritten seines Führers folgt, ist auf dem ganzen Wege nichts zu fürchten.

Aboni. Ich will das alles getreulich beobachten, und dir auf der Ferse nachfolgen, führe du mich nur.

Jetzt brachte nun der Hauswirth einen Schild, ein Schwerdt und einen Helm; den Helm setzte Hieron dem Aboni auf den Kopf, und schnallte ihn unter dem Kinn fest, das Schwerdt gürtete er ihm an die Seite, und den Schild gab er ihm an den linken Arm; dann empfing er auch noch einen starken und langen Reisestab, unten mit einer Spitze versehen, womit man sich über Spalten in Felsen oder Eis, auch über Wassergraben hinschwingen konnte. Hieron nahm über das alles noch einen starken Bogen, einen großen Köcher voller Pfeile und etwas Nahrung, nebst Arzneimitteln mit, um sich deren im Nothfall bedienen zu können.

Nachdem sich beide so ausgerüstet hatten, so traten sie

ihre Reise an, wozu ihnen der Hauswirth vielen Segen wünschte. Anfänglich führte der Weg eine abhängige Wiese hinab, dann aber wurde er sehr schmal und so steil abwärts, daß Aboni vor Angst zitterte und bebte. Freilich sah er immer starr vor seine Füße, und hielt sich genau an die Fußstapfen seines Führers, aber er konnte sich doch nicht enthalten, oft seitwärts zu schielen, und wenn er dann die Abgründe entdeckte, an deren Rand er hinwankte, so überfiel ihn Zittern und Beben, und dann strengte er sich an, nichts zu sehen als die Fußtritte seines Führers. Ach Hieron! fing er endlich an, ich ermatte, ich wanke und kann keinen sicheren Tritt mehr thun! — Hieron gab ihm eine Herzstärkung aus seiner Flasche, redete ihm freundlich zu und sagte: Sey getrost, lieber Aboni! bald sind wir unten, und dann wird's besser. Es währte auch wirklich nicht lange, so wurde der Weg bequemer, und sie gelangten in ein schönes Wiesenthal, das sich weithin erstreckte, und an welchem die gebahnte ebene Straße hinlief.

Hier war es dem guten Aboni wohl, aber nun fing der Helm an seinen Kopf zu drücken; um ihn also ein wenig zu lüften, schnallte er ihn unter dem Hals los. Indem bemerkte er einen großen Adler, der nahe über ihm hin und her flog, und ehe er sich's versahe, faßte der Adler den Helm mit seinen Klauen und flog damit in die Luft. Flugs nahm Hieron den Bogen, legte den Pfeil an, und schoß den Adler, daß er den Helm fallen ließ, und dann sterbend herunter flatterte. Aboni lief schnell hin, holte den Helm, setzte ihn auf und schnallte ihn fest.

Hieron. Siehst du nun, wie vorsichtig man auf diesem Wege seyn muß?

Aboni. Der Helm drückte mich so sehr an den Kopf, daher wollte ich ihn etwas lüften, ich werde mich aber nun besser in Acht nehmen.

Gegen Mittag fing die Hitze an sehr lästig zu werden, daher kehrten unsere Reisende in einem einsamen, schönen Haus ein, das mehr einem Schloß als einem Gasthof ähnlich war. Hier wurden sie freundlich aufgenommen, sie

fanden da eine glückliche Familie, die sich von ihren Gütern nährte, und gegen alle Vorbeireisende sehr gastfrei und wohlthätig war. Unsern beiden Reisenden wurde ein heiteres Zimmer angewiesen, aus welchem sie eine angenehme Aussicht über das Thal hin hatten, dahin brachte man ihnen auch ein wohlzubereitetes Mittagsmahl und einen kühlen erquickenden Trank. Indem nun beide vergnügt auf einer Ruhebank beisammen saßen, und sich mit Speise und Trank erquickten, so zog Hieron einen großen ledernen Beutel hervor, gab ihn Aboni und sagte: den schnalle an deinen Gürtel fest, damit du ihn nie verlierst, und nun gebe ich dir hier drei Steine, die ich dir, für dein behutsames Herabsteigen vom Berge, zugedacht habe; da du aber mit deinem Helm eine Unvorsichtigkeit begingst, so nehme ich einen wieder zurück, die übrigen zwei aber verwahre nun sorgfältig in deinem Beutel. Aboni besahe die Steine, sie schienen ihm so schlecht und von geringem Werth zu seyn, er sagte daher: Ach wie werde ich mit solchen Geschenken bestehen können? Hjeron antwortete: der Werth der Steine, die ich dir gebe, verhält sich genau wie der Werth deiner Handlungen, die du ausübst; indessen sieht der König nicht so sehr auf den Werth des Geschenks, als auf die Gesinnung des Herzens, mit der es gegeben wird; verwahre du sie wohl, und für das Uebrige laß mich dann sorgen. Aboni fuhr fort: ich sahe diesen Morgen in dem schönen Zimmer eine Krone, daran waren viele Steine, die in allen Farben herrlich strahlten; nun sagte man mir, diese Steine seyen solche Juwelen, wie man sie dem König zum Geschenk bringen müsse. Verzeihe mir, Lieber! die Steine, die du mir gegeben hast, sehen schmutzig dunkel aus, sie strahlen gar nicht. Hieron lächelte, und versetzte: bekümmere du dich darum gar nicht; es ist dem König nicht um deine Geschenke zu thun, denn er ist überschwenglich reich, sondern er will nur daran erkennen, inwiefern man seiner Gnade sich würdig gemacht habe, um darnach auch die Aufnahme und Anstellung in seinem Reich bestimmen zu können. Sey du nur aufmerksam auf deine Reise und auf deinen Weg,

damit du nicht strauchelst und kein Unglück bekommst, für die Juwelen laß mich dann sorgen. Aboni gab sich zufrieden, und als nun der Tag anfing kühler zu werden, so machten sie sich wieder auf den Weg.

Nach und nach wurde das Thal enger, und verlor sich in einem dunkeln Wald, wo der Weg kaum gebahnt, und also übel zu finden war, zudem ging nun die Sonne unter, und es fing an immer finsterer zu werden, so daß man endlich keine Hand mehr vor den Augen sehen konnte. Aboni wurde zaghaft und sagte: ach Hieron, wie komme ich hier fort, ich kann dich ja nicht mehr sehen, geschweige den Weg! Hieron lispelte ihm zu: sey muthig und getrost, aber rede ja nicht laut, denn es sind viele Räuber in diesem Wald, auch fehlt es an wilden reißenden Thieren nicht; indessen hast du aber nichts zu fürchten, wenn du nur im Weg bleibst, und mir auf der Ferse folgest; dann nimm auch dein Schwerdt in die Hand! Kaum waren sie noch einige Schritte weiter gegangen, so sahen sie seitwärts nicht weit vom Wege einige Kerls um ein Feuer sitzen; diese, als sie das stille Fortwandeln unserer Reisenden vernahmen, fuhren schnell auf, und liefen auf sie zu. Leise sagte Hieron zu Aboni: stehe nur fest, bleib' auf dem Weg, halte den Schild vor, damit dich kein Pfeil trifft, und schwinge dann dein Schwerdt mit starker Hand hinter dir hin und her; beleidige nicht, sondern vertheidige dich nur, für das Uebrige laß mich sorgen. Während Hieron das sagte, hatte er auch schon seinen Bogen ein paarmal gespannt, und ein paar Pfeile unter den Haufen los gedrückt; diese muthige Gegenwehr machte die Räuber stutzig, sie wichen zurück und setzten sich wieder zu ihrem Feuer; unsere Reisenden aber verfolgten ihren Weg.

Nach einigen Minuten Gehens hörten sie seitwärts in der stockfinstern Nacht ein leises klägliches Winseln, es war der Ton eines weiblichen Wesens, das schwer leidet. Aboni bemerkte das, ach Hieron, sagte er: darf ich nicht zusehn, wer da leidet, vielleicht könnte ich der leidenden Person helfen?

Hieron. Dein Vorsatz ist sehr löblich, aber du darfst keinen Schritt vom Weg thun.

Aboni. Verzeih', lieber Freund! ich meine aber doch, der Weg einen Unglücklichen zu retten, sey niemals um, und der Weg, der bei ihm vorüber geht, sey niemals der rechte.

Hieron. Freund Aboni, diese Antwort habe ich von dir nicht erwartet. Du fängst deine Reise gut an; jetzt aber folge mir. Das was du da hörst, ist die lockende Stimme eines fürchterlichen Ungeheuers, das dich verschlingen würde, wenn du dich ihm nahtest.

Aboni. Das ist erschrecklich! wie leicht kann aber da ein unwissender Reisender unglücklich werden.

Hieron. Darum muß auch jeder, der diese Reise mit Glück machen will, einen sichern Führer haben.

Aboni. Kann denn das Ungeheuer nicht kommen und uns anfallen?

Hieron. Nein! nicht fern von uns ist eine starke Verzäunung von Pallisaden.

Ungeachtet der stockdicken Finsterniß setzten sie doch ihren Weg ziemlich schleunig fort; es währte aber nicht lange, so fühlte sich Aboni von hinten her mit starkem Arm umschlungen, und nun wurde er auch gewahr, daß Jeman[d] den Schild von seinem linken Arm zu winden suchte, da e[r] aber seinen rechten Arm, mit dem er das Schwerdt tru[g] frei hatte, so setzte er seinen Reisestab mit dem starke[n] Stachel in den Boden, und faßte ihn fest mit der linke[n] Hand; dann schwang er sich rechts um, indem er mit de[m] Schwerdt einen Hieb führte; dadurch rang er sich nic[ht] allein los, sondern er entfernte auch seinen Feind, der ih[n] verließ und ächzte.

Hieron. Du hast dich brav gehalten, lieber Aboni[.]

Aboni. Ich wüßte doch eben nicht, daß ich da etwa[s] Sonderliches gethan hätte.

Hieron. Desto besser; aber gib wohl Acht, ich se[he] da etwas kommen, das uns zu schaffen machen wird.

Aboni. Ja wenn ich nur sehen könnte! mein Muth wächst zusehends.

Indem sie so sprachen, trabte ein grimmiger Löwe auf der rechten Seite herzu, er brüllte fürchterlich, und richtete sich auf, um den Hieron mit seinen ausgebreiteten Vorderklauen zu fassen. Hieron schritt etwas zurück, Aboni zückte sein Schwerdt und hieb dem Löwen mit einem gewaltigen Streich die beiden Vordertazzen ab. Die Bestie sank nieder, und die Reisenden gingen weiter.

Hieron. Aber sage mir doch, Aboni, du bist ein gewaltiger Mensch, das hätte ich hinter dem armen Hirtenjungen nicht gesucht, wie kommst du zu der Tapferkeit?

Aboni. Lieber Freund! ich wundere mich über deine Frage: ein Hirte, der in der Wüsten hütet, hat mit Räubern und wilden Thieren gar oft zu thun, dergleichen Vorfälle sind mir nicht fremd. Aber ich bin so müde und schläfrig; diesen Feind fürchte ich mehr, als alle Räuber und Ungeheuer.

Hieron. Halte dich nur eine kleine Zeit munter, so sind wir in der Herberge. Aber schließe ja die Augen nicht.

Nach und nach überfiel aber doch eine gewisse schläfrige Ermattung den guten Aboni dergestalt, daß er anfing in die Knie zu sinken und zu straucheln. Hieron bemerkte dies, er suchte ihn also zu ermuntern, faßte ihn unter dem Arm und unterstützte ihn. Auf einmal bekam Aboni einen schrecklichen Schlag über den Kopf, daß er taumelte, indessen schützte ihn der Helm, daß ihm kein Schaden zugefügt werden konnte. Ueber dem Schlag verging ihm aller Schlaf; auf dem Fuß drehte er sich um, und führte einen so gewaltigen Hieb vorwärts, daß der Feind entfloh.

Aboni. Das vertreibt einem den Schlaf.

Hieron. Siehst du, wie nöthig einem auf dieser Reise gute Waffen sind! — Besonders ist dein Schwerdt vortrefflich; aber ich muß dir auch zu deiner Beruhigung sagen, daß du gut damit umzugehen weißt, fahre nur so fort!

Nun währte es etwa noch eine Viertelstunde, bis sie an eine hohe Mauer kamen, in welcher ein verschlossenes

Thor war; hier zog Hieron eine Glocke, bald fragte inwärts einer, wer seyd ihr? — Hieron antwortete: Nach Aetherion Reisende! — Jetzt ward die Pforte geöffnet, man ließ sie hinein, und schloß dann wieder zu. Der Pförtner war ein gar sanfter und freundlicher Mann, er führte die beiden Pilger in einen Saal, wo der Herr des Hauses mit seiner Familie saß; sie hatten eben zu Nacht gegessen, und waren im Begriff schlafen zu gehen, denn es war fast elf Uhr, jetzt aber blieben sie den Reisenden zu Gefallen noch auf, und unterhielten sie auf eine liebliche Weise. Zugleich wurden delikate Speisen und Getränke aufgetragen, an denen sich Hieron und Aboni recht labten.

Nun erkundigte sich der Hausvater, ob ihnen im Walde keine Gefahren aufgestoßen seyen? — Hieron erzählte alles, und vergaß nicht das Lob seines Reisegefährten zu verkündigen, dies verbat sich aber Aboni, indem er sagte: Lieber Freund! das sage ich dir ein für allemal, erzähle durchaus nichts von mir, das sind ja lauter Kleinigkeiten. Wenn sich meine Geschenke verhalten sollen, wie der Werth meiner Handlungen, so werde ich übel aufgenommen werden, aber ich rechne auf die Gnade des Königs; wenn du ihm sagst, daß ich immer gethan hätte, was ich konnte, so wird er ja barmherzig seyn, und mir irgendwo ein Plätzchen anweisen, wenn es auch gering ist.

Hieron redete ihm freundlich zu, tröstete ihn, und versprach für ihn zu sorgen, hierauf gingen sie alle beide zur Ruhe.

Als sie des Morgens sanft geschlafen und ausgeruh hatten, so standen sie auf, zogen sich an, und genoßen das Frühstück. Jetzt zog Hieron sieben schwere Steine hervo und sagte: Aboni, nimm diese Steine und verwahre si wohl, sie sind dir Zeugen deines Wohlverhaltens am gest rigen Tage. Aboni nahm sie traurig an und erwiederte: Ach wie schmutzig und dunkel sehen sie aus! — aber i weiß auch sehr wohl, daß ich keine bessere verdiene. Hiero antwortete: sey ruhig und erfülle nur immer deine Pflich für das Uebrige laß mich sorgen.

Nun nahmen beide Reisende Abschied von den freundlichen Leuten, und begaben sich wieder auf den Weg; die Witterung war sehr schön, der Weg bequem, und allmählig aufwärts führend. Jetzt freute sich Aboni hoch, daß er auf der Reise war; beide Pilger unterredeten sich lieblich, Hand in Hand, miteinander; indessen führte der Weg immer gemächlich aufwärts, bis sie endlich auf eine sehr erhabene Höhe gelangten, von welcher man Aussichten genoß, die über alle Vorstellung gingen. Jetzt nimm dich in Acht! fing Hieron bedeutend an; denn eben dieser schöne Weg ist gerade einer der gefährlichsten; du darfst wohl Blicke in die weite schöne Natur thun, aber du mußt ja nicht vergessen, immer vor die Füße zu sehen, und keinen Schritt still stehen. Dort in der Ferne vor uns siehst du die Gebirge des Landes Aetherion, weide deine Augen oft an diesem herrlichen Anblick, aber auch nur Augenblicke lang; damit du nicht vergessest, vor deine Füße zu sehen, und hüte dich, daß du keinen Schritt lang still stehest.

Aboni. Ich begreife doch nicht, wie hier Gefahr seyn kann! — unterrichte mich doch, lieber Freund! worinnen sie bestehe, damit ich mich desto besser in Acht nehmen könne.

Hieron. Du hast wohl mit einem Blick die schöne Burg da oben vor uns hier auf dem Hügel gesehen? aber sieh' ja nicht wieder dahin!

Aboni. Ja ich sah sie und wollte dich eben fragen, wer da wohne?

Hieron. Ich will dir die ganze Beschaffenheit erzählen: auf dieser Burg wohnt ein sehr reicher und mächtiger Edelmann, der ein Todfeind unseres Königs ist, und daher alle, die nach Aetherion reisen, mit List zu fangen, und dann zu seinen Sklaven zu machen sucht. Da er nun aber keine Gewalt brauchen darf, denn das würde ihm übel bekommen, so bedient er sich folgendes Mittel: allenthalben läßt er längs dem Wege ein kleines, kaum zu bemerkendes Kraut säen oder pflanzen, welches sehr stark und angenehm riecht.

Aboni. Den Geruch habe ich schon bemerkt.

Hieron. Wenn man nun stille steht, um den Geruch recht zu genießen, oder gar das Kraut aufsucht und abbricht, so überfällt einem ein Schwindel, dann eine Betäubung und Ohnmacht; der Reisende fällt nieder, und da auf der Burg immer Wachen ausgestellt sind, die auf die Reisenden merken, so entdecken sie einen solchen Unglücklichen bald; er wird alsdann abgeholt und auf die Burg gebracht. Das Schlimmste dabei ist, daß solche Leute Lebenslang schwach am Verstand bleiben, indessen der Tyrann weiß sie zu brauchen, sie dienen ihm als Sklaven.

Aboni. Das ist schrecklich! jetzt rieche ich es wieder, laß uns eilen!

Hieron. Es gibt auch viele Reisende, denen der Geruch besonders angenehm ist, und die deswegen langsamer gehen; diese bekommen allmälig eine Art Lähmung, so daß sie nur sehr schwer und langsam fortschleichen können, und endlich doch entweder liegen bleiben, und dem Feind in die Hände gerathen; oder wenn sie ihren Weg getreulich fortsetzen, so werden sie an der Gränze des Reichs in ein Hospital gebracht, wo sie eine schwere und langwierige Kur auszuhalten haben, bis sie gesund sind, und dann auch endlich aufgenommen werden.

Aboni. Ach laß uns eilen! jetzt riech' ich es schon wieder sehr stark! und ich spüre etwas Schwindel.

Hieron. Da nimm einen Schluck aus dieser Flasche, und dann schnell hinter mir drein! bald sind wir aus dieser gefährlichen Gegend heraus.

Nach einer guten halben Stunde gelangten sie an einen ziemlich starken Bach, über den eine schmale Brücke hinüber führte; Hieron ging voran, Aboni aber fing an zu schwanken. Ach Freund! hilf mir, ich schwindle — das verwünschte Kraut hat mir den Kopf eingenommen.

Hieron. Bücke dich nieder, schließ die Augen zu, und krieche auf allen Vieren, so wirst du glücklich herüberkommen.

Aboni folgte diesem Rath, und so gelang es ihm; indessen war ihm doch der Kopf so eingenommen, daß er wie ein Trunkener hin und her taumelte, daher ihn sein Be-

gleiter oft aus seiner Flasche stärken wußte, bis ihm der Schwindel nach und nach ganz verging.

Von hier an war der Weg wieder ordentlich und bequem, daher beflügelten auch die beiden Pilger ihre Schritte, so daß sie an diesem Tage eine große Strecke zurücklegten. Gegen Abend gelangten sie auf ein schönes fruchtbares Feld, das allenthalben angebaut war, und auf dem viele Menschen thätig waren und arbeiteten. Wer sind denn diese fleißigen Leute? fragte Aboni.

Hieron. Diese sind im Dienste unseres Königs, denn der große schöne Meierhof, der dort auf der Höhe liegt, gehört Ihm, wir werden auch da übernachten.

Aboni. Was sagst du Freund! sind wir denn schon so weit — sind wir schon nahe an der Gränze?

Hieron. Eigentlich gehört dein Vaterland und das ganze Land, wodurch wir gereist sind, dem König, allein da es immer von mancherlei Rebellen verwüstet, und unsicher ist, so nimmt Er gerne solche in's Reich Aetherion auf, die freiwillig zu Ihm kommen wollen, und sich der Herrschaft der Aufrührer entziehen.

Aboni. Warum vertilgt Er aber die Aufrührer nicht von der Erde?

Hieron. Das wird Er zu seiner Zeit gewiß thun, jetzt hat Er aus weisen Ursachen noch Geduld mit ihnen.

Indem sie so fortwandelten, und mit einander redeten, nahte sich ihnen ein wohlgekleideter Mann, der auch die Uniform des Königs trug, sie aber mit allerhand Flitterstaat und Bändern ausgeputzt hatte. Wer ist dieser? fragte Aboni. Leise antwortete Hieron: der ist einer von den Aufsehern über die Arbeiter, hüte dich vor ihm, und folge ihm durchaus nicht. Indem trat der Aufseher herzu und sagte: Gott grüß dich Hieron! was bringst du da für einen Pilger?

Hieron. Halte uns nicht auf, es wird sonst Nacht, ehe wir auf die Herberge kommen.

Er. Höre du junger Mann! komm mit mir! ich kann dich glücklich machen! du kannst hier in den Dienst des

Königs kommen und ein sehr vornehmer Herr werden. Dann lispelte er Aboni noch leise in's Ohr: traue doch dem Führer nicht, den du da bei dir hast, er ist ein gemeiner Mensch, und kann dich bei dem König nicht empfehlen. Aboni stutzte über diese Rede, und er glaubte nicht besser thun zu können, als daß er sie seinem Freunde Hieron von Wort zu Wort wieder sagte. — Schamroth eilte der Verläumder weg, und Hieron drückte Aboni die Hand, küßte ihn durch den Schleier, den er immer vor dem Gesichte trug, und sagte: das soll dir nicht unvergolten bleiben! — aber laß uns eilen, damit uns die Nacht nicht überfalle.

Sie gingen also schnell die Höhe hinan, und als sie zur Pforte des Meierhofes hineinschritten, empfingen sie den lezten Strahl der untergehenden Sonne; der Meier war ein ansehnlicher und reicher Mann, er nahm unsre Reisenden freundlich auf, und erkundigte sich bei Hieron, wer sein Begleiter sey? — Hieron erzählte ihm Aboni's Geschichte und gab ihm das beste Lob, so daß ihm der Meier mit freudigem Lächeln die Hand drückte, und sagte: Sey mir willkommen, lieber Freund! halte nun auch redlich aus, und vollende deine Reise so vorsichtig und so treu, wie du sie angefangen und bisher fortgesezt hast, du ahnest nicht, welch' ein Glück dann auf dich wartet.

Aboni. Ach, lieber Herr! meine Steine sind aber so schlecht und gar unansehnlich, wie darf ich es wagen, damit dem König ein Geschenk zu machen?

Der Meier. Laß mich sie sehen!

Aboni gab ihm schamroth seinen Beutel hin; der Meier ging, sie zu probiren und auf die Wage zu legen; bald kam er wieder und sagte: sey zufrieden! du wirst zu Gnaden aufgenommen werden; eben dein Bekenntniß, daß sie zu schlecht seyen, gibt ihnen in den Augen des Königs den höchsten Werth.

Hieron. Für dein heutiges schönes Betragen lege ich dir hier noch einige große Steine in deinen Beutel.

Aboni. Ach, auch diese sind noch viel zu schlecht, sie schimmern ja gar nicht und sind auch noch sehr schmuzig.

Nun speisten sie mit dem Meier an seinem Tisch und legten sich dann zur Ruhe.

Als sie des Morgens aufgestanden waren, so führte Hieron seinen Aboni an's Fenster und zeigte ihm die schöne Aussicht; siehst du nun, sagte er mit zärtlich liebreicher Stimme, das Land Aetherion? du hast nun nicht weit mehr.

Aboni. Ach, wie unaussprechlich herrlich! — welche Städte und welche Schlösser! — Ach, wenn wir nur schon da wären!

Hieron. Darum wollen wir nun auch wieder die Reise antreten; du wirst aber noch schwere Proben auszuhalten haben, ehe du in's Land kommst; aber sorge nicht! folge du nur treulich meinem Rath, so hast du nichts zu fürchten.

Jetzt nahmen sie Abschied von dem Meier, der Aboni freundlich die Hand bot, und dann eine glückliche Heimreise wünschte; ihm war auch so innig wohl, daß er auf dem Wege Loblieder sang, und seine Schritte beschleunigte. Kaum hatten sie eine halbe Stunde zurückgelegt, als sie an einen steilen Abhang kamen, den sie hinabsteigen mußten; nun war aber der Weg sehr schlüpfrig, so daß Aboni immer ausglitschte, und in Gefahr war, in den Abgrund zu stürzen, der sich an der linken Seite befand; er nahm sich zwar sehr in Acht, und bediente sich seines Reisestabs fleißig, allein die Gefahr war doch so groß, daß er anfing zu zittern und zu zagen, und seinen Freund Hieron um Rath und Hülfe bat; dieser redete ihm freundlich zu, empfahl ihm Vorsicht, und faßte ihn dann an der Hand, um ihm vollends hinab zu helfen, welches dann auch endlich, wiewohl mit großer Angst und Mühe, gelang. Indessen war nicht viel damit gewonnen, denn nun mußten sie durch ein sehr enges und tiefes Thal wandern, von dem man das Ende nicht sahe, und was noch das Schlimmste war, es hatte sich ein düsterer stinkender Nebel hinein gelagert, so daß man kaum Odem holen konnte; hier wehte kein erquickendes Lüftchen, und wenn Aboni nur ein paar

brachten Aboni in eine schöne Ruhekammer, welche hier in der Nähe war, und kehrten dann wieder zurück auf ihren Posten.

Bald erwachte Aboni, er befand sich wohl und jugendlich gestärkt; vor seinem Bett stand Hieron, der nun auf einmal den Schleier und den Mantel ablegte und mit himmlischem Lächeln auf Aboni hinblickte — mit freudigem Schrecken sah dieser einen jungfräulichen Engel im Lasurgewand da stehen, er schlug die Hände zusammen und rief: Mein Herr und mein Gott! hast du mich eines solchen Führers gewürdigt? Wie kann ich dir das verdanken? — aber du bist nun mein Hieron nicht mehr, wer bist du dann?

Sie. Ich bin Sulamith, eine Tochter des Königs, und deine ewige Freundin; mein Beruf ist, Menschen glücklich zu machen, und darinnen fühle ich meine Würde und meine Seligkeit.

Hierauf zog sie Aboni's schmutziges Kleid hervor und besprengte es mit einer blutrothen Tinctur, die es alsofort wie ein Lichtstrahl durchdrang, und alle, auch die kleinsten Fleckchen tilgte, so daß nun das Kleid einen himmlischen Glanz bekam; so mußte es nun Aboni anziehen, der für Freude und hoher Empfindung außer sich war; aber nun meine Steine! sagte er mit trauriger Miene.

Lächelnd und schweigend nahm Sulamith einen großen krystallenen Becher; füllte ihn mit der blutrothen Tinctur, warf dann einen Stein nach dem andern hinein, und so wie sie sie wieder herauszog, strahlten sie ein so herrliches siebenfarbiges Feuer, daß es sterbliche Augen nicht ertragen konnten. Aboni jubelte für Freude und sagte: wie komme ich armer unwürdiger Hirtenjunge zu einer solchen Ehre und Herrlichkeit? — ich darf meine Augen für Beschämung nicht aufheben.

Sulamith antwortete: eben diese Gesinnung bewegt mich, dir noch ein besonderes Geschenk zu machen; damit zog sie ein prächtiges Diadem von orientalischen Perlen hervor, setzte es ihm auf sein Haupt und sprach: so aus-

gerüstet darfst du nun vor dem König erscheinen; Er wird dich sehr gnädig empfangen, und dir eine Seligkeit gewähren, von der du dir keine Vorstellung machen kannst; jetzt komm! wir wollen zu seinem Throne eilen, und ihm für seine unüberschwengliche Gnade ewigen Dank opfern.

Liebe Leser! könnt ihr dies Räthsel errathen? aber auch in allen seinen Theilen errathen? — Wohl dem, der es aus Erfahrung kann! aber selig ist der, der es auch bis zum Perlendiadem und zum Anbeten vor dem Thron aus Erfahrung kann! — Glückliche und gesegnete Reise!

24.

Philomenes.

Eine orientalische Erzählung.

In Ephesus wohnte Glycea, eine arme Wittwe, die sich mit Nähen und Spinnen ärmlich nähren mußte; sie hatte einige Kinder, die größtentheils noch unerzogen waren; unter diesen befand sich ein Knabe, der von Geburt an außerordentliche Gaben und vortreffliche Anlagen zeigte; da ihn nun seine Mutter nicht beschäftigen und eben so wenig seinen Talenten gemäß erziehen konnte, so suchte der arme Knabe bald hie, bald da unterzukommen, und da wo er konnte, Jemand Dienste zu leisten, um die nothdürftigsten Kleider und Nahrung zu bekommen. Einstmals als er für einen Fischer Fische in die Stadt tragen mußte, und ihm das Gefäß mit Wasser, das er mit den Fischen auf dem Kopf trug, zu schwer wurde, so hub er es ab, setzte es auf den Boden, dann setzte er sich dabei nieder und weinte; indem kam der Oberpriester der Göttin Diana bei ihm vorbei, er blieb stehen und fragte: Knabe, warum weinst Du?

Der Fischer Theophöbus hat mir befohlen, diese Fische in sein Haus zu tragen, aber sie sind mir zu schwer.

„Wie heißest du?"

Philomenes.

„Wer bist du denn, Knabe?"

Ich bin ein Sohn der Wittib Glycea.

„Die kenne ich wohl, sie ist eine brave Frau; da bring' dies Geld dem Fischer Theophöbus, laß dann die Fische hier stehen, und komme zu mir, du kennst mich doch?

Mein Herr! ich kenne dich nicht.

„Ich bin Eumenes, der Oberpriester der großen Diana der Epheser.

Der Knabe lief, was er laufen konnte, brachte dem Fischer das Geld, der seine Fische zurückholte, und ging dann in die Stadt zum Oberpriester; dieser trug ihm nun einige geringe Dienste auf, die er im Tempel zu verrichten hatte; dafür belohnte er ihn so reichlich, daß er auch seiner armen Mutter noch etwas abgeben und sie unterstützen konnte; dies that er aber auch treulich, er lebte sehr sparsam, und alles, was er erübrigen konnte, das trug er nach Haus zu seiner Mutter und zu seinen Geschwistern.

Als er einige Jahre diesen Dienst versehen hatte, und ungefähr 18 Jahr alt war, so kamen zwei Kaufleute nach Ephesus, der eine war von Tyrus, und der andere von Cäsarea in Palästina, diese kamen, um den Dianentempel zu besehen; denn ob er gleich von Herostratus Zeiten her in den Ruinen lag, so war er doch noch immer der Mühe werth, von Fremden gesehen und besucht zu werden. Diesen zwei Kaufleuten zeigte Philomenes alles Sehenswürdige des Tempels und der Stadt. Während dem Herumgehen hatten die zwei Kaufleute folgendes Gespräch mit einander:

Kleon, der Tyrier, fing an und sagte: Man muß doch gestehen, daß die Griechen in der Baukunst und in der Bildhauerkunst außerordentlich geschickte und große Meister gehabt haben.

Simon, der Jude aus Cäsarea, antwortete: Ja! das ist wahr, das Schöne, Nette wissen sie gut zu treffen, sie kopiren das Schönste der Natur sehr genau, aber sage mir doch, macht nicht unser Tempel zu Jerusalem, so wie er da auf dem Felsen steht, einen tiefern und bleibendern Eindruck als alle griechische Pracht-Tempel, gemeiselte Götter und Göttinnen?

Kleon. Ich bin ein paarmal auf Ostern zu Jerusalem gewesen, und ich gestehe dir, daß mich das Erhabne des Tempels, seine unbeschreibliche Pracht, und das Geheimnißvolle, Ernste und Majestätische eures Gottesdienstes tief gerührt hat.

Simon. Bei einem Menschen, der nur einiges Gefühl hat, kann das nicht fehlen.

Kleon. Aber verzeihe mir, lieber Simon! man sollte doch denken, bei einem solchen erhabenen, feierlichen Gottesdienst müßten die Menschen auch besser werden, als euer gemeines Volk ist; denn sage mir, Freund! seyd ihr Juden wohl um ein Haar besser als wir Phönizier? — Ich weiß nicht, was es mit eurem Juden-Gott für eine Bewandtniß hat; an unsre Götter glaub' ich nicht, ich weiß also von keinen vernünftigen Wesen als von den Menschen, und glaube auch an keine andere, aber davon bin ich doch überzeugt, daß wir Menschen anders werden müssen, als wir wirklich sind, wenn die Welt bestehen soll. Dazu sollte nun der Gottestdienst dienen, allein ich kenne keinen, der die Wirkung thut.

Simon. Wenn unser Gottesdienst die Wirkung nicht thut, so ist nicht er, sondern die Menschen sind Schuld daran; du sagst ganz recht, daß wir Juden im Ganzen nicht besser sind als ihr Phönizier, aber wenn wir die Länder der Heiden und der Juden von Haus zu Haus und von Hütte zu Hütte durchgehen und untersuchen würden, so würden wir doch finden, daß unter den Juden weit mehr wahrhaft tugendhafte Menschen lebten, als unter den Phöniziern.

Kleon. Du kannst recht haben; ich habe meines Berufs wegen viele Reisen in's jüdische Land gemacht, und bei allem Verderben viele rechtschaffene Menschen gefunden, mehrere und bessere als bei uns; allein was hilft das? Die ganze Masse der Menschheit ist und bleibt verdorben, und es wird nie etwas Rechts daraus.

Simon. Da denken wir Juden nun ganz anders, hast du unser Gesetz gelesen?

Kleon. Nein! gelesen habe ich's nicht, aber viel davon gehört; es sollen viele schöne und merkwürdige Sachen darinnen stehen.

Simon. Unsre Propheten haben schon vor mehreren Jahrhunderten geweissagt, es werde einmal in unserer Nation ein Mann erscheinen, der alle Nationen beherrschen und zu lauter guten, frommen Menschen bilden würde; da nun bisher alle Weissagungen der Propheten pünktlich eingetroffen sind, so wird auch diese Weissagung gewiß eintreffen.

Kleon. Ja, ein solcher Mann muß einmal auf die Welt kommen, wenn aus der Menschheit das werden soll, wozu sie — nach meiner Einsicht bestimmt ist.

Simon. Nach allen Winken, welche die Propheten in ihren dunkeln Aussprüchen geben, kann die Zeit nicht weit mehr entfernt seyn, wo dieser so sehnlich erwartete Beglücker der Menschheit erscheinen muß. Hast du etwas von Jesus von Nazareth gehört?

Kleon. Man spricht in unserer Stadt, in Tyrus, viel von diesem Wundermann, man sagt, er befehle den Krankheiten und den bösen Geistern, wie der Herr den Knechten, und sie gehorchten auf der Stelle. Allein man hat dieser Wundergeschichten unter allen Völkern viele, und wenn man sie genau untersucht, so ist nichts daran, ich glaube an dergleichen Dinge nicht.

Simon. Ich kenne Jesum von Nazareth, ich habe selbst seine Thaten gesehen, und seine Reden gehört; ich habe gesehen, wie er die schwersten Krankheiten durch einen Machtspruch heilt, und seine Reden sind so fremd und ungewöhnlich, als wenn sie aus einer andern Welt herkämen, aber sie sind wahr, sie gehen einem durch Mark und Bein, wer so lebt, wie er lehrt, der wird gewiß der vollkommenste Mensch.

Man erzählt bei uns, er habe einst auf einer Hochzeit einige Gefäße voll Wasser in recht guten Wein verwandelt, das ist doch zu arg, welcher vernünftige Mensch wird das glauben?

Simon. Nach dem, was ich selbst von Ihm gesehen habe, glaube ich's gar gerne.

Kleon. Aber sage mir, lieber Simon! wenn das Alles wahr wäre, so wäre er ja kein Mensch mehr, sondern ein Gott.

Simon. Er behauptet auch selbst, er sey der Sohn des einigen Gottes; und ich würde keinen Augenblick anstehen, ihn für den Weltbeherrscher, den wir Messias nennen, zu halten, aber er ist ein armer, geringer Handwerksmann, der von den Wohlthaten seiner Freunde lebt, und seine Eltern und Verwandten sind gemeine Leute; wie läßt sich bei solchen Umständen an einen Weltherrscher denken?

Kleon. Ein Mann, der bloßes Wasser in Wein verwandeln und Krankheiten durch bloße Befehle heilen kann, der hat auch wohl das Vermögen, sich Geld, Ehre und Ansehen zu verschaffen, wenn er es für gut findet. Der Jesus muß wohl seine weisen Absichten dabei haben, daß er so in der Welt auftritt; vielleicht will er nicht die Welt durch Waffen, sondern dadurch erobern, daß er alle zur Tugend leitet. Kurz, wenn ich wieder in euer Land komme, so muß ich ihn aufsuchen und kennen lernen.

Simon. Komm zu mir nach Cäsarea, wir gehen dann wohl zusammen, denn ich hab' auch keine Ruhe in meinem Herzen, bis ich mit dem Mann auf dem Reinen bin. So arm und gering er ist, so beträgt er sich doch in seinen Reden wie ein Mann, der Kaisern und Königen gebietet. Unsere Priester und Obrigkeiten schont er so wenig, wie Bauern und Bettler, aber im Umgang ist er so demüthig, daß er immer die unterste Stelle wählt, und mit den Kindern und armen Leuten gibt er sich am liebsten ab.

Während diesen Reden war Philomenes ganz Ohr; der Mann, der Wasser in Wein verwandeln, und Krankheiten durch ein bloßes Wort heilen konnte, füllte seine ganze Seele aus; er dachte, wer Wasser in Wein verwandelt, der kann auch Steine in Gold verwandeln, und wenn er die Armen so lieb hat, so würde er mir auch meine Bitte gewähren, und mir so viel Steine in Gold verwan-

dein, als ich nöthig hätte, um meine Mutter und Geschwister ordentlich damit zu ernähren. Ach! wenn ich doch bei dem Jesus wäre! Das war sein beständiger Wunsch. Gern wäre er mit den Kaufleuten gegangen, aber er hatte keinen Heller Geld, und wenn er wegging, so mußte seine Mutter darben. Dies wußte er, darum versuchte er es auch nicht, mit den Kaufleuten zu reden und ihnen seinen Wunsch zu entdecken. Sie gaben ihm ein gutes Trinkgeld, und reisten dann wieder fort.

Von nun an hatte Philomenes keine Ruhe mehr; immer lag ihm der jüdische Mann im Sinn, aber immer nur blos in Beziehung auf seine Mutter und ihre Armuth. An höhere Zwecke dachte er nicht, und wie konnte ein heidnischer Knabe in Ephesus zu der Zeit an höhere Zwecke denken! — Wenn ich nur so viel hätte, daß meine Mutter einige Monate leben könnte, so reiste ich nach Palästina zu dem Wundermann, ich weiß gewiß, er würde mir helfen, und Steine in Gold verwandeln.

Einstmals als ihn der Oberpriester hinaus in's Feld geschickt hatte, wohlriechende Kräuter zu sammeln, die man an gewissen Festen zum Opfern brauchte, — es war am Nachmittag gegen Abend — so sahe er ein paar hundert Schritte vor sich hin einen Jüngling in einer schimmernden Gestalt und fremder, unbekannter Kleidung. Ein freudiger Schrecken überfiel ihn, denn er glaubte einen von den heidnischen Göttern zu sehen; er erstaunte über dies unverhoffte, so seltne Glück, doch getraute er sich nicht, sich der Erscheinung zu nähern. Indessen winkte ihm der glänzende Jüngling, und kam auf ihn zu. Philomenes fiel auf seine Kniee, und bückte sich zur Erde. Der Jüngling richtete ihn auf, und sprach: Ich bin gesandt, dir zu sagen, daß du dem Gott aller Götter angenehm bist, bete täglich zu Ihm, und wandle vor Ihm, so werden deine Wünsche erfüllt werden; nun verschwand er. Philomenes stand da, wie in die Erde gewurzelt, endlich besann er sich, suchte und sammelte seine Kräuter, und ging nach Haus. Er erzählte dem Oberprie-

ster und seiner Mutter, was er gesehen hatte; sie verwunderten sich, und dachten nicht weiter darüber nach; aber bei dem Philomenes blieb's nicht bei dem Verwundern, sondern er dachte: was mir der Göttliche befohlen hat, das muß ich nothwendig befolgen. Unter dem Gott der Götter dachte er sich den Zeus. Zu diesem wendete er sich also täglich im Gebet, und suchte ihn immer im Andenken zu behalten. Doch konnte er den jüdischen Jesus nicht aus dem Sinne bringen, und es war ihm, als wenn seine Sehnsucht zu ihm noch immer zunähme.

In dieser Unruhe des Gemüths kam er auf den Gedanken, der Mann, der so viel von Jesus geredet hätte, seye ein Jude gewesen; da nun auch einige Juden in Ephesus wohnten, so wollte er sie besuchen und sie fragen: ob sie etwas von Jesus wüßten? Er ging also zu einem Namens Ephron, welcher in der ganzen Stadt für einen braven Mann gehalten wurde; er fand ihn im Garten hinter seinem Haus in einer Laube sitzen; er fing also an:

Lieber Herr Ephron! Du wirst mir verzeihen, daß ich dich besuche und dir vielleicht beschwerlich falle. Vor einiger Zeit waren zween Kaufleute aus Syrien hier, wovon der eine ein Jude aus Cäsarien war; dieser erzählte von einem Wundermanne, der auf einer Hochzeit Wasser in Wein verwandelt, und sonst viele merkwürdige Thaten verrichtet hätte; ich wollte dich nur fragen, ob du auch von ihm gehört hättest?

Ephron. Wer bist du, Jüngling, daß du zu mir, einem Juden, kommst und nach Sachen fragst, die euch Heiden sonst wenig interessiren?

Philomenes. Verzeihe, mein Herr! seitdem ich von diesem Manne gehört habe, hab' ich keine Ruhe mehr; nun ging ich gestern, um wohlriechende Kräuter zum Opfer zu suchen, und da erschien mir ein glänzender Jüngling, der sprach zu mir: Ich bin gesandt, dir zu sagen, daß du dem Gott aller Götter angenehm bist, bete täglich zu Ihm, und wandle vor Ihm, so wer-

den deine Wünsche erfüllt werden. Ephron erstaunte, sah den Jüngling starr an, und fragte: Wer bist du?

Philomenes. Ich bin ein Sohn der armen Wittwe Glycea, und diene im Tempel der Diana.

Ephron. Weißt du denn auch, wer der Gott der Götter ist, den du anbeten sollst?

Philom. Ich denke, daß es Zeus ist.

Ephron. Es ist der Gott, der Himmel und Erden, und Alles, was darinnen ist, auch die Menschen geschaffen hat.

Philom. Kennst du den Gott?

Ephron. Ja! ich und alle Juden kennen ihn; Er allein ist Gott, alle andere Götter sind entweder erdichtet, oder ehemals eben so elende, sündige und schwache Menschen gewesen, wie wir, die also jetzt unmöglich Götter seyn können.

Philom. Freilich! der Gott, der Himmel und Erde, Sonne, Mond und Sterne, und auch die Menschen geschaffen hat, der muß wohl der höchste, der Gott aller Götter seyn. Aber wie lerne ich ihn kennen?

Ephron. Der glänzende Jüngling hat dir's ja gesagt, du sollst zu Ihm beten, und vor Ihm wandeln.

Philom. Wie nenne ich Ihn denn, wenn ich zu Ihm bete?

Ephron. Nenne Ihn: Gott Israels! Schöpfer aller Dinge; aber höre, Jüngling! Du gedachtest vorhin eines jüdischen Wundermanns, der Wasser in Wein verwandelt habe, zu dem mußt du reisen, der wird dir sagen, was du thun sollst.

Philom. Kennst du den Mann?

Ephron. O ja! ich habe viel von ihm gehört, ihn auch einmal zu Jerusalem auf dem Osterfeste gesehen.

Philom. Sollte er wohl Steine in Gold oder Silber verwandeln können?

Ephron lachte laut, und antwortete: Er kann viel, aber ob Er das kann, das weiß ich nicht; aber warum fragst du so wunderlich?

Philomenes wurde betrübt, daß man über ihn lachte, und sprach: Wahrlich! wenn man eine Mutter und Geschwister hat, die Hunger und Durst leiden, nackend und blos sind, da darf man wohl nach einem Manne verlangen, der Steine in Gold oder Silber verwandeln kann.

Ephron. Verzeihe, guter Jüngling! das hatte ich nicht gewußt. Um deiner Mutter und Geschwistern Nahrung und Kleidung zu verschaffen, dazu bedarf's keiner Verwandlung der Steine in Gold oder Silber. Geh', hole deine Mutter hieher! Philomenes lief, was er laufen konnte, und holte sie. Der Erfolg von allem war, daß sich Ephron der Familie annahm und sie versorgte; aber der edle Mann war damit nicht zufrieden, sondern er sorgte auch für das Wohl des guten Philomenes; denn er ließ ihn zu sich kommen, und fragte ihn, hast du nun keine Wünsche mehr? Der glänzende Jüngling sagte dir, du solltest den Gott der Götter anbeten, und vor Ihm wandeln, so würden deine Wünsche erfüllt werden; deine Mutter und Brüder sind nun versorgt, prüfe dich genau, ob du nichts mehr auf dem Herzen hast!

Philom. Ruhig bin ich noch nicht, es ist etwas in mir, das sich nach dem Wundermann, dem Jesus von Nazareth sehnt.

Ephron. Höre, lieber Philomenes! Du mußt dich von deinen falschen Göttern zum wahren Gott bekehren, du mußt ein Jude werden, dann kannst du auch zu Jesu von Nazareth gehen, der wird dir dann weiter sagen, was du zu thun hast.

Philom. Ist es dann noch nicht genug, wenn man den Gott der Götter kennt, Ihn anbetet, und vor Ihm wandelt?

Ephron. Das eben wird dir Jesus, der Prophet von Nazareth, beantworten.

Diese letzten Worte hörte noch Aaron, ein anderer Jude, bei dem Eintritt in das Zimmer; er sprach: was hast du mit Jesus von Nazareth, hast du wieder Nachricht von Ihm?

Ephron. Ich bekam gestern einen Brief von meinem Vetter in Bethsaida, der schreibt mir Wunderdinge von Ihm, und daß die Pharisäer, Gesetzgelehrten und Obersten entsetzlich gegen Ihn aufgebracht seyen.

Aaron. Wahrscheinlich, weil Er ihnen die Wahrheit ohne Scheu in's Gesicht sagt.

Ephron. Freilich! mich soll nur wundern, wo das endlich hinaus will; ich fürchte für den Propheten, denn Er scheint mir der größte zu seyn, den Israel je gehabt hat.

Nun fragte auch Aaron nach dem Jüngling, der da stand; Ephron gab ihm die genügende Nachricht, worauf er ihm die Hand drückte, und sagte: Du mußt dich zu unserer Religion bekehren, so werden wir für dich sorgen, und du wirst glücklich seyn. Ephron fügte hinzu: Du mußt nach Palästina reisen, deine Mutter ist nun versorgt, dort kannst du zu unserer Religion übergehen, hier würde es Aufsehen machen, und uns Ungelegenheit verursachen.

Philom. Meine liebe Herren! Wie kann ich nach Palästina reisen, da ich keinen Heller Geld habe?

Ephron. Mir fällt eben ein, daß unser Nachbar Abraham nächste Ostern nach Jerusalem auf das Paschafest reist, der soll dich als Bedienter mitnehmen.

Philom. Ja, wenn er es nur thut! Wie lang ist es noch dahin?

Ephron. Daß er es thut, dafür stehe ich, in sechs Wochen reist er ab. Aber hör'! du darfst nicht mehr der Göttin Diana dienen, nachdem du den einigen Gott der Götter anbetest.

Philom. Wovon soll ich dann leben?

Ephron. Komm du alle Tage zu mir, ich will dir Arbeit geben, du mußt aber von dem Allem hier kein Wort sagen.

Philomenes eilte nun fort, und kündigte dem Oberpriester den Tempeldienst auf, unter dem Vorwand, er habe einen Dienst gefunden, der ihm mehr eintrüge. Eumenes war wohl damit zufrieden, und entließ ihn.

Jetzt war nun des guten Jünglings ganzes Wesen mit dem großen Gedanken erfüllt, den Gott Israels, und Jesum von Nazareth kennen zu lernen. Die Zeit wurde ihm lang, bis er die Reise antreten konnte, und als der Zeitpunkt eintrat, so nahm er mit Freuden Abschied von seiner Mutter und Geschwistern, denn er wußte, daß sie versorgt waren, und ging nun mit seinem neuen Herrn Abraham zu Schiff; es zeigten sich aber gleich Anfangs so mancherlei Umstände, die eine gefährliche Schifffahrt anzeigten, daß alles Volk sehr niedergeschlagen war, und daher auch viele Vorsichtsregeln vernachlässigten, und in vielen Fällen auch zu vorsichtig waren. Genug! das Schiff scheiterte an der Küste von Cilicien, und nur wenige Menschen, unter denen auch Philomenes war, wurden gerettet. Diese Geretteten waren entweder Schiffleute, oder Leute, die einen Beruf gelernt hatten, sie konnten allenthalben wieder zu Brod kommen, das Alles aber fehlte dem armen Philomenes; er betete also unter tausend Thränen zum unbekannten Gott Israels um Erbarmung und Hülfe; und da es gegen Abend ging, und sich die Sonne zum Untergang neigte, so nahte er sich einigen Fischerhütten, die nicht weit vom Ufer stunden, in der Hoffnung, da Obdach und vielleicht auch etwas zu essen und zu trinken zu bekommen; er ging also in die erste, deren Thür er offen fand, und sahe zween wackere junge Männer, die sich mit ihrer alten Mutter zu Tisch setzten, um ihr Abendbrod zu genießen. Philomenes grüßte bescheiden und freundlich, und bat um Herberge; die alte Mutter fragte: ob er einer von denen wäre, die Schiffbruch gelitten hätten?

Er. Ja!

Sie. Nun so komme her, und setze dich zu uns, iß und trink dich satt.

Philomenes gehorchte, und da er in seinem Innern fühlte, daß dies wirkliche Gebetserhörung sey, so dankte er dem Gott Israels, und betete, daß er ihn nun auch ferner glücklich zum Ziel lenken möchte, welches darin bestand: Jesum von Nazareth persönlich kennen zu lernen.

Die alte Frau hieß Doris und ihre zween Söhne Alexis und Zeuxis; während dem Essen begann folgendes Gespräch:

Alexis. Mutter, ich denke, wenn mein Bruder Zeuxis die Leonide heirathet, so werdet ihr mich wohl entbehren können, es ist etwas in mir, das mich treibt wieder nach Galiläa zu reisen, und den neuen Propheten zu sehen und zu hören.

Philomenes horchte hoch auf, doch getraute er sich nicht zu fragen, aber er betete in seinem Innern unaufhörlich.

Doris. Was zieht dich denn so sehr zu dem neuen Phropheten?

Alexis. Das kann ich keinem Menschen erklären. Ich stand dabei, als Er seinem Schüler Kephas, er selbst nennt ihn Petrus, befahl, mit dem Schiff etwas weiter auf das Meer zu fahren, und welch' ein Fischfang? Nein! so etwas hab' ich nie erlebt, aber nun vollends seine Reden — es ist als wenn einem glühend Feuer in die Seele hinein gesprochen würde.

Jetzt konnte sich Philomenes nicht mehr halten: Lieber Herr! fing er an, wie heißt der Prophet?

Alexis. Jesus von Nazareth!

Philomenes hätte niedersinken und anbeten mögen, er sagte nur, mit Thränen in den Augen, den möchte ich auch kennen lernen!

Alexis sahe ihn starr an, und sagte: Hast du schon von ihm gehört? Philomenes erzählte ihm seine Geschichte, und von dem an war er wie zu Haus. Die alte Doris liebte ihn wegen seiner Liebe und Treue zu seiner

Mutter, und Alexis wegen der Aehnlichkeit ihrer Wünsche, Zeuxis aber, weil ihn seine Mutter und sein Bruder liebten.

Philomenes half nun fischen; seine Redlichkeit, seine Treue und sein Fleiß machten ihn bald so beliebt, daß ihn Doris wie ihren eigenen Sohn liebte und behandelte, und ihre Söhne Alexis und Zeuxis liebten ihn wie ihren Bruder. Alexis so wenig als Philomenes gaben deßwegen ihren Wunsch auf, nach Galiläa, oder vielmehr dahin zu reisen, wo sich Jesus von Nazareth aufhielt, daß sie sich beständig davon unterhielten, wenn sie allein waren; nur kam es darauf an, auszumachen, womit sie die Reisekosten bestreiten sollten, und mit welcher Gelegenheit sie dahin kommen möchten. Mit dem herrlichen Grundsatz des Christen, sich der Führung der Vorsehung zu überlassen, waren sie noch nicht bekannt, daher ließ sich auch der Herr so weit herab, sie, wie die alten Patriarchen, durch Engel zu belehren: als daher die beiden Jünglinge einsmals Abends nach der Arbeit am Ufer spazieren gingen, und sich von einem Plan unterredeten, wie sie nach Palästina kommen wollten, so sahen sie einige Schritte vor sich hin einen Mann stehen, der sich nach ihnen umsahe, als wenn er auf sie gewartet hätte. Als sie zu ihm kamen, so grüßten sie ihn, er grüßte sie wieder, und fragte sie: ob sie Niemand wüßten, der nach Palästina reisen wollte? Staunend antworteten beide wie aus einem Munde: wir beide wünschen dahin zu reisen; gut, versetzte der Fremde, zu Laidos geht über acht Tage ein Schiff ab, das nach Ptolomais segelt.

Alexis. Wir sind arm und können kein Reisegeld bezahlen.

Er. Ihr braucht kein Reisegeld, ihr werdet zu Laidos Jemand finden, der für euch bezahlt — mit diesen Worten verschwand er. Die beiden Jünglinge sahen sich an, und wußten nicht, was sie von der Erscheinung denken sollten; Philomenes erzählte dem Alexis, daß er auch einmal einen glänzenden Jüngling gesehen habe, der ihm

gesagt hatte, was er thun sollte, es müßte wohl menschenliebende Götter geben, die den Menschen zu Zeiten erschienen.

Alexis. Ich hab' wohl gehört, daß in alten Zeiten die Götter den Menschen erschienen sind; aber heutigen Tages hört man von solchen Erscheinungen nichts mehr.

Philomenes. Ich denke wir folgen dem Rath, und gehen nach Laidos.

Alexis war damit zufrieden, und da Laidos nicht weit von da entfernt war, so beschloßen sie, einstweilen dahin zu gehen, und wenn sie Gelegenheit zu ihrer Reise gefunden hätten, wieder nach Haus zu gehen, um Abschied von den Ihrigen zu nehmen.

Das Vorhaben wurde des folgenden Tags ausgeführt; in wenigen Stunden waren sie zu Laidos; Alexis hatte da einen weitläufigen Verwandten, den er kannte, zu dem ging er und fragte, ob nicht ein Schiff da wäre, das nach Syrien oder Palästina führe? Ja! sagte der Freund, es ist ein reicher Kaufmann von Cäsarien hier, dessen Schiff morgen oder übermorgen abgeht.

Wie heißt der Kaufmann?

Er heißt Barlevi, er kommt fast alle Jahre hierher, er hat einen starken Handel mit Wolle.

Die beiden Jünglinge ließen sich weisen, wo er zur Herberge war; sie fanden ihn mit allerhand Leuten umgeben, dem ungeachtet drängten sie sich zu ihm, und fragten ihn, ob er sie nicht nach Palästina mitnehmen wollte?

Barlevi. Was habt ihr dort für ein Geschäfte?

Philom. Wir haben dort kein anderes Geschäfte, als Jesum von Nazareth zu besuchen und kennen zu lernen.

Barlevi horchte hoch auf, er fertigte alle, die bei ihm waren, schnell ab, und fragte nun die Jünglinge mit freundlicher Miene, wie ihnen der Name dieses Propheten bekannt geworden, und warum sie ihn besuchen wollten?

Die beiden Jünglinge erzählten jeder seine Geschichte,

der Kaufmann wurde nachdenkend, und fragte weiter: ob sie denn auch Reisegeld hätten?

Philom. Nein, mein Herr! wir haben kein Reisegeld, aber irgend einer von den Göttern erschien uns, und sagte uns, wir sollten nur nach Laidos gehen, da würden wir Jemand finden, der für uns bezahlte.

Da nun auch Philomenes in seiner Erzählung eines glänzenden Jünglings gedacht hatte, so schloß der Jude daraus, daß ihnen ein Engel erschienen sey, und dies bewog ihn, sich der Jünglinge anzunehmen; daher sprach er zu ihnen, derjenige, der euch erschienen ist, war keiner von euern Göttern, sondern es war ein Engel, ein Gesandter des Allmächtigen, des Gottes Israels, des Schöpfers Himmels und der Erden, der sich eurer erbarmt, und euch zur Wahrheit führen will.

Philom. Sage uns doch, mein Herr! was das für eine Wahrheit ist, zu der Er uns führen will?

Barlevi. Zu seiner, und seines Willens Erkenntniß.

Alexis. Was haben wir aber davon, wenn wir ihn und seinen Willen erkennen?

Barlevi. Das wird euch der Prophet Jesus von Nazareth sagen.

Philom. Ja, wenn wir nur schon bei Ihm wären.

Barlevi. Dazu will ich euch verhelfen. Dann rief er einem seiner Bedienten, welcher der vornehmste unter ihnen zu seyn schien; diesem empfahl er die beiden Jünglinge, und sagte ihm, daß er ihnen immer etwas zu thun geben möchte, wozu sie am geschicktesten wären. Nun gingen die Jünglinge wieder nach dem Dörfchen zurück, nahmen Abschied von der Mutter und von dem Bruder, und kehrten eiligst nach Laidos zurück. Sie dienten dem jüdischen Kaufmann mit aller Treue. Er liebte sie, denn sie gefielen ihm; sie lichteten des folgenden Tages die Anker, und fuhren mit günstigem Wind zwischen Cypern und der Küste von Syrien nach Ptolomais, wo sie gesund und wohlbehalten ankamen. Barlevi war so billig, daß er die Jünglinge nun nicht länger aufhielt, sondern ihnen

behülflich war, ihren Zweck zu erreichen, er gab ihnen einen Brief mit an einen Freund in Capernaum, wo sich Jesus am meisten aufhielt, und bat ihn, den beiden griechischen Jünglingen zu verhelfen, daß sie den Propheten von Nazareth möchten sehen und sprechen können. Mit diesem Brief gingen sie nun längs dem Bach Kison hinauf durch das Thal Esdrelom; sie ließen den Berg Thabor zur Linken, die Gebirge Nazareths zur Rechten, und gingen dann, unter Nain und Endor, an der Nordseite des Gebirges Hermon fort bis nach Capernaum; wo sie gegen Abend des dritten Tages ankamen. Sie gingen auf der Stelle zu Naphthali, an den ihr Brief gerichtet war, und dieser wies sie zum Haus des Simon Petrus; so wie sie zur Hausthür herantraten, begegnete ihnen eine artige, freundliche Frau, die sie fragten, ob Jesus von Nazareth zu Haus sey? Die Frau war des Petrus Ehegattin, und ob sie gleich die griechische Sprache nicht verstand, so merkte sie doch, was die beiden Jünglinge wollten, sie antwortete also in ihrer Syro-Chaldäischen Sprache, Er sey mit seinen Jüngern nach Jerusalem verreist, werde aber vermuthlich in wenigen Tagen wiederkommen. Dies verstand Alexis, welcher schon ehemals da gewesen war, und sie wären Jesu gern auf der Stelle entgegen gereist, wenn sie nur Geld gehabt hätten. Sie gingen wieder zu Naphthali, der, so wie fast alle Juden, damals griechisch verstand, und sprachen mit ihm; dieser rieth ihnen da zu bleiben, und die Ankunft Jesu abzuwarten, denn es sey doch ungewiß, welchen Rückweg er nehmen würde. Alexis und Philomenes folgten dem Rath, und dienten einstweilen dem Naphthali in seinen Geschäften.

Nach wenigen Tagen erscholl das Gerücht in der Stadt, Jesus sey in der Nähe, Alles lief ihm entgegen, und unsere griechischen Jünglinge liefen mit. Nicht weit vom Thor sahen sie eine große Menge Menschen daher kommen, mehrentheils arme und gemeine Leute; da kommt der Prophet! riefen die Kinder, da kommt der liebe Mann, willst

du ihm nicht die Hand küssen? rief eins dem andern zu. Die beiden jungen Griechen drängten sich hervor, ihnen klopfte das Herz, nun zog die Menge vorbei. Ja, wenn wir ihn nur kennten, wir wissen ja nicht, welcher unter den Vielen Jesus ist, sagte einer zum andern. Indem liefen viele Kinder herzu, die riefen: da kommt er; sie drängten sich auf ihn zu, hingen an seinem Rock und küßten Ihm die Hände, Alexis und Philomenes nahten sich auch. Er herzte und küßte die Kinder, und sprach freundlich mit ihnen. Nun sahe er auch die beiden Jünglinge seelenvoll an. Er war in einen violetten Talar gekleidet, etwas länger als ein gewöhnlicher Mensch; seine Augen waren etwas röthlich, so als wenn man lange geweint hat, sein gelbliches Haar ruhte in Locken auf den Schultern, sein Angesicht hatte den Ausdruck einer verborgenen Majestät, die man erst dann recht bemerkte, wenn Er die Augen empor hob; aber eben diese Augen waren unbeschreiblich sprechend; in seinem ovalrunden, bräunlichen, orientalischen Antlitz ruhte eine Hieroglyphe, die es schlechterdings einem jeden Maler unmöglich machte, Ihm ähnlich nachzubilden; auf der vollen, etwas vorragenden, in der Mitte eingekerbten Unterlippe ruhte göttliches Wohlwollen, und das Grübchen im Kinn, im Einklang mit den Grübchen in den Wangen, gab seinem Lächeln eine hinreißende Anmuth. In allen seinen Bewegungen zeigte sich eine ungesuchte Größe, die Ehrfurcht erweckte. Im Gehen senkte Er das Haupt etwas vorwärts, und in der Ruhe schwebte Schwermuth auf seiner Stirn.

Der Anblick dieses göttlichen Mannes drang den jungen Griechen durch Mark und Bein, sie fielen auf die Knie, und Alexis sagte: Herr! wir sind von Ephesus und Laidos blos deßwegen hierher gereist, um Dich zu sehen. Jesus wendete sich zu seinen Jüngern und sprach: Habe ich euch nicht gesagt, es würden viele von Morgen und Abend kommen, und mit Abraham, Isaac und Jacob zu Tische sitzen? Dann sagte Er gar freundlich zu den Griechen: Warum wolltet ihr mich gern sehen?

Philomenes weinte für Empfindung, und erzählte kurz seine Geschichte. Jesus hörte lächelnd zu, und die ganze Menge war aufmerksam, Petrus und Johannes, die zunächst bei Jesus standen, horchten auf, als ob sie dem Jüngling die Worte aus der Seele heraus saugen wollten, und als Philomenes geendigt hatte, so legte Petrus seine linke Hand auf die Schulter des Herrn und sagte: Der Jüngling muß ein Jude werden, und Dir nachfolgen. Jesus antwortete: es gibt noch andere Schafe, die nicht aus diesem Stall sind. Zu den Jünglingen aber sprach Er: geht nach Cäsarea und bleibt dort, wenn ich meinen Lauf vollendet habe, so wird Jemand von den Meinen zu euch kommen, und euch sagen, was ihr thun sollt.

Nun ging der Zug wieder vorwärts und in die Stadt; einige vornehme Herren, die den Griechen, wegen ihrer sonderbaren Kleidung, gar wunderlich vorkamen, sahen höhnisch spottend und verdrießlich aus, und tadelten Jesum, daß er sich sogar mit Heiden und mit Zöllnern und Sündern abgäbe. Dies gab nun Gelegenheit, daß Alexis und Philomenes die herrlichen Gleichnisse von dem verlorenen Schaf, verlorenen Groschen und verlorenen Sohn, aus seinem Mund anhören konnten. Den beiden Jünglingen war das Herz so voll, daß sie sich um den Hals fielen, und ihre Empfindung in Thränen ausströmten, sie konnten die Nacht nicht schlafen, denn ihre Seelen waren von himmlischem Feuer entzündet.

Des andern Morgens stunden sie früh auf, des Vorhabens zu Jesu zu gehen, so bald Er aufgestanden seyn würde; vor Simon Petrus Thür war schon wieder eine große Menge Menschen, Blinde, Lahme, Krüppel und Kranke aller Art. Hier erfuhren sie, daß Jesus sehr früh ausgegangen sey, und daß ihn Petrus rufe. Sie gingen also zum Zeitvertreib zum Thor hinaus; sie waren keine hundert Schritte gegangen, als ihnen Jesus und Petrus begegneten. Jesus grüßte die Jünglinge freundlich, sie aber fielen zu seinen Füßen auf die Knie. Er

hub sie freundlich auf, und sagte: Friede sey mit euch, ihr meine Erstlinge aus den Heiden!

Philom. Du hast uns befohlen, nach Cäsarea zu gehen, und uns da aufzuhalten, aber wir kennen dort Niemand, an wen sollen wir uns dort wenden?

Jesus. Es wird euch in Cäsarea ein Mann begegnen, der wird euch sagen, was ihr thun sollt.

Philom. Sollen wir Juden werden?

Jesus. Ich habe euch gesagt: wenn ich meinen Lauf vollendet habe, so werde ich euch einen Mann schicken, der wird euch sagen was ihr thun sollt; betet nur den einigen wahren Gott an; Friede sey mit euch.

Nun ging der Prophet fort, die Jünglinge folgten ihm in die Stadt, nun sahen und hörten sie auch, wie Jesus durch bloße Worte Krankheiten heilte. Dies machte einen so großen Eindruck auf sie, daß sie in ihrem Innern fest überzeugt wurden, Er sey ein Gott, weil Menschen solche Thaten aus eigener Macht nicht verrichten können; es war ihnen unbegreiflich, daß die Juden bei diesen Wunderthaten so gefühllos blieben, und nicht in den Staub niedersanken und anbeteten; da sie aber sogar ansehnliche Männer sahen, die über die herrlichsten Wunderthaten spotteten, und Jesum für einen Hexenmeister erklärten, so konnte sich Philomenes nicht mehr halten; indessen er war ein Fremdling, und durfte keinen hohen Ton anstimmen; er sagte also sehr höflich zu einem dieser Herren: verzeihe mir, ehrwürdiger Herr! ich bin ein Grieche und kein Jude, ich bin einfältig und ungelehrt; sind denn bei euch hier zu Lande die Hexenmeister wohlthätige, fromme Leute?

Der Pharisäer sahe ihn mit einem verachtenden, durchbohrenden Blick an, und würdigte ihn keiner Antwort. Alexis schaute dem Pharisäer starr in's Gesicht, und sagte: wenn bei euch die bösen Götter so wohlthätig sind, so müssen die guten wohl Menschenfeinde seyn, denn beide sind doch entgegengesetzter Natur. Der Pharisäer wurde roth, und befahl, sie sollten sich wegscheeren. Jesus bemerkte

das, er rief sie zu sich, ließ ihnen etwas Geld geben, und schickte sie dann fort.

Auf dem Wege nach Cäsarea hatten die beiden Reisenden ihre Betrachtungen über die Juden; sie waren darinnen übereinstimmend, daß sie viel verdorbenere Menschen seyen, als die Griechen. Nun kamen sie zu Cäsarea an; indem sie so durch das Thor in die Gasse hineingingen, so begegnete ihnen der Hauptmann, der die Besatzung in der Stadt kommandirte, dieser sah sie leutselig an, und fragte sie: wo kommt ihr her?

Philom. Wir sind Griechen, ich aus Ephesus, und dieser, mein Freund, ist aus Laidos in Cilicien, wir sind hierher nach Palästina gereist, um Jesum von Nazareth kennen zu lernen.

Der Hauptm. Habt ihr Ihn denn kennen gelernt?

Alexis. Ja! wir kommen jetzt von Capernaum, wir haben Ihn gesehen und gesprochen.

Der Hauptm. Da seyd Ihr glücklicher als ich, ich habe noch nicht dazu kommen können, Ihn zu sehen und zu sprechen; was sagte Er euch denn?

Philom. Wir fragten Ihn, ob wir Juden werden, und was wir thun sollten? Darauf hat Er uns zweimal befohlen, wir sollten hierher gehen, es würde uns ein Mann auf der Straße begegnen, der würde uns sagen, was wir thun sollten.

Der Hauptm. Das ist sonderbar! ich habe zwei Knechte nöthig, und da euch der Mann schickt, so seyd ihr hinlänglich empfohlen. Hierauf nahm er sie mit sich nach Haus. Dieser Hauptmann war ein Römer, ein sehr rechtschaffener Mann; er betete den wahren Gott an, und nicht die Götter der Römer und Griechen, dabei war er sehr menschenliebend und wohlthätig; die beiden jungen Leute gefielen ihm aus der Maßen, sie wurden bald seine Lieblinge, weil sie auch den einigen wahren Gott anbeteten, und treu und fleißig in seinen Geschäften waren. Diese drei, der Hauptmann, Philomenes und Alexis unterredeten sich oft von Jesus, sie waren willens sich näher

mit Ihm bekannt zu machen; und dies hofften sie eben jetzt, da der Juden Ostern vor der Thür waren, auszuführen, vorzüglich deswegen, weil der Statthalter Pilatus diesem Hauptmann Cornelius von Cäsarea auftrug, daß er mit seiner Besatzung nach Jerusalem kommen, und während dem Osterfest Ruhe und Ordnung handhaben sollte: denn an jedem hohen Fest der Juden mußte die Besatzung in Jerusalem verstärkt werden, weil alsdann der Zulauf des Volks außerordentlich groß, und die Stimmung desselben sehr schwierig war. Cornelius und seine beide Diener dachten, sie hätten jetzt während der 14 Tagen oder drei Wochen Zeit, oft mit Jesus zu reden, und sich von Ihm belehren zu lassen, aber es ging ganz anders, als sie dachten. Als sie nach Jerusalem kamen, so war die ganze Stadt mit einer Geschichte angefüllt, die allenthalben erstaunliches Aufsehen machte: Jesus hatte einen seiner Freunde zu Bethanien, eine Stunde von Jerusalem, der schon vier Tage im Grab gelegen hatte, und an dem man den Anfang der Verwesung schon merkte, wieder lebendig gemacht. Die Vornehmsten, Priester und Pharisäer waren darüber äußerst aufgebracht, denn sie haßten Jesum von Herzen, weil Er ihnen ohne Scheu die Wahrheit sagte, und sie innig und tief fühlten, daß sie Ihm nicht gewachsen waren. Sie suchten also das Volk zu bereden, es sey da eine Betrügerei gespielt worden. Das Volk aber war, wie gewöhnlich, getheilter Meinung, viele hielten es mit den Vornehmen, die mehresten aber sahen Jesum für einen großen Propheten an, und nicht wenige gar für den Messias.

In dieser Stimmung fanden Cornelius und seine Bedienten und Freunde, Philomenes und Alexis, die Bürgerschaft zu Jerusalem, als sie dahin kamen; das Erste also, was sie dort vornahmen, nachdem sie sich ordentlich eingerichtet und Zeit hatten, war, daß sie nach Bethanien gingen und den Freund Jesus, den Er vom Tode auferweckt hatte, Lazarum, besuchten. Die Schwestern des Lazarus, Maria und Martha, erzählten ihnen die

ganze Geschichte ausführlich, und ihre Nachbarn bekräftigten dies Alles, so daß die drei ganz überzeugt wieder nach Jerusalem zurückkehrten.

Cornelius und seine Begleiter fanden nun zwar, daß der Gott, den die Juden anbeteten und durch einen prächtigen Gottesdienst verehrten, gewiß der einzige wahre Gott sey; und daß dieser Gott Jesum von Nazareth gesandt habe, das grundverdorbene jüdische Volk wieder auf den wahren Weg der Tugend zu führen; aber weiter schauten sie noch nicht; wie war das aber auch diesen Heiden möglich, da sie das Gesetz und die Propheten der Juden ganz und gar nicht kannten? Da sie aber begierig nach der göttlichen Wahrheit waren, und nächst fleißigem Gebet vollständigen Unterricht von Jesus erwarteten, wie sie ihr Leben und Wandel einzurichten hätten, und wie sie sich in Ansehung ihres äußeren Religionsbekenntnisses zu verhalten hätten, so waren sie getrost und warteten die Gelegenheit ab, wo sie mit Jesus reden könnten.

Den beiden Griechen fiel zwar zu Zeiten ein, daß Er ihnen gesagt habe, nach seinem Hingang würde Er ihnen Jemand schicken, der ihnen sagen sollte, was sie zu thun hätten; aber es war ihnen dunkel, was Er mit dem Hingang meinte, und zweitens dachten sie, wenn sie den Unterricht von Ihm selbst hätten, das wäre doch wohl besser.

Das Fest war nun angegangen, Jesus ließ sich nicht sehen, am Tage war er zu Zeiten im Tempel, aber nie des Nachts in der Stadt. Auf einmal aber, an einem Morgen früh erscholl das Gerücht durch die ganze Stadt, Jesus von Nazareth sey gefangen und vom hohen Rath des Todes würdig erklärt worden, man habe Ihn vor dem hohen Rath verhört und des Todes schuldig gefunden, jetzt sey er nun vor dem Pilatus, um Ihn zum Kreuztod zu verdammen.

Dies war ein Donnerschlag auf die Herzen der dreien heidnischen Freunde; sie konnten nicht denken, daß man einen ganz unschuldigen Mann zum Tode verurtheilen könnte; und eben so unbegreiflich kam es ihnen vor, daß

ein so großer Wunderthäter zugleich auch ein lasterhaft[...] Missethäter seyn könne. Während dem sich alle drei da[...] über mit einander besprachen, traurig und verlegen ware[...] kam ein Befehl vom Pilatus an den Hauptmann, [...] solle mit ein paar hundert Mann kommen, es seyen dr[...] Missethäter nach dem Gerichtsplatz zu begleiten. Corn[...] lius gehorchte; er befehligte zweihundert Mann, und nah[...] auch den Philomenes und den Alexis mit; alle dr[...] waren sehr gespannt, verlegen und traurig; Philomene[...] sagte oft: mußten wir denn darum die weite Reise mache[...] um bei dem schimpflichen Tod dieses unerklärbaren Ma[...] nes als Wache zu dienen? — Der Hauptmann war ti[...] sinnig, und gab zur Antwort: die Sache muß sich noch au[...] klären, diese Geschichte kann nicht im Dunkel bleiben.

Alle drei gaben bei der Kreuzigung genau auf Jesu[...] Acht. Sein göttliches Betragen am Kreuz, seine Wort[...] sein majestätischer Tod und die großen Wunderzeichen d[...] Natur, Erdbeben, übernatürliche Finsterniß und dann en[...] lich die Bosheit, der Spott und das unmenschliche Betr[...] gen der Juden, dies Alles zusammen stimmte den Haup[...] mann Cornelius zu dem Urtheil: Jesus von Naz[...] reth ist aus Neid und Bosheit der Juden gekreuziget wo[...] den; Er war unschuldig, und wahrhaftig der Sohn Gotte[...] für den Er sich ausgab.

Einige Tage hernach erscholl das Gerücht in der Sta[...] Jesus sey von den Toden auferstanden, viele glaubten e[...] viele auch nicht; Cornelius aber wollte Gewißheit vo[...] der Geschichte haben, er fragte einige von den Jünger[...] und erfuhr die Wahrheit, gern hätte er sich durch sei[...] eigene Augen davon überzeugt, aber dazu kam es nic[...] Er und die zween Griechen gingen also nach dem Fest m[...] den zweihundert Mann wieder nach Cäsarea.

In den Seelen des Hauptmanns und seiner beid[...] Freunde entstand nun ein beständiges Ringen nach Wah[...] heit; sie beteten, und er suchte besonders durch einen fro[...] men Wandel und durch Wohlthätigkeit Gnade bei Gott z[...]

erlangen; die beiden Griechen auf ihrer Seite thaten auch, was sie konnten.

Beinahe zwei Jahre hernach, als der Hauptmann des Nachmittags um drei Uhr ernstlich betete, so erschien ihm ein majestätischer Engel; Cornelius erschrak, aber der Engel beruhigte ihn und sagte ihm: er solle nach Joppen in's Haus Simons des Gerbers schicken, da wäre Petrus, den solle er holen lassen, der würde ihm sagen, was er thun sollte. Er schickte den Philomenes und den Alexis, nebst einem Soldaten, dahin, den Erfolg lese man Apostelgesch. 10.

Cornelius und die beiden wurden nun wahre Christen, und die Erstlinge aus den Heiden. Was aus allen dreien nun weiter geworden ist, das weiß ich nicht. Aber so viel weiß ich, daß der Herr sich an keiner Seele unbezeugt läßt, die es redlich meint.

25.

Fritz und Rupert.

Eine wahre Geschichte.

An einem schönen Morgen im Mai, als die kalten Nächte nun vorbei waren, der Kukuk aus dem Gebüsche heraus rief, und die Vögel ihr fröhliches Morgenlied sangen, da machten sich die zween Bettelknaben Fritz und Rupert auch von ihrem Stroh auf, und kratzten sich eine Weile hinter den Ohren; sie hatten in einer Scheuer geschlafen, ein Bauer hatte ihnen das erlaubt. Endlich reichte Fritz nach seinem Bettelsack und sagte: du, Rupert, wo wollen wir denn heut hinaus? — Ei, mir gilts eins, wo wir hin gehen! antwortete Rupert; wir streichen herum, wo wir etwas kriegen. — Ja, höre, Rupert, fuhr Fritz fort, ich muß dir etwas sagen, mir ist's so recht nicht mit dem Herumstreichen. Sieh', ich will dir erzählen, was ich diese Nacht geträumt habe: ich träumte, es wäre Morgens früh, die Sonne war noch nicht aufgegangen, und es war mir so, als wenn wir zween, ich und du, nach einer großen schönen Stadt hätten gehen sollen, wo es uns recht wohl gehen sollte. Nun wußten wir nicht, wie wir das machen sollten, denn wir kannten den Weg nicht, und hatten auch keine Schuhe, und der Weg war weit; wir sprachen darüber, und ich war recht betrübt, du aber machtest dir nicht viel daraus, und sagtest, ich bleibe lieber am Betteln, ich mag nicht reich und glücklich werden, was soll ich mich da

den ganzen Tag müde laufen, ich habe nichts in der Stadt zu thun. Ich aber hätte gar gerne den Weg gewußt, und wäre gerne barfuß nach der Stadt gegangen.

Als wir noch so davon sprachen, so kam ein schöner, vornehmer Mann wie ein Herr daher, und redete uns an. Hört, Buben, was macht ihr da, schämt ihr euch nicht, daß ihr so müssig geht? geht nach der Stadt, da könnt ihr Brod bekommen, und reiche, vornehme Leute werden, wenn ihr euch anders wohl aufführt. Ich fing an zu weinen und sagte: Ja, Herr, ich will gerne gehen, aber siehe, ich habe keine Schuhe, und ich weiß auch den Weg nicht. Der Herr lächelte mich an, und gab mir einen Thaler, und dir einen, und sagte: kauft euch Schuhe dafür, und nun macht euch auf, und geht immer dahinaus, wo die Sonne aufgeht, so werdet ihr gewiß die Stadt finden. Nun ging der Mann fort, ich lief und holte mir Schuhe, du thatst das aber nicht, du kauftest dir allerhand Gutes zu essen für das Geld und dachtest an keine Schuhe, ich aber gab mich nun an's Laufen, lief und lief, und kam bald auf einen hohen Berg; da sah ich nun weit vor mir hin eine schöne, große Stadt liegen, und indem ich mich so umsah, kam der fremde Mann wieder zu mir; er klopfte mir auf die Schultern und sagte: Fritz, du bist ein recht braver Junge! ich wollte nur sehen, ob du auch das Herz hättest, dich auf den Weg zu machen; jetzt siehst du da das hübsche Haus, das will ich dir schenken, Essen, Trinken und Kleider sollst du genug haben, du sollst den Leuten, die da den Berg herauf wallen, den Weg nach der Stadt zeigen, da mußt du immer an dem Berge auf und ab gehen, und die Leute recht führen; wenn ich dir dann rufe, so kommst du, und ich führe dich dann auf einmal in die Stadt, wo du ein Haus haben sollst, wie ein König, und wirst ein großer Herr werden, denn ich bin Herr der Stadt. Ich aber freute mich so, daß ich erwachte.

Rupert. Hm! da hast du etwas rechts geträumt; was willst du denn damit?

Fritz. Höre, das will ich dir sagen, ich gehe einmal

nicht mehr betteln, das Ding liegt mir so im Sinn, ich möchte gern nach der Stadt gehen!

Rupert. Du bist ein Narr, es war ja ein Traum!

Fritz. Nun! laß es einen Traum seyn, ich will nun einmal nicht mehr betteln, ich gehe zu dem Pfarrer, weißt du, der gestern zu uns sagte; wir sollten arbeiten lernen, er wolle uns dazu helfen.

Rupert. Da geh' du hin, ich mag nicht.

Fritz nahm still seinen Sack, hing ihn an die Schultern und wanderte nach dem Pfarrhaus; so wie er in die Thüre trat, kam die Magd heraus, sie fuhr ihn hart an und sagte: bist du schon wieder da, Bube? pack dich fort! Der Bube versetzte traurig: ich wollte aber gern ein Wort mit dem Herrn Pfarrer sprechen. Was wirst du mit dem Herrn Pfarrer zu sprechen haben! rief die Magd, geh', scheer' dich! — Zum Glück hörte der Pfarrer diese Worte in der Stube, er kam heraus und fragte, was es sey? Der Knabe stand da mit Thränen in den Augen. Herr Pfarrer! ich mag nicht mehr betteln, ich habe diese Nacht etwas geträumt, das hat mir das Betteln leid gemacht. — Was hast du denn geträumt? fragte der Pfarrer. Fritz erzählte Alles, was ihm im Traume widerfahren war; der Prediger gerieth in's Nachdenken, endlich fing er an: Höre, Junge, das ist ein sehr merkwürdiger Traum, sey fromm und brav, so kann noch etwas aus dir werden; jetzt setz dich dort an die Thür und warte, bis ich dich rufe. Nun ging er in die Stube und erzählte seiner Frau, was vorgefallen war. Der guten Frau Pfarrerin kamen die Thränen in die Augen, sie erbarmte sich über den Knaben und sagte: Lieber Mann! unser Herr Gott hat uns ja Brod gegeben, wir haben keinen Sohn, laß uns den Knaben erziehen, er kann uns ja doch im Haus allerhand Dienste thun. Das war dem Pfarrer recht, er ging wieder heraus, rief den Knaben und versprach ihm, ihn zu behalten, wenn er rechtschaffen und brav seyn wolle. Fritz sprang auf und weinte für Freuden. Die Frau Pfarrerin kam auch herzu, und das ehrliche, gute Gesicht des Kindes gewann

vollends ihr Herz. Sie kleidete ihn reinlich, und ließ ihn für den Anfang kleine häusliche Arbeiten verrichten; bald merkte der Pfarrer aber, daß er mehr Lust hatte, etwas zu lernen, daher schickte er ihn in die Schule, und da Fritz so aus der Maßen gut begriff und fleißig war, auch endlich auf die Universität, um zu studieren.

Als nun Fritz Kandidat war, und mit so vielem Beifall predigte, so daß ihn Jeder zum Prediger haben wollte, so bekam er bald eine schöne Pfarrei, und sein würdiger Pflegvater gab ihm eine seiner Töchter zur Frau. Glücklich und geliebt von seiner Gemeinde lebte nun Fritz lange Zeit im Segen, er zeigte den Leuten den Weg auf den Berg mit aller Treue, und wartete auf seinem Posten ruhig ab, bis der Herr ihn in die herrliche Stadt abrufen würde.

Einstmals wurde in der Gegend, wo Fritz Prediger war, eine Bande Spitzbuben gefangen und festgesetzt. Fritz besuchte sie, um, seinem Amte gemäß, Alles zu thun, sie zu bekehren, und ihnen dann zu zeigen, wo sie allein noch Gnade zu hoffen hätten. Bald fand er unter ihnen einen Mann von seinem Alter, dessen Gesichtszüge ihm auch etwas Bekanntes hatten; er fragte ihn also, wo er zu Hause sey, und wer seine Eltern gewesen wären? Der Uebelthäter antwortete, er habe keine Heimath, und seine Eltern habe er nicht gekannt, er habe von Kindesbeinen an gebettelt, weiter könne er sich nichts besinnen.

Nun so erzählt mir denn doch Eure Lebensgeschichte, fuhr der Pfarrer fort. Das will ich gerne thun, Herr Pfarrer, versetzte der Gefangene, und erzählte nun, er habe immer als Kind sein Brod vor den Thüren gesucht, endlich, als er größer wurde, sey er von den Leuten abgewiesen worden, geh' und arbeite, habe es immer geheißen, aber Niemand habe ihm Arbeit geben wollen, auch sey es ihm nie recht Ernst darum gewesen, sondern das Herumziehen habe ihm besser behagt. Endlich habe er Lust zum Heirathen bekommen, und bald auch ein hübsches Bettelmädchen gefunden, die er genommen habe und mit ihr herumgezogen sey.

Der Pfarrer. Aber wo ist denn nun Eure Frau?

Der Gefangene. Sie sitzt auch hier gefangen, denn sie war immer dabei, wo es an's Rauben und Stehlen ging.

Der Pfarrer. Aber nun erzählt doch weiter, wie kamt Ihr denn an dies schreckliche Handwerk?

Der Gefangene. Daran war eben meine Frau, und dann mein Hang zum Müssiggehen schuld, auch hatte sie einen Bruder, der unter einer Bande Spitzbuben war, ich sah ihn zuerst auf einem einsamen Bauernhof, sein Wesen gefiel mir, er hatte Geld und schöne Kleider genug, aber mich sah er kaum über die Schulter an; dies verdroß mich, ich fing an, mit meiner Frau zu zanken und drohte ihr, sie sitzen zu lassen und fort zu gehen, wenn sie nicht mache, daß ihr Bruder freundlich mit mir sey. Nun fing sie an, mir zuzusprechen, ich solle mit ihrem Bruder gehen, sagte sie, aber es fehle mir an Muth, deßwegen könne mich auch ihr Bruder nicht leiden; bald brachte sie mich so weit, daß ich selbst Lust bekam, ich ging mit und half rauben und stehlen, und befand mich gut dabei; oft hatte ich Ueberfluß, oft mußte ich aber auch wieder dazwischen betteln. Aber immer ist mir's eingefallen, daß es doch am Ende nicht gut ablaufen würde, und da dachte ich oft an einen Kameraden, den ich hatte, als ich noch ein Kind war, der hatte einmal, als wir zusammen in einer Scheuer schliefen, einen Traum, der ihn so unruhig machte, daß er fortging; ich habe seitdem nichts weiter von ihm gehört, als daß er zu einem Pfarrer gekommen ist, denn ich kam nun in andere Länder; aber oft fiel mir der Bube mit seinem Traume ein, denn, dachte ich, vielleicht geht's dem guten Fritz besser als dir, und ich möchte doch gerne wissen, wo er hingekommen ist.

Der Pfarrer. Heißt Ihr nicht Rupert?

Der Gefangene. Ja.

Nun, fuhr der Pfarrer fort, und ich bin der Fritz, der bei euch in der Scheuer lag und den Traum hatte. — Der Gefangene wurde blaß vor Schrecken; Allmächtiger Gott! rief er, so glücklich hätte ich auch werden können;

aber ich Elender bin nun ein Dieb und ein Mörder, denn, ich will es Ihnen nur gestehen, auch Mordthaten habe ich begangen; ach, Herr Pfarrer, ich habe nichts gelernt, ich weiß von Gott und seinem Worte nichts, aber das weiß ich doch, daß ein Gott ist, und daß nach diesem Leben die Frommen selig, und die Gottlosen, wie ich einer bin, verdammt werden; ich weiß auch wohl, daß ich den Tod verdient habe, und daß ich nun sterben muß, aber wenn ich sollte in die Hölle kommen! Ach Gott! Ach Gott! ist denn kein Rath mehr, kann ich nicht mehr selig werden?

Der Pfarrer antwortete: O ja, Rupert, du kannst wohl noch errettet werden, aber es wird dir doch schwer werden; du kannst jetzt nichts besseres thun, als daß du alles bekennst, was du gethan hast, und dann, daß du alle angibst, die Theil an deinem Rauben und Morden haben, damit auch sie ihren verdienten Lohn empfangen.

Das will ich gerne thun, sagte der Unglückliche; ach! ich will alles thun, was Sie mich heißen.

Der Pfarrer nahm sich nun seines alten Kameraden treulich an, und unterrichtete ihn in allen Stücken, die zu seiner Seligkeit nöthig waren. Rupert bekannte grausame Dinge; er gab auch an, wo man seinen Schwager finden könnte, denn dieser war Rädelsführer von einer andern Bande geworden; man bekam ihn auch, aber er blieb verstockt bis zu seiner Hinrichtung; er wurde geradbrecht und geviertheilt.

Mit Rupert hatten die Richter Mitleid, weil er alles bekannte; er wurde durch das Schwerdt hingerichtet, und starb als ein bußfertiger Sünder. Wir wollen hoffen, daß er noch zu Gnaden angenommen sey, aber es ist schwer, wenn man die Buße so lang aufschiebt.

26.

Merkwürdige und wahrhafte Geschichte eines armen Bauernknaben.

In dem sogenannten Baierischen Successions-Krieg, der im Anfang der vierziger Jahre des verflossenen achtzehnten Jahrhunderts gegen die Kaiserin Königin Maria Theresia von verschiedenen europäischen Mächten geführt wurde, diente ein gewisser Herr von Falkenhain aus dem Elsaß als Offizier in der französischen Armee; dieser nahm einen armen Bauernknaben Namens Ammel, aus dem Dorfe Kolbsheim, der auch sein Unterthan war, als Roßbuben mit. Ammel war ein guter, braver Bursche, aber seine blutarme Eltern konnten ihm keine Erziehung geben, und er hatte weder Lesen noch Schreiben gelernt; er folgte also seinem Herrn zur Armee und diente ihm treulich. Nun war das Fouragiren bei Lebensstrafe verboten, und doch zwang ihn sein Herr, der Kommandant eines französischen Bataillons war, mit Gewalt dazu; alsofort wurde der arme Tropf von den Häschern ertappt und ohne weitere Umstände zu einem Baum geführt, an den sie ihn hängen wollten. In dem Augenblick entdeckten sie noch andere, die auch fouragirten; damit ihnen nun diese nicht entgehen möchten, und um auch das Aufknüpfen an allen zugleich und in füglicher Ordnung zu verrichten, so übergaben sie den Ammel sogleich einer Vorwache, die ihn so lange verwahren sollte, bis die andern Verbrecher auch eingefangen wären; nun

war aber der wachthabende Offizier ein Freund des Herrn von Falkenhain, und um den armen Roßbuben zu retten, gab er der Wache einen Wink, die ihn also laufen ließ.

Ammel konnte nun nicht mehr in dem bisherigen Dienst bleiben, daher ging er in ein anderes Lager der französischen Armee und wurde Husar. In den vielen Scharmützeln und Schlachten, denen er beiwohnte, bewahrte ihn die gütige Vorsehung dergestalt, daß er ohne allen Schaden davon kam.

Einstmals, als er gefangen wurde, kroch er auf dem Bauch durch alle Wachen hindurch, und kam glücklich wieder zu seinem Regiment. Hier trug sich's nun zu, daß ein Detachement Husaren beordert wurde, Kriegsgefangene nach Mastricht zu bringen; Ammel war mit unter dieser Begleitung; auf dem Wege wurde er unter den Gefangenen einen schönen jungen Mann von edlem Anstand und Ansehen gewahr, der bisweilen Thränen vergoß; sein Herz wurde weich, er nahte sich ihm und fragte mitleidig: was fehlt ihm, mein Freund? fürchte er sich nicht! die französische Kriegsgefangenschaft ist nicht so hart, und vielleicht wird er bald ausgelöst. — Ach, erwiederte der Gefangene, das ist die eigentliche Ursache meiner Thränen nicht — aber — indem er einen Fuß aufhob — seh' er da, welche schlechte Schuhe und Strümpfe ich habe! — Sie waren ganz zerrissen, und dieser Zug geschah in den kalten und regnichten Novembertagen; dann fügte er noch hinzu, er sey aus einem guten Hause, und eines solchen Jammers nicht gewohnt. O! wenn es nur das ist, versetzte Ammel, so habe er nur Geduld, bis wir dort an das Städtchen kommen, da soll ihm geholfen werden.

Bald kamen sie in dem Städtchen an, und da sie an dem Thore Halt machen mußten, um daselbst zu speisen, so bat unser Husar seinen Offizier um Erlaubniß, in die Stadt zu reiten, weil er etwas kaufen müßte; er erhielt sie, ritt in vollem Galopp hinein, kaufte ein neues Paar Strümpfe und Schuhe, ließ seine Flasche mit Branntwein füllen, nahm noch einige Brödchen mit, und wie ein Blitz

war er wieder da, rief dem Gefangenen freundlich zu: da neue Strümpfe, neue Schuhe — geschwind weg mit den alten, und — indem er ihm die Flasche und das Brod reichte — stärk' er nun auch sein Herz und sey er gutes Muths! — Der Herr wird ferner für ihn sorgen! —

Bestürzt und innig gerührt, erhob der Holländer die Hände gen Himmel, er wollte sich zu den Füßen des Husaren werfen, der es aber nicht zugab, dann rief er: Ach mein Gott! wenn ich ihm nur diese Wohlthat noch in diesem Leben vergelten könnte, so wollte ich mich für den glücklichsten Menschen schätzen! — Bald kamen denn die Gefangenen nach Mastricht, und Ammel mit seinen Kameraden wieder zurück zu ihrem Regiment.

Unser guter Husar diente treulich fort, da er aber Protestant war, so wurde er von seinen katholischen Kameraden unaufhörlich geneckt; er klagte es oft seinen Offizieren, allein die lachten dazu und bekümmerten sich wenig um seine Klagen; endlich wurde es ihm unerträglich, und er beschloß zu desertiren; dies gelang ihm, er kam glücklich durch und reiste nach Frankfurt am Main, wo er damals sicher war. Nun hatte er oft von Ostindien gehört, und daß man da wohl sein Glück machen könnte; er beschloß also, dorthin zu reisen, und ganz von diesem Gedanken erfüllt, sah er im Traum schon das Schiff, das ihn über das Weltmeer nach Ostindien tragen sollte.

Des andern Morgens stand er früh auf, und fragte nach dem Wege nach Ostindien; man belehrte ihn, daß er den Main und Rhein hinab nach Holland, und zwar nach Amsterdam reisen müßte, wo er Gelegenheit finden würde, sein Vorhaben auszuführen. Alsofort machte er sich auf den Weg und langte in Amsterdam an. Mit Geld, welches er sich in seinem Dienste erspart hatte, ziemlich versehen, kehrte er in dem nächsten gut aussehenden Wirthshaus ein, setzte sich und forderte Brod und einen Schoppen Wein; indem er so da saß und über seinen vorhabenden Plan nachdachte, trat ein junger, schöner und ansehnlicher Mann, in einem feinen Persianischen Talar und seidenen Bund

gekleidet, in's Zimmer. Im Auf- und Abgehen fing dieser fremde Herr an, unserm Ammel scharf in's Angesicht zu sehen, und ihn genau zu beobachten; dieser gute Mensch wurde bange, denn die schrecklichen Seelenverkäufer fielen ihm ein. Endlich, als der Persianer anfing und sagte: Mein Freund, will er mir nicht den Gefallen erweisen, und in einem andern Zimmer mit mir zu Mittag speisen? so überlief den armen Ammel ein eiskalter Schauer, und er schlug es dankend ab. Der Fremde merkte, was er fürchtete, und sagte daher sehr freundlich zu ihm: Seine Furcht ist ungegründet, ich habe nichts Böses, sondern etwas ganz Anderes im Sinn; komm er nur getrost! — Ammel folgte; aber wie ward ihm, als der fremde Herr nun unter vier Augen ihn fragte: Mein Freund! ist er nicht ehemals französischer Husar gewesen?

Antw. Ja, mein Herr!

Hat er nicht einmal holländische Gefangene nach Mastricht begleitet?

Antw. Ja, mein Herr!

Hat er nicht einem dieser Gefangenen Strümpfe und Schuhe gekauft, und ihn in seinem Elend erquickt?

Antw. Ja, mein Herr!

Nun fiel der Fremde dem Ammel mit milden Thränen und schluchzend um den Hals, und sagte: Der Gefangene war ich, mein Freund, Gott! womit kann ich ihm nun seine Liebe vergelten! Sag' er an, womit kann ich ihm dienen? — wie ihm helfen? Was nur in meinem Vermögen ist, steht ihm zu Diensten! —

Ammel stand da wie versteinert, endlich brach er auch in Thränen aus, und erwiederte: Lieber Herr! das war ja eine gar kleine Gefälligkeit, und außerdem Menschenpflicht; ich habe keinen größeren Wunsch, als nach Ostindien zu reisen, — wenn ich nicht brauchte Matrose oder Sclave zu werden.

O wie schön! rief der Fremde aus, ich bin Commandeur eines ostindischen Schiffes, und reise in vierzehn Tagen

dahin ab, bleibe er nun so lange bei mir, ich will dann schon aufs Beste für ihn sorgen.

Jetzt war der Grund zu Ammels Glück gelegt, der Commandeur brachte ihn nach Colombo auf der Insel Ceylon, avancirte ihn, so bald es möglich war, zum Sergeanten und gab ihm vor seiner Rückreise nach Europa alle ersinnliche Anweisung, wie er sich dort nicht allein ehrlich nähren, sondern auch ein hübsches Vermögen erwerben könne; nun hatte er schon in seinen Soldatenjahren nachgeholt, was seine Eltern versäumt hatten; er war im Lesen, Schreiben und Rechnen geübt, und konnte sich also nun um so leichter einem Geschäfte widmen; er wählte die Juwelierkunst zu seinem Beruf, blieb dreizehn Jahre in Colombo, und machte inzwischen Reisen nach China, Japan, Batavia, nach der Küste von Coromandel u. s. w. Während dieser Zeit erwarb er sich ein ansehnliches Vermögen.

Daß Ammel von jeher ein gutherziger braver und rechtschaffener Mensch war, das erkennt man leicht aus seiner bisherigen Geschichte, aber das wahre Christenthum, die einzige Quelle aller wahren Tugenden und reinen Sittlichkeit, kannte er noch gar nicht; nun hatte ihn zwar der Erlöser und Beglücker der Menschen an irdischen Gütern gesegnet, aber seine unbefangene Wohlthätigkeit und seine Treue im Kleinen sollte auch mit der ewigen Seligkeit bekrönt werden.

Einstmals, als er in einer Spielgesellschaft den ganzen Abend bis in die Nacht zugebracht hatte, gerieth er bei dem Nachhausegehen in große Gefahr; er kam in's Wasser, welches ihm bis an den Hals ging, und er sahe nun den Tod vor Augen; jetzt wurde die Angst seines Herzens groß, er flehte zum Allerbarmer um Rettung; er fühlte seine Fluchwürdigkeit, und daß er, wenn er in diesem unbekehrten Zustand stürbe, unfehlbar verloren gehen würde; zugleich entstand der feste unabänderliche Vorsatz in ihm, daß er, wenn ihm jetzt der Herr das Leben fristen würde, alle seine Tage und Kräfte in der Furcht Gottes und in seinem

Dienst zubringen und verwenden wolle. Er fand Grund und wurde gerettet.

Als er nach Haus kam, und sein Mohrensclave, den er im Christenthum hatte unterrichten und taufen lassen, ihn in diesem erbärmlichen Zustand sahe, und ihm einen tiefbeschämenden und drohenden Blick zuwarf, der ihm durch Mark und Bein drang, so wurde sein Herz vollends zerknirscht, und sein Vorsatz unabänderlich gegründet; von nun an beschäftigte er sich mit Singen, Beten, Lesen und gottseligen Betrachtungen.

Um diese Zeit kam auch der Apostel der Malabaren, der berühmte und fromme Missionarius Schwarz nach Colombo, um dort einen Besuch zu machen; dieser leitete ihn nun vollends auf den wahren evangelischen Weg, wie er im Glauben an Jesum Christum, und seine Erlösung, der Heiligung nachjagen, und als ein wahrer Christ leben und sterben müsse.

Von nun an war ihm der Aufenthalt in einem Lande, wo die Christen zur Schande der Religion allen Lastern ergeben, und den tugendhaften Heiden sehr anstößig sind, unausstehlich; er machte also all' sein Vermögen zu Geld, und reiste nun wieder nach Europa und Deutschland zurück.

Als er auf die Gränze seines Vaterlandes kam, so fiel ihm ein, daß er desertirt war, und nach den Gesetzen gestraft werden könnte; er schrieb also an seinen ehemaligen Herrn, den Baron von Falkenhain und erkundigte sich, ob er sicher kommen könnte? Dieser Cavalier war während der Zeit auch zur wahren Selbsterkenntniß und zum Glauben an den Freund bußfertiger Sünder gekommen, und da er aus gewissen Ausdrücken in Ammels Brief die nämlichen Gesinnungen bemerkte, so beantwortete er ihn in demselben Ton und versicherte ihm, daß er, ohne die geringste Gefahr zu befürchten, kommen könnte.

Es ist natürlich, daß dieser Brief in mehr als einer Rücksicht dem guten frommen Ammel Ruhe, Friede und Freude einflößen mußte, er kam also nun in sein Vaterland zurück, setzte sich zu Barr im Elsaß, und fing eine

kleine Handlung an, mit welcher er sich nun über dreißig Jahr lang mit Glück und Segen beschäftigt hat. Er lebt in einer kinderlosen Ehe, nunmehro in einem hohen Alter, stirbt den äußeren Sinnen nach und nach zusehends ab, und wartet mit Sehnsucht auf die frohe Stunde seines Abrufs.

Der fromme gottselige Freund, der mir diese interessante Geschichte erzählte, und einer seiner nächsten Nachbarn und vieljähriger vertrauter Freund ist, konnte mir nicht genug sagen, wie ruhig, wie kindlich vergnügt, und dankbar er jeden Schimmer von Hoffnung, bald aufgelöst und daheim bei dem Herrn zu seyn, aufnimmt.

Dort, sagt er tausendmal, wenn ich Ihn sehen, und mich zu seinen durchbohrten Füßen niederwerfen werde, dann will ich Ihm erst für seine heilige Führung danken, hier bin ich zu schwach dazu.

Dergleichen Geschichten sind Fortsetzung der Bibel, unwidersprechliche Beweise, daß der Welterlöser auch Weltregent ist, und die Schicksale der Menschen zu dem Glauben an Ihn, an seinen versöhnenden Opfertod, und dadurch dann zur ewigen Seligkeit leitet. Mir sind solche Erfahrungsbeweise köstliche Kleinode, die ich da aufhebe, wo ich sie finde, mich ihrer höchlich freue, und sie dann gerne den Liebhabern der Wahrheit mittheile.

27.

Sonderbares Beispiel einer Erbsünde.

Man kann von den Eltern physische Uebel erben, ob aber auch Laster und Tugenden? darüber wird noch gestritten. Freilich bemerkt man oft, daß Leidenschaften aller Art vom Vater auf den Sohn, von der Mutter auf die Tochter fortgepflanzt werden; allein dies kann auch ohne angeerbte physische Anlagen, durch Beispiel und Erziehung geschehen; ja man will sogar behaupten, es gäbe durchaus keine Erbsünde, und man hat Vortheil dabei, wenn man's behauptet, weil es in's herrschende System paßt.

Physische Anlagen zu moralischen Handlungen gibt's gewiß in jeder menschlichen Natur. Für den Sittenlehrer nach der Mode ist das nun freilich ein schweres Problem zum Auflösen; desto leichter aber für den wahren erleuchteten Christen; denn der weiß ganz zuverlässige Quellen, woher man moralische Anlagen zu physischen Handlungen nehmen kann, und diese sind ja gerade die Kräfte, wodurch man den physischen Anlagen zu moralischen Handlungen die wahre Direction gibt.

Es gibt hervorstechende Erscheinungen in der Natur — Stammwörter ihrer Sprache, die hernach unendlich viele Ableitungswörter haben. Selig, wer in dieser Etymologie gute Fortschritte macht! — er lernt die Grundsprache des ersten Theils der Offenbarungen Gottes an die Menschen

verstehen; mit dem zweiten wird's ihm dann nicht schwer fallen, wenn er's auch im Hebräischen und Griechischen nicht weit gebracht hätte.

Leser! studiert folgendes Natur-Stammwort recht aus, sucht seinen wahren Begriff zu bestimmen und zu berichtigen, so wird euch ein grosses Licht aufgehen.

Es gibt auch Fälle, in welchen die Geschichte unter erborgten Namen incognito reisen muß; ein solcher Fall tritt hier ein.

Zu Bauernheim im Fürstenthum Niemandsleben wohnte ein alter wohlhabender Bauer nebst seiner Frau und einer einzigen Tochter, wie man's nehmen will; zufrieden und glücklich; denn bei dem Landmann heißt dies gewöhnlich nichts mehr als: Mannskraft genug besitzen, seinen Zustand zu ertragen. So lange der gemeine Mann durchgehends noch nicht so fein gesittet ist, daß er das wahre Gute seiner Lage und Verhältnisse, und das wahre Böse in den Standpunkten der höhern Classen durchzuschauen vermag, so lang beneidet er diese, weil sie keine schwere körperliche Arbeiten thun, besser essen und trinken, hübschere Kleider haben, und mehrere Lustbarkeiten genießen als er. Dies war auch gerade der Fall bei dem alten Johannes Schlitzer. Er hatte Hülle und Fülle in seinem Hause, und auch wohl ein Kapitälchen ausgeliehen, war aber doch eigentlich niemals froh, und niemals hatte ihn Jemand lachen gesehen. Sogar seine eigene Frau wußte sich dessen nicht zu erinnern. Immer sah er ernst und feierlich, nie weinerlich, aber doch auch nie heiter aus, er sprach wenig und lakonisch, theilte keine Hiebe aus, nahm aber auch keine an, war nie unzufrieden, außer wenn der Herr Pfarrer zu viel Wein getrunken hatte, und das Wort Gottes, wie er sich ausdrückte, nicht recht über die steife Zunge wegfließen wollte; oder auch wenn ein junger Beamter ihn oder einen seiner Nachbarn duzte, oder aushunzte, oder seine Schuhe an ihm abputzen wollte. Dann klagte er gewöhnlich über Kopfweh, und es ward ihm übel. Seine Grethe war ein guter Schlag von Weibe; bäurisch-

reinlich, nicht bösartig, keine Klätscherin, und, was erstaunlich viel sagen will, nie war einer ihrer Nachbarinnen auch nur von ferne der Gedanke eingefallen, sie könnte wohl eine Hexe seyn. Grethe war ein gutes Weib, eine treue Hausmutter, eine hülfreiche Nachbarin, und zuverlässige Freundin.

Agnese, die dritte Person dieser Familie, war mit einem Wort an Leib und Seel' ein vortreffliches Mädchen, wenn Schönheit, Tugend, Bescheidenheit und Arbeitsamkeit, verbunden mit Reinlichkeit und feinen Sitten, anders den Begriff dieses Worts ausdrücken. Sie lebte mit ihren Eltern in ununterbrochenem Einverständniß, und Niemand zweifelte daran, daß der Jüngling, der diese einzige Tochter heimführte, nicht sehr glücklich seyn würde; es fanden sich auch wohl einzelne Gelegenheiten, die aber vor der Hand allen dreien nicht passend waren.

Nun hatte aber die Bauernheimer Gemeinde einen gemeinschaftlichen Hirten, Namens Schiffel; ein Wesen, das die Natur zum Gränzpfahl zwischen der Menschheit, und dem Reich, dessen Bürger er auf die Waide führte, bestimmt zu haben schien. Schiffel hatte kein einziges Glied an seinem Leibe, von dem man mit Wahrheit sagen konnte, es sey verkrüppelt, aber auch kein einziges, das zum andern paßte. So oft ich ihn sahe, kam's mir vor, als wenn der Schöpfer von ein paar hundert Menschen die einzelnen Glieder genommen, und dann dieses Schiffelding gebaut hätte; keine Bewegung war regelmäßig; wenn er ging, so kehrte er die rechte Seite vor, und bewegte dann die Füße seitwärts; ohne dumm zu seyn, denn er war pfiffig und schlau, hatte er doch nie ein Gewerbe begreifen können, darum war und blieb er auch Hirte. Naseweiß, drollicht, oder muthwillig war Schiffel ganz und gar nicht, er lachte eben so wenig als Johannes Schlitzer, aber er hatte es faustdicke hinter den Ohren. Da ihm nun sein Hirtenamt blutwenig eintrug, so ergriff er ein leichtes Nebengewerbe, womit er sich manchen schönen Thaler verdiente; er gab nämlich praktischen Unterricht in der Kunst,

Sachen von Werth für Dieben zu verwahren. Zur Belohnung nahm er dann gewöhnlich dasjenige, was nicht sorgfältig genug aufgehoben wurde, und dies wußte er so schlau zu machen, daß niemals Jemand mit Grund an ihn kommen konnte; jeder wußte, daß der Hirte stahl, aber keiner durfte es öffentlich über seine Zunge kommen lassen. Bei Schiffeln traf auch das Sprüchwort nicht ein, womit seine Bauern gar oft auf ihn stichelten, wenn hier oder da wieder etwas ohne Erlaubniß des Eigenthümers war beseitigt worden:

Der Krug geht so lange zum Bach,
Bis er endlich bricht Hals und Krag'.

Nein! Schiffel brach Hals und Krag' nicht — er ward ziemlich alt, und kam wenigstens öffentlich mit Ehren an sein Ende.

Es gibt viele unbegreifliche Dinge in der Welt, aber eins von den allerunbegreiflichsten war's doch, als auf einmal die Mähre durch's ganze Dorf erscholl: Schlitzers Agnes sey in gesegneten Umständen, und zwar von dem Hirten Schiffel? — Jeder, der das zuerst hörte, blieb eine Zeitlang in der Attitüde, worin ihn der Schall dieser Zauberworte überraschte: dem Tabacksraucher, der gerade Rauch ausblies, blieb der Mund so stehen; wer schnupfte, dem blieben der Daumen und der Zeigefinger an der Nase hangen; der Näherin starrte der Arm in der Luft, der Viehmagd an der Mistgabel oder am Euter. Kurz! die Noth war allgemein, das ganze Dorf stand da mit offenem Maul, und jeder sagte: Nein! das ist nicht möglich! — Aber es war nicht blos möglich, sondern sogar wirklich; wie aber Schiffel, eine Art von Ungeheuer, ein so edles, treffliches und tugendhaftes Mädchen hatte verführen können, das gehört zu den Stammwörtern der Natur, die freilich nicht Jedermanns Ding sind. Das Zusammentreffen der Umstände macht zuweilen eine Sache möglich und wirklich, die der ABC-Schüler hernach für Wunderwerk ansieht. Genug! es war so; die Natur hatte

ein Machtwort gesprochen, und so mußte der Mensch seine Vernunft unter ihren Gehorsam gefangen nehmen.

Johannes Schlitzer schwieg und griesgramte in sich selbst. Grethe rang die Hände und weinte, Agnes verhielt sich wie ein Schaf, das zur Schlachtbank geführt wird, und Schiffel befand sich ganz behaglich bei der Sache. Ein freundschaftlicher Umgang in einer vergnügten Ehe, ein alles versüßendes Familienverhältniß und die wechselseitigen Ausflüsse der Liebe waren seine geringsten Bedürfnisse; denn er war billig, was er selbst nicht geben konnte, das forderte er auch nicht. Dagegen eine einzige Tochter mit einem beträchtlichen Vermögen zu genießen, das war ihm behaglich; daß sie schön war, war auch wohl gut, allein für ihn nichts weniger als eine Hauptsache.

Schiffel und Agnes wurden also kopulirt; die Tage ihrer Verbindung waren keine Hochzeit, die man fröhlich feiert, sondern eine Tiefzeit, die man betrauert, und von nun an war alles wie gewöhnlich, kein Mensch bekümmerte sich mehr um die Sache. Daß Schiffel in seinem ganzen Leben keine frohe und freundliche Miene in seinem Haus sah, das war sein geringster Kummer, er hätte sie ja auch nicht erwiedern können; Jahrelang vegetirte er so fort; Zank war im Hause ganz und gar nicht, wohl aber ein beständiges Schweigen; einzelne Sylben und Zeichen war alles, was man hörte und sah.

Nichts war charakteristischer, als die vier Menschen essen zu sehen. Hinter dem Tisch in der Ecke saß Schiffel im Dunkel, seine großen, blassen, nichtssagenden Augen rollten auf dem Tische umher, und suchten, was alles zu verschlingen seyn möchte. Gegenüber vor dem Tisch saß der asthmatische, beständig hustende, auf beide Ellenbogen sich stützende alte Schlitzer. Jeder Bissen arbeitete sich mit Girren und Knurren hinunter, und seine ganze grämliche Miene hatte den Ausdruck des Wunsches: daß Schiffel doch am ersten besten Bissen ersticken möchte. Unten saß die alte Grethe, sie sah aus wie einer, der

im schweren Gewitter nach Hause eilt, und Agnes behielt ihre Schlachtschafs-Physiognomie bis an ihr Ende.

Merkwürdig war es, daß Schiffel von seiner Tiefzeit an, mit Agnesen, durchaus nicht mehr stahl; man konnte Geld verlieren, Schiffel konnte es ungesehen finden; es wurde ausgerufen, und kam an seinen rechten Herrn. Es schien, als wenn er seine Schwiegereltern und seine Frau durch Thatsachen hätte fragen wollen, was habt ihr denn an mir auszusetzen? —

Indessen war denn doch das Nichtstehlen bei weitem nicht alles, was seine Leute von ihm forderten. Nach und nach bekamen diese beiden sonderbaren Eheleute auch zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, beide waren Ebenbilder der Mutter, sowohl dem Körper, als dem Geiste nach. Jedermann liebte diese Kinder, denn sie waren die schönsten und wohlgezogensten im ganzen Dorf; ja es schien, als wenn der grämliche Großvater und die duldende Großmutter noch einmal vor ihrem Ende Freude genießen sollten; allein diese Freude war kurz. Beide starben bald nacheinander, und ein Jahr darauf auch Agnes. Jetzt war also nun Schiffel mit seinen lieben und guten Kindern allein.

Ob wohl Schiffel jetzt sein altes Gewerbe wieder ergreifen und stehlen wird? — Nein, lieber Leser! auch jetzt stahl er nicht, aber er ward so geizig und mißtrauisch, daß gar nicht mit ihm auszukommen war; er glaubte nun vielmehr, alle Menschen seyen Diebe und Betrüger, und dies machte ihm den Diebstahl so verhaßt, daß er sich selbst nicht traute, und Geld und Geldeswerth vor sich selbst verbarg. Doch dies Leben dauerte auch nicht lange, denn er starb drei Vierteljahr nach seiner Frau.

Jetzt waren von der ganzen Familie nur noch die beiden Kinder übrig. Der Sohn war zwölf, und die Tochter zehn Jahr alt, beide wurden unter die nächsten Verwandten vertheilt, und Haus und Güter verpachtet. Wo die Tochter geblieben und was aus ihr geworden ist, das habe ich vergessen, aber desto unvergeßlicher ist mir der gute

Heinrich, der mein Spielkamerad und mit mir von einem Alter war. –

Heinrich kam bei einem Vetter in Kost und Erziehung, der zunächst an seinem elterlichen Haus wohnte, und auch einen Theil der Schlitzer'schen Güter gepachtet hatte. Dieser Vetter hieß Wilhelm und war ein durchaus rechtschaffner, thätiger, ehrenvoller und wohlhabender Mann. Er hatte den kleinen Heinrich sehr gerne zu sich genommen. denn er war überaus wohl gezogen, und von sehr liebenswürdigen Sitten. Kaum mochte der Knabe ein halbes Jahr in diesem Hause gelebt haben, als Wilhelm anfing zu merken, daß ihm von Zeit zu Zeit Geld gestohlen wurde; der gute Mann stutzte, und konnte nicht begreifen, wie das zuginge; denn auf Niemand in seinem Hause konnte er Verdacht fassen, und Fremde kamen nicht hinein; da aber das Ding fortdauerte, so nahm er alle nöthige Maßregeln, und paßte insgeheim auf; da ertappte er dann zu seiner größten Bestürzung den armen Heinrich auf frischer That; — er stand wie versteinert dem Knaben gegenüber, und die Thränen drangen ihm in die Augen, ehe er etwas sagen konnte. Heinrich schwieg, zitterte und weinte; endlich fing Wilhelm an:

Aber um Gotteswillen, Junge! wie kamst du zu dem Unglück? — Wenn deine Großeltern und deine Mutter das wüßten, ihre Knochen drehten sich in der Erde herum — willst du dich an den Galgen bringen? — Sieh'! ich verzeihe dir das; du bist noch ein Kind: aber andere Leute verzeihen so etwas nicht, und dann bist du auf dein Lebtag beschimpft. Und denkst du denn nicht, daß ein Gott im Himmel ist, der alles sieht, was du im Verborgenen treibst, und alles an's Licht bringt, und nach diesem Leben in der Hölle bestraft? —

Lange konnte Heinrich vor Weinen und Schluchzen nichts herausbringen; endlich aber antwortete er mit gebrochenen Worten: Ach, Vetter Wilhelm! ich kann's nicht ändern, ich hab' von Kind auf stehlen müssen. Oft kommt's mich an, dann muß ich etwas stehlen, und wenn ich auch den

Tod vor Augen sähe. Als ich drei Jahr alt war, so nahm ich meinem Großvater ein Dreibatzenstück aus der Tasche, und versteckte es; hernach stahl ich meiner Mutter ein silbernes Riechbüchschen, nun kamen sie dahinter, und ich wurde tüchtig gehauen, aber ich konnt' es doch nicht lassen. Ich habe von meinem Vater und von meiner Mutter erstaunlich viel Schläge gekriegt, aber das hilft nicht, wenn mich's ankommt, so muß ich stehlen, es mag gehen wie es will. Ich bestahl aber immer meine Eltern und Großeltern, daher kam's nicht aus. Ach, Vetter Wilhelm! sagt es doch Niemand, ich will ja auch wahrhaftig Niemand anders bestehlen, als Euch.

Bei allem Unglück konnte sich doch Wilhelm bei diesen Worten unmöglich des Lachens enthalten. Ja ich will dir — etwas anders sagen! — rief er: aber wo hast du denn das Geld gelassen?

„Das verwahre ich."

Was willst du denn damit machen?

„Nichts! — Ja das weiß ich nicht, daran hab' ich nicht gedacht."

Wilhelm ließ sich nun das Geld wiedergeben; er bekam alles bei Heller und Pfennig wieder, was er bisher vermißt hatte. Indessen kam ihm die Sache doch sonderbar vor; um aber den Knaben zu schonen, sagte er damals Niemand etwas von der Sache, obgleich Heinrich das Stehlen von Zeit zu Zeit fortsetzte, und es aller Züchtigungen ungeachtet nicht lassen konnte. Als er es aber endlich einmal gar zu arg machte, und deßwegen auch vielleicht zu hart gestraft wurde, so ging er heimlich fort; man erfuhr hernach, daß er in holländische Dienste gegangen, und weil er auch dort das Stehlen fortsetzte, gehangen worden sey.

Doctor Gall hat diesen bedauernswürdigen jungen Menschen nicht gekannt, hätte er mit ihm zu gleicher Zeit gelebt, so würde er gewiß nach dem Diebsorgan geforscht, und es vielleicht auch gefunden haben. Aber nun der Philosoph — der Rezensent aller göttlichen Einrichtungen in der physischen Welt, was wird der sagen? — wenn der

arme Heinrich Schiffel das Diebsorgan nicht gehabt hätte, so hätte er nicht gestohlen, und was konnte er dafür, daß er das Diebsorgan hatte? Dies hab' ich zwar den Doctor Gall nicht gefragt, als ich in Gesellschaft des badischen Hofs sein Collegium hörte, aber das sagte ich ihm, daß sein System Anlaß zu dieser Frage geben könnte, und er antwortete mir: der Mensch behält, aller überwiegenden Neigungen seiner verdorbenen Natur ungeachtet, doch seinen freien Willen. Ich füge noch hinzu: und die Religion verspricht Sieg und Ueberwindung auch über die Kräfte der Höllen- geschweige der Diebsorgane. Hätte Heinrich Schiffel eine ächtchristliche Erziehung gehabt, doch daß er die nicht hatte, daran war er nicht schuld, hätte er sich selbst der Gnadenmittel bedient, die ihm bei reiferen Jahren angeboten wurden, so hätte er durch ernsten Kampf überwinden können; um dies durch eine Erfahrung zu bestätigen, so erzähle ich das Gegenstück in einer Geschichte.

In meiner Jugend kannte ich eine Bettelfrau, die große Else genannt; ihr Mann war wegen Dieberei gehangen worden, mit ihm hatte sie drei Kinder gezeugt, die sie mit sich herum schleppte. Das älteste war ein Knabe von 10 Jahren, die beiden andern waren Zwillinge, Mädchen von 8 Jahren. An eine vernünftige christliche Erziehung war hier nicht zu denken; ihre Erziehung bestand blos darinnen, so lang mit Betteln an der Thür anzuhalten, bis sie etwas bekommen hätten, und sich ja durch nichts abschrecken oder abhalten zu lassen. Nun wurde die große Else krank, es war Sommer, und sie lag auf einem Dorf, im Fürstenthum Nassau-Siegen, auf der Lützel genannt, in einer Scheuer; vor ihrem Tod vermachte sie dem Sohn das Fürstenthum Nassau-Siegen, der einen Tochter das Fürstenthum Nassau-Dillenburg, und der andern die Grafschaften Wittgenstein und Berlenburg, dabei machte sie allen dreien zur Pflicht, daß keins im Lande des Andern betteln sollte. Nun legte sie die Füße zusammen und starb. Die Bauern ließen sie begraben, und die Kin-

der traten nun ihre Erbschaft an, jedes bettelte in dem ihm angewiesenen Land. Der Knabe hieß Hannes, er bettelte, und wuchs unter dem Betteln heran, so daß er ein schöner gesunder und wohlgebildeter Bursch wurde.

Nun wohnte dort ein schweizerischer Mennonite auf einem herrschaftlichen Hof, den er gepachtet hatte; bei diesem hielt sich Hannes oft wochenlang auf, und fing auch allmälig an, die Arbeit zu verrichten, zu der man ihn anwies. Der Pächter Ulrich, ein sehr frommer Mann, unterredete sich mit seiner Frau, und sie beschloßen den armen Jungen anzunehmen, ihn zu erziehen, und so viel lernen zu lassen, als er in seinem künftigen Stand nöthig haben würde.

Sie nahmen also den Knaben vor, und sagten ihm, sie wollten ihn behalten, wenn er ihnen folgen, sich gut aufführen, und fleißig seyn wollte. Der Knabe versprach mit tausend Freuden alles, er wurde ordentlich reinlich gekleidet, in die Schule geschickt, und in den übrigen Stunden half er die Feldarbeit verrichten. Er lernte lesen, schreiben und rechnen, und in der Religion wurde er vortrefflich unterrichtet, welchen Unterricht dann seine Pflegeltern in Ausübung zu bringen suchten. Alles ging herrlich von statten. Der Knabe wurde fleißig, brav und treu, in allen Proben, die man mit ihm machte, fand man ihn bewährt.

Als er ungefähr 18 Jahr alt war, so bemerkte man eine gewisse Schwermuth an ihm, er weinte oft in der Stille, zu Zeiten fand man ihn auch an abgelegenen Orten auf den Knien liegen und beten. Ulrich und seine Frau drangen deßwegen in ihn, und wollten wissen, was ihm fehle. Endlich brachten sie es heraus; unter vielem Schluchzen und Weinen sagte er: „Liebe Eltern! ich hab' von Kindheit auf einen unwiderstehlichen Trieb zum Stehlen gehabt, ich hab' auch immer gestohlen, bis ich bei Euch gekommen bin; seitdem hab' ich Euch zwar nichts Wichtiges genommen, aber doch immer etwas, das Ihr nicht gemerkt habt. Ich kann's nicht lassen, und wenn der Scharfrichter mit dem Strick vor mir stände. Der liebe Gott hat mich

aber bis dahin bewahrt, daß ich noch keinen groben Diebstahl begangen habe; nun steht mir immer meines armen Vaters Schicksal vor Augen, und wenn ich doch eine Gelegenheit etwas zu stehlen finde, so ist die Lust immer viel größer als die Furcht für der Sünde und für der Strafe.

Ulrich und seine Frau stutzten gewaltig, als sie das hörten, und fast reute es sie, daß sie sich des armen Jungen angenommen hatten; und doch dachten sie auch, wenn sie ihn jetzt wieder gehen ließen, so wäre er verloren, und würde dann doch endlich am Galgen sterben müssen.

In dieser Verlegenheit beschloßen sie endlich zu einem gewissen frommen und gelehrten Mann zu gehen, und ihn um Rath zu fragen; und nach reiflicher Ueberlegung beschloßen sie den Hannes mitzunehmen. Sie gingen also zusammen zum Herrn von Plönnies (so hieß der fromme vortreffliche Mann) und erzählten ihm die ganze Sache umständlich. Plönnies sahe den jungen Menschen durchdringend an, und sagte: du bist also mit Ketten der Finsterniß gebunden, mehr als andere Menschen, aber diese Ketten mußt du zersprengen.

Hannes. Ach lieber Herr! das kann ich eben nicht, das ist meine Klage.

Plön. Ist es dir dann herzlich ernst, dieses Elends los zu werden.

Hannes. Ja wahrhaftig! herzlich ernst, aber all' mein Beten hilft mich nichts.

Plön. Zu wem hast du denn gebetet?

Hannes. Ei! wie können Sie fragen; zum lieben Gott.

Plön. Weißt du dann auch, wo man den lieben Gott suchen muß, wenn man erhörlich beten will?

Hannes. Ja, der liebe Gott ist ja allenthalben, auch hier bei uns.

Plön. Das ist wahr, aber wir müssen Ihn in seinem Sohn, unserm Herrn Jesu Christo, recht ernstlich anbeten, sonst werden wir nicht erhört.

Hannes. Das habe ich nicht gewußt.

Plön. Jetzt weißt du es; bete unaufhörlich zum Herrn Jesus, und flehe zu Ihm um seinen heiligen Geist, so bekommst du Ihn gewiß, und der wird dir dann auch Kraft geben, diese abscheuliche Neigung zu überwinden.

Nun will ich dir aber noch einen guten Rath geben, wenn du dem folgst, so wirst du gewiß des Uebels los: Nicht wahr, wenn du etwas siehst, das dir gefällt, so bekommst du Lust es zu nehmen, und nimmst es auch wirklich?

Hannes. Ja! aber doch nicht immer: die Lust kann ich zu Zeiten überwinden, aber zu Zeiten auch nicht.

Plön. Aber kommt dir dann nie die Reue, wenn du etwas gestohlen hast.

Hannes. O ja! einmal früher, ein andermal später.

Plön. Gut! sobald dir diese Reue kommt, so bringe das Gestohlne seinem Eigenthümer wieder, oder wenn du es nicht mehr hast, so klage es ihm wenigstens.

Hannes. Dem Rath will ich gern folgen, aber es wird mir schwer werden.

Plön. Folge du nur, diese Uebung wird dir immer leichter werden, und bald wirst du sie nicht mehr nöthig haben.

Hannes versprach das Alles treulich zu befolgen; er kämpfte, strauchelte, fiel, und raffte sich wieder auf, so ging das nun eine Zeitlang fort.

Einstmals als er aufs Feld geschickt wurde, um dort etwas zu verrichten, so führte ihn sein Weg über eine Landstraße; hier fand er auf einem Stein einen Korb stehen, der mit einigen Kleidungsstücken angefüllt war, neben ihnen am Rand guckte ein Päckchen mit Geld hervor, flugs griff Hannes zu, nahm das Geld, und versteckte sich in's Gebüsch; bald kam ein junges Mädchen aus dem Gebüsche, hob den Korb wieder auf den Kopf, ohne gewahr zu werden, daß das Geld fort war; dann ging sie ihres Weges, und Hannes nun auch. Nach und nach kam ihm die Reue; er wußte nicht wem er's gestohlen hatte, und es fing in wie Feuer auf seiner Seele zu brennen; nach ein Paar

Tagen erscholl das Gerücht, daß dem P.... zu K. die Magd mit 200 Gulden durchgegangen sey, man verfolgte sie durch Steckbriefe, und fand sie nicht. Dazu kam nun noch die Nachricht, sie seye bei M.... in den Rhein gesprungen, und ertrunken. Jetzt ging dem Hannes das Wasser an die Seele, jetzt drang die Reue so tief in sein Herz, daß er gänzlich von seinem Uebel kurirt war; das Erste, was er vornahm, war, daß er mit dem Geld nach K. zu dem P. ging, und ihm sagte, da seye sein Geld, er habe es auf der Landstraße gefunden. P. schlug die Hände über dem Kopf zusammen, und rief, ach mein Gott! das arme Mädchen! Hannes taumelte im tiefsten Kummer fort, und kehrte sich nicht daran, daß ihm P. nachrief: er solle warten, er wolle ihm ein Trinkgeld geben.

Nun wurde in den Zeitungen bekannt gemacht, das Geld habe sich gefunden, und das Mädchen sey unschuldig. Diese hatte arme aber sehr rechtschaffene Eltern, die sich über die Untreue ihrer sonst so braven Tochter krank grämten, und wie sehr sie sich freuten, als sie erfuhren, daß sie unschuldig sey, daß läßt sich leicht denken; nun betrauerten sie sie christlich, und befahlen Gott die Sache.

Der gute Hannes litte nun fürchterlich, der unglückliche Tod des armen Mädchens lastete Centnerschwer auf seiner Seele; er kam sich selbst abscheulich vor, und es kam so weit, daß man ihn hüten mußte, weil man den Selbstmord fürchtete. Auf einmal kam das Mädchen wieder zum Vorschein, sie war durch Fischer gerettet worden, die gesehen hatten, daß sie in's Wasser gesprungen war. Es läßt sich kaum denken, welche Freude die Wiederkunft dieser hartgeprüften Person allenthalben bei ihren Eltern, bei ihrem Herrn, und vorzüglich bei dem Hannes erregte. Dieser nun gänzlich kurirte Jüngling fing nun eine Laufbahn an, die ihn als den edelsten Menschen auszeichnete, er heirathete hernach das Mädchen, lebte glücklich und im Segen, und erst auf seinem Todbette erzählte er Frau und Kindern zum Preis Gottes diese Geschichte.

28.

Schreiben eines reisenden Juden aus der Vorzeit.

Friede sey mit dir, von dem Gott unserer Väter, und mit deinem ganzen Hause!

Lieber Rabbi Aaron! ich hatte dir versprochen, viel Neues aus dem Land unserer Vorfahren zu schreiben, und wahrlich ich kann es; ich hab' Dinge gehört und erfahren, die noch Niemand, so lang die Welt steht, gehört und erfahren hat. Ich werde mich der strengsten Wahrheit befleißigen, und ich versichere dir, bei unserm heiligen Tempel, den ich nun auch gesehen habe, daß ich nichts übertreibe, und daß ich mich nicht im geringsten in irgend etwas täusche.

Du weißt, daß ich im vorigen Jahr im Monat Sivan von Worms abreiste; in Rom hielt ich mich nur wenige Wochen auf. Von der unbeschreiblichen Pracht dieser Stadt sag' ich dir kein Wort, du hast sie selbst gesehen; mir begegnete auch einmal der Kaiser Tiberius zu Pferd, von einigen Trabanten begleitet, aber er machte wenig Eindruck auf mich; nur das schnitt mir Wunden in's Herz, daß dieser Heide, der aber so wenig an seine Götter glaubt, als unser Nachbar Levi an den Gott Israels und den Messias, das Volk Gottes beherrscht; noch nie war mir diese Vorstellung so lebhaft als jetzt, und ich muß dir,

meinem alten treuen Lehrer, so ganz sagen, wie mir, von diesem Augenblick an, auf der ganzen Reise zu Muthe war:

Ich stellte mir so vor, welche herrliche Verheißungen Gott unsern Vätern durch seine Diener, die Propheten, gethan, und was er ihnen versprochen habe, und man erfahre nun gerade das Gegentheil. Dann fiel mir unser Nachbar Levi ein — sollte es denn wahr seyn, was er sagt: die Heiden erzählten auch viel von Wundern, die ihre Götter gethan hätten, auch sie hätten alte heilige Schriften, so gut als wir, jetzt aber zeige sich bei ihnen, so wenig als bei uns, irgend ein Wunder, oder irgend eine göttliche Offenbarung; man sehe also augenscheinlich, daß alles nach der Ordnung der Natur gehe, folglich immer auch so gegangen habe; was in allen alten Büchern stehe, sey Fabelei und Dichtung!

O lieber Rabbi! wie wehe wurde es mir dann um's Herz — ich flehte zum Gott Israels um Licht, aber ich erblickte auch nicht den geringsten Schimmer.

Auf dem Schiff waren mehrere Juden, die auch nach dem jüdischen Land reisten, aber mit denen war auch nichts zu thun, die dachten an ihren Handel, und bezahlten die Spöttereien der römischen Schiffer und Soldaten mit Witz.

Unter den Soldaten waren viele Teutsche, aus den Stämmen der Markmannen, Schwaben, auch einige Catten; mit diesen Landsleuten, die zwar rauh, aber ehrlich und bieder sind, ging ich noch am liebsten um, sie reisten auch nach Jerusalem, um dort die Besatzung zu verstärken.

Das einzige, was mich in meinem Kummer noch aufrecht hielt, war der Gedanke an den verheißenen Messias, von dem du mir so viel Schönes gesagt hast, und ich vertrieb mir die Zeit mit dem Lesen dieser Verheißungen in unsern Propheten; endlich kamen wir dann zu Joppen an, wo ich bei dem Gerber Simon einkehrte; ich überreichte ihm deinen Empfehlungs-Brief, und wurde nun brüderlich aufgenommen. Du kannst denken, daß ich die erste, beste Gelegenheit ergriff, um mein Herz in die Seele

dieses braven Mannes zu ergießen, aber wie ward mir, als er mir mit lächelnder Miene, aber im Vertrauen sagte: Höchstwahrscheinlich ist der längstersehnte Messias nun da: ein junger Mann, Namens Jesus von Nazareth, hat seit mehr als zwei Jahren solche Thaten verrichtet, wie man sie noch nie erfahren hat, kein Prophet hat jemals solche Wunder gethan, wie er, und das geschieht nicht etwa in's Geheim, unter wenigen seiner Anhänger, sondern vor den Augen vieler Hunderten, ja Tausenden, so daß es unmöglich Jemand läugnen kann; er rührt die Kranken an, befiehlt, sie sollen gesund werden, und sie werden gesund; er gebeut den bösen Geistern in den Besessenen, und sie fahren ohne weiters auf der Stelle aus, bekennen auch wohl laut, er sey der Messias.

Mir stürzten Thränen der Wonne aus den Augen, ich muß ihn sehen! rief ich aus; dazu kannst du leicht kommen, antwortete Simon, denn er zieht immer im Land umher, viele Leute strömen zu ihm hin, und man weiß immer und überall wo er ist. Aber, fuhr ich fort, was sagt denn unsere Obrigkeit von ihm? Wofür halten ihn die Priester und die Schriftgelehrten? — Simon zuckte die Schultern, und erwiederte: Der Vierfürst, oder wenn du willst, der König Herodes und sein Hof bekümmern sich nicht um ihn; zuweilen hören sie von seinen Wundern und Thaten, aber das thut weiter keine Wirkung, als wenn man von einem neuen Schauspiel hört, und wünscht es denn zu sehen; käme Jesus, und kündigte an, er wollte auf dem Theater einen Todten erwecken, so würde man mit der freudigsten Neugier erscheinen, die Hände warm klatschen, und hernach im Kabinet beschließen, wie man den gefährlichen Menschen ohne Geräusch aus dem Weg schaffen könne und müsse.

Die Priester, Schriftgelehrten und Obersten, stolz auf ihren Adel und Würde, verachten Jesum, wegen seiner Herkunft, denn er ist ein Zimmermann seines Handwerks, und eines gemeinen Zimmermanns Sohn, aus Nazareth in Galiläa; zwar ist er aus Davids Geschlecht, aber dies ist durchgehends arm und ohne Ansehen; die merkwür-

digen Dinge, die bei seiner Geburt, vor zwei und dreißig Jahren, vorgingen, die hat man vergessen, und auf das Zeugniß eines heiligen Einsiedlers aus dem Stamm der Priester, des Johannes Zacharias Sohn, der ihn für den Messias feierlich ankündigte, achtet man gar nicht. Er müßte ein vornehmer Jude, von großem Ansehen, tapfer, ein Feind der Römer, ein eifriger Pharisäer u. s. w. seyn, dann würden sie eher an Ihn glauben, und doch würde wiederum Jeder in seinem Herzen griesgramen, weil es Jeder selbst gern seyn möchte.

Du kannst denken, lieber Rabbi! wie ich erschrak. — Mein Gott! sagte ich, sind die Väter unseres Volkes so tief gesunken? Lieber Joseph! versetzte Simon, das sind noch Kleinigkeiten, du reisest jetzt in's Land, du wirst noch andere Sachen erfahren. Aber, fuhr ich fort, was sagt denn Jesus dazu? Simon antwortete: er predigt mächtig gegen das große Verderben, kündigt sich mit größter Wärme und der herzlichsten Erbarmung als den Messias, den Erlöser der Menschen, und den Seligmacher an; selbst im Tempel zu Jerusalem, wo Er oft erscheint und lehrt, geht Er den Priestern und Obersten mächtig zu Leibe, Er schilt sie Heuchler und Schlangenbrut, und verkündigt ihnen schwere bevorstehende Gerichte, aber das macht sie nur noch erbitterter, und sie trachten Ihm wirklich nach dem Leben. Dies alles kam mir sonderbar vor. — Wenn der Messias unser Volk auf den höchsten Gipfel des Wohlstandes erheben soll, wie das ja in den Propheten häufig verheißen ist, — so dachte ich. — so muß Er ja durchaus von Hohen und Niederen dafür angenommen werden, Alle müßten Ihm gehorchen, und sich Ihm als ihrem König unterwerfen; kurz, lieber Rabbi! es wurde mir wieder so dunkel wie vorher. Nun beschloß ich den Mann selbst zu sehen, wo möglich zu sprechen, alles genau zu prüfen, und mir so Gewißheit zu verschaffen; ich reiste also, sobald ich konnte, von Joppen ab.

Auf der Reise nach Jerusalem hörte ich erstaunliche Dinge von dem Propheten von Nazareth; man sprach

überall von Ihm; daß vieles übertrieben war, das kannst du denken, an Spotten und Lästern fehlte es auch nicht, ich sahe auch mehrere Kranken, die er geheilt hatte; daß diese voll Lobens und Rühmens waren, ist leicht zu erachten, und eben so begreiflich ist es, daß Ihn diese auch öffentlich für den Messias erklärten.

Gegen Abend des dritten Tages kam ich zu Jerusalem an; der Anblick der heiligen Stadt machte einen tiefen, ehrfurchtsvollen Eindruck auf mich; der prächtige Tempel, der hoch empor ragt, sein goldenes Dach, die Burg Zion, und die vielen großen und starken Thürme zeigen eine Majestät, die man sehen muß, wenn man sich einen Begriff davon machen will; aber wie ward mir, als ich in die Stadt kam, und durch die vielen Gassen wandelte, bis ich zu meiner Herberge gelangte? — Muthwillige Jugend, die Jeden neckt, der bei ihnen vorbeigeht, liederliche Weibspersonen, leichtfertig gekleidet; Römer und römische Soldaten, die mit einem Stolz einher schreiten, der Jedem laut sagt, daß sie unsre Herren sind, und dann Priester, Gelehrte und Rathsherren — nun davon sag' ich nichts; kurz, es wurde mir weh' um's Herz, und ich eilte in meine Herberge, die ich bei einem frommen Krämer fand, an den mich Simon von Joppen empfohlen hatte.

Mein Wirth und seine Familie sind sehr eingezogene, feine Leute, sie glauben auch, daß Jesus der Messias sey, sie erzählten mir viel wunderbare Dinge von Ihm, so daß mein Glaube wieder wuchs, aber auch das Verlangen, Ihn zu sehen und zu sprechen. Doch dies mußte ich noch einige Wochen aufschieben, um in Jerusalem erst meine wichtigsten Geschäfte abzuthun. Ein paarmal ging ich auch mit meinem Wirth nach Bethanien, wo drei ledige, reiche Geschwister beisammen wohnen; das sind ganz vortreffliche Leute, bei denen sich Jesus häufig aufhält, wenn Er in die Gegend kommt. Diese heilige Familie besteht aus einem Bruder und zwei Schwestern, er heißt Lazarus, und die Schwestern Martha und Maria. Ich wurde mit der größten Freundlichkeit aufgenommen, da hörte ich

nun recht viel von Jesus, seinem göttlichen Charakter, und seinen herrlichen Thaten; da ich nun meinen Wunsch äußerte, zu Ihm zu reisen, so billigten sie das sehr, Lazarus gab mir einen Brief an Ihn mit. Dieser liebe Mann ist schwächlich, und von einem freundlichen, stillen und wehmüthigen Wesen; darinnen ist ihm auch seine Schwester Maria ähnlich, Martha aber ist eine rasche, thätige und sehr lebhafte Person, aber eben so fromm und rechtschaffen wie ihre Geschwister. Die Lieben sagten mir, ich würde Jesum in Galiläa, vermuthlich in Capernaum finden.

Den ersten des Monats Schebat trat ich meine Reise nach Galiläa an, in der Nähe von Capernaum erfuhr ich, daß Jesus nach Nazareth gegangen sey, um seine Mutter zu besuchen; dies freute mich sehr, denn da konnte ich die merkwürdige Familie beisammen antreffen, ich wendete mich also linker Hand gegen Abend, und reiste zwischen den Bergen Hermon und Thabor herauf, quer durch das Thal Esdrelom, und dann auf das Gebirge, wo ich dort das Städtchen Nazareth auf einem Hügel in einem flachen Thal liegen sah; das Herz fing mir an für Erwartung zu pochen, ich beflügelte meine Schritte, und bald schritt ich zum Thor hinein. Hier fand ich einen alten Mann vor der Hausthür sitzen, den fragte ich, wo sich der Prophet Jesus aufhielt? — Er wies mich die Gasse hinauf, und dann linker Hand eine Gasse hinein, dort würde ich viele Lahme, Blinde und Kranke vor einer Thür antreffen, da sollte ich hinein gehen. Ich eilte fort, und fand es so, wie der Alte gesagt hatte.

Als ich nahe hinzu kam, so sahe ich eine ältliche Frau, die mit ausgebreiteten Armen zur Thür heraus stürmte, in die Höhe und gierig um sich blickte, als ob sie die Welt noch nicht gesehen hätte, sie weinte laut, und lobte Gott mit Jubel; ich erfuhr bald, daß sie vor einer Minute blind hinein gegangen, und nun sehend geworden sey. Nun drängten sich mehrere Leidende hinzu, es standen aber Männer an der Thür, die nur Einen nach dem Andern

hineinließen; unter andern sah ich einen Menschen mit auswärts krumm gewachsenen Beinen, sich auf Krücken herbeischleppen, diesen beobachtete ich wohl, um ihn genau zu kennen, man half ihm hinein, und kannst du es glauben? Lieber Rabbi! — gerad und gestreckt kam er wieder heraus, die Krücken unter dem Arm, lief hin, rief laut, dankte und lobte Gott.

Jetzt hatt' ich genug gesehen, das kann nur der Schöpfer, dachte und sagte ich. Aber wie konnte ich nun zu den Wunderthäter kommen, das war jetzt meine Hauptsache — zur Thür hinein, das war nicht möglich; ich hörte aber die Leute im Haus arbeiten, hobeln, sägen und mit einer Axt hauen, ich ging also um die Ecke des Hauses, und sah durch's Fenster einige junge Männer mit Schreinerarbeit beschäftigt, ich grüßte sie freundlich, und bat sie, mich hinein zu lassen; einer von ihnen wies mir ein kleines Hinterthürchen, ich ging hinein, und zu ihnen in die Werkstätte; nachdem ich mich ihnen bekannt gemacht hatte, so äußerte ich meinen sehnlichen Wunsch, den Rabbi zu sehen und zu sprechen — sanft und freundlich antwortete mir der Aelteste: Mein Bruder wird von der großen Anstrengung sehr müde, du wirst ihn diesen Abend schwerlich sehen können; hierauf versetzte ein anderer: wenn er doch früh fertig würde — ich will einmal der Mutter rufen; er lief hin, und eine sehr ansehnliche, einfach und reinlich gekleidete Frau von 46 bis 48 Jahren trat herein; Rabbi! welch' eine Frau! aus dem sanften, bescheidenen Gesicht strahlte eine verborgene Majestät hervor — Rabbi! ich hätte niederfallen mögen; sie redete mich freundlich an, und hieß mich, zu sich niedersitzen, das that ich, sie sprach lauter Worte der Weisheit und der Frömmigkeit, sie erzählte mir, daß ihr ein Engel die Geburt ihres Sohnes angekündigt habe, daß er gewiß der Messias sey u. s. w. Dann erfuhr ich auch, daß die zween junge Männer, die da arbeiteten, ihre jüngeren Söhne seyen, u. s. w. Ich konnte nicht müde werden, mit der herrlichen

Frau zu reden; indem trat ein bildschöner junger Mann herein, ein kalter Schauer lief mir über die Haut, allein er war es nicht, sondern seiner Jünger einer, er sagte zur Mutter, welche Maria heißt: der Rabbi ist in's Cypressenwäldchen gegangen. Dann stellte Maria mich ihm vor, und sagte: Siehe, Johannes! ein Sohn unseres Volkes, der aus den fernsten Abendländern kommt, und nun von Jesus gehört hat; er brennt vor Verlangen Ihn zu sehen. Johannes sah mich freundlich an, und sagte: Friede sey mit dir! — Der Rabbi ist müde, aber komm, ich will dich zu Ihm führen! — Wir traten die Thränen der Freude in die Augen — wir gingen. — Ach! Aaron! welche Menschen sind das! — Solche hab' ich nie gesehen; tiefer, inniger Friede, Liebe und Frohsinn, und dabei Ruhe und Freundlichkeit leuchtet aus allem hervor, was sie thun und lassen; so fand ich's auch in Bethanien. — Ja, wenn der Messias lauter solche Leute verlangt, so sieht's mit unserm Volk übel aus, und doch muß sein Reich aus lauter solchen Leuten bestehen, wenn es anders das seyn soll, wie es die Propheten beschreiben.

Wir kamen in's Cypressenwäldchen, dort saß Er; wir nahten uns Ihm, Er stand auf und ging uns entgegen. — Rabbi! welch ein Mann! — Lang, etwas hager, mit braungelblichen Locken, die über die Schultern herabhingen, eben einen solchen Bart, der sich in der Mitte spaltet, ein Grübchen im Kinn, nußbräunlich im Gesicht, eine gebogene Nase, einen etwas aufgeworfenen Mund, helle, durchdringende, etwas röthliche Augen, so als ob Er eben geweint hätte; dabei sieht Er freundlich, aber traurig ernst aus; so stand Er vor uns; — je länger man Ihn ansieht, desto mehr entwickelt sich in seinem Angesicht eine verborgene Majestät, die etwas Göttliches anzeigt, und durchaus unbeschreiblich ist; Er sah mich durchdringend an, und ich fühlte, daß Er mein ganzes Wesen durchschaute. Ich konnte mich des Niederfallens nicht enthalten, aber Er hub mich auf, nun sagte ich: Herr! ich habe viel von dir gehört,

wenn du glauben würdest, so würdest du die Herrlichkeit Gottes sehen? — Nun blickte Jesus empor, mein Gott! welch' ein Blick! — mit göttlicher Majestät sagte Er laut, daß es Jedermann hörte: Vater! ich danke dir, daß du mich erhört hast, doch ich weiß, daß du mich allezeit erhörest, aber um des Volkes willen, das umher steht, sage ich's, auf daß sie glauben, du habest mich gesandt. —

Jetzt streckte Er den Arm gegen das Grab aus und rief mit starker Stimme: Lazarus, komm heraus! — Liebster Rabbi! wie ward mir? Staunen ergriff mich auf meinem Scheitel — Lazarus stand auf gesund und frisch, so wie er in die Leichentücher eingehüllt war; ruhig, und ohne irgend ein Zeichen einer Freude, oder sonst eines Affekts zu zeigen, sagte Jesus ferner: Löst ihn auf, und laßt ihn gehen.

Du kannst dir die Wirkung nicht vorstellen, welche dieses göttliche Wunder hervorbrachte — da war an keine Täuschung zu denken, Hunderte wußten, Lazarus sey gestorben, Hunderte rochen den Gestank der Verwesung, und alle diese nämlichen Hunderte sahen ihn nun auf den Aufruf Jesus, gesund und frisch aus dem Grabe hervor kommen. Ganz Jerusalem gerieth in Bewegung, da war bei dem Unbefangenen kein Zweifel mehr, daß Jesus der Messias sey, aber die Priester und Obersten wurden wüthend darüber, und warum? — blos aus Neid — Jesus ist so sehr gerade das Gegentheil von dem, was sie sind, daß sie Ihn unmöglich, so wenig als Er sie, dulden können. Jetzt säumten sie nicht länger, um Ihn zum Tod zu befördern, — zum Tod! — du staunst, Rabbi Aaron! — lies nur weiter: Sie sahen ein, wenn das so fort ginge mit dem Wunderthun, so würde Ihm das ganze Volk anhangen, und dann wäre es um sie geschehen; indessen war es doch auch mit dem Hinrichten keine so leichte Sache, weil Er einen großen Anhang hat. — Vielleicht bist du neugierig zu wissen, wie es dem Lazarus jetzt nun zu Muth war? ich sprach oft mit ihm, und er

sagte mir, er sey nach seinem Tod in einer großen dämmernden Weite erwacht, und zween Engel seyen bei ihm gewesen, die sehr lieblich mit ihm umgegangen wären, und ihm gesagt hatten, er müßte wieder in's irdische Leben zurückkehren, um die Würde des Messias zu bezeugen; übrigens ist er just so, wie er vorher war, doch oft auch in sich gekehrt und wehmüthig.

Ich habe auch Jesum im Tempel lehren hören — da solltest du an meiner Stelle gewesen seyn — alle seine Worte sind Geist und Leben, aber oft auch geheimnißvoll, doch das konnte ich gar häufig merken, daß Er sterben müsse als ein Opfer für die Sünden der Welt, und daß Er hernach bald auferstehn, zum himmlischen Vater zurückgehn, einst wiederkommen, und dann erst sein Reich errichten werde. Dies will nun den Juden gar nicht einleuchten, ihre Begriffe vom Reich des Messias sind damit gar nicht übereinstimmend, der Messias soll sie vom Joch der Römer befreien, und zu Herren der Welt machen; selbst seine Jünger, welche gemeine Leute und zum Theil Fischer, aber sehr fromme und brave Männer sind, hatten ungefähr die nämlichen Vorstellungen, und die Winke ihres Rabbi von Sterben und Auferstehen wollten ihnen nicht einleuchten.

Ob ich zwar auch mit meinen schwachen Augen dies Dunkel nicht durchdringen kann, so schimmert mir doch ein kleines Licht daraus hervor: es ist unmöglich, daß ein allgemeines Friedensreich Gottes auf Erden entstehen kann, so lang die Menschen so verdorben, gottlos und ruchlos sind, und vorab wie es unser Volk ist, und mit diesem soll ja doch das Reich Gottes beginnen; wenigstens hast du mich so unterrichtet. Es ist also vorerst eine Anstalt nöthig, wodurch die Menschen besser werden, und diesen Zweck hat Jesus im Auge; jetzt will Er sterben, und wieder zu seinem Vater zurückkehren, und wenn dann seine Anstalten jenen Zweck erreicht haben, so will Er wieder kommen und sein messianisches Reich errichten. So sehe ich wenigstens die Sache ein, und eine kleine Unterredung, die ich mit

diesem — ich möchte sagen — Gottmenschen im Tempel, in Salomons Halle hatte, hat mich darinnen bestärkt: Ich ging nämlich an einem Abend in den Tempel, um mein Gebet zu verrichten; nun hörte ich, daß Jesus in Salomons Halle sey, ich ging also dahin, und fand Ihn mit einigen seiner Jünger allein, Johannes war auch bei Ihm; als Er mich sah, winkte Er mir freundlich und sagte: wirst du über Pfingsten hier bleiben? — Ich antwortete: Ja Herr, wie du befohlen hast! — dann fuhr Er fort: Eile dann zu den Deinigen, bestelle deine Geschäfte und ziehe nach Rom, dort wirst du erfahren, was zu deinem Frieden dient. Mein Reich gehört nicht in diesen Zeitlauf, und es bestehet nicht in irdischer Herrlichkeit, sondern in Befolgung meiner Gebote.

Ich. Herr! ich habe keine Gelegenheit gehabt, deine Gebote zu hören.

Er. Liebe Gott über Alles, den Nächsten als dich selbst, und glaube an mich, so wirst du zu seiner Zeit Alles erfahren. Friede sey mit dir! — Jetzt mußte ich Ihn verlassen, hochahnend ging ich von Ihm weg.

Die Ostern rückten nun heran, und allerhand Gerüchte gingen in Jerusalem umher, die Geschichte von der Auferweckung Lazarus verkühlte bald, und es war eben als ob nichts geschehen wäre; an einem Morgen früh aber kam mein Wirth mit lautem Geschrei zu mir und sagte: sie haben diese Nacht Jesum gefangen genommen, so eben hat man Ihn mit Stricken gebunden zu Pilatus geführt. Denk', einer von seinen Jüngern hat Ihn verrathen, und dem Hohenpriester den Ort gesagt, wo man Ihn finden könnte, sogar hat er das Kommando, das Ihn fangen sollte, begleitet, und im Garten Gethsemane am Oelberg hat man Ihn angetroffen, wollen wir nicht hin und sehen wie es geht?

Im Augenblick war ich angekleidet, und wir liefen zum Richthaus. Mir standen die Haare zu Berge, als ich da-

hin kam, und die Menge Volks in der Wuth, so wie im Aufruhr sah, wie die Priester und Obersten das Volk immer mehr aufhetzten, und alle das rasende Getümmel. Ueber diesen Vorfall wurde ich tief bekümmert, und ich sahe nun klar ein, daß unserem Volk abermal ein schweres Gericht bevorstund: denn diese entsetzliche Blutschuld konnte nicht ungerochen bleiben. Wir blieben eine Weile da, um zu erfahren, wo es hinaus wolle; endlich sahen wir Ihn auf dem Hochpflaster herausführen. Ach, Rabbi! welch' ein Anblick! — über den ganzen Leib von der schrecklichen Geißelung mit Blut bedeckt, auf dem Haupt ein Diadem von Dornen, einen alten zerrissenen Purpurmantel um die Schultern, und ein Schilfrohr in der Hand, stand Er da — kaum kannte ich Ihn mehr — seine Physiognomie war leidend, ruhig, und mit tiefem Mitleid sahe Er über das Volk hin.

Jetzt denke dir, so hatte man seine Königswürde verspottet, und kannst du es glauben? — das Volk klatschte in die Hände und lachte. Ich hielt das Alles nicht aus, sondern lief fort, verschloß mich in mein Zimmer, weinte und heulte laut. Mein Wirth kam auch bald wieder, auch er weinte, und wir beteten mit einander. Endlich erfuhren wir, man hätte Ihn hinaus nach dem Golgatha geführt, um Ihn zu kreuzigen. Wir blieben zu Haus, und waren in tiefer Trauer. Aber denke dir das Wunder, um Mittag fing es an auf einmal dunkel zu werden, die Sonne wurde viel stärker verfinstert, als bei der größten Sonnenfinsterniß, es war wie in der Nacht; bei heiterem Himmel erschien die Sonne dunkel blutroth, und doch war es Vollmond, wo eine Sonnenfinsterniß unmöglich ist. Jedermann erstaunte, zitterte und bebte, denn man merkte wohl, was das zu bedeuten habe; diese Finsterniß währte drei volle Stunden; gegen das Ende derselben gingen wir hinaus nach dem Golgatha, um zu sehen, was vorging. Da fanden wir nun Jesum zwischen zwei Verbrechern am Kreuze hangen, noch lebte Er, ich nahte mich dem Kreuz, so sehr ich konnte, ich fand da Maria seine Mutter und einige

Freundinnen im tiefsten Jammer; auch Johannes stand da, und schaute seinem leidenden Herrn mit Thränen-Augen in's sterbende Antlitz. Auf einmal hörten wir seine starke Stimme: Vater ich befehle meinen Geist in deine Hände! und nun sank sein Haupt vorwärts, Er zuckte ein paarmal und starb. In dem Augenblick entstand ein Erdbeben, so daß Felsen von einander borsten. Wir eilten wieder nach Haus, und als wir durch eine Gasse mit gesenkten Häuptern unsers Weges gingen, so sahen wir verschiedene glänzende Personen vor uns vorüber schweben; wir erschraken und hielten sie für Engel, aber wir erfuhren hernach, daß es heilige Menschen der Vorzeit gewesen, welche auferstanden seyen, und sich hin und wieder frommen Bürgern geoffenbaret hatten.

Zu Hause dachten wir über das Alles nach, und mein Glaube, daß Jesus der Messias sey, wurde durch seinen Tod im geringsten nicht geschwächt, ob ich gleich nicht alles begreifen konnte, denn die Finsterniß, das Erdbeben und die Auferstehung verschiedener Heiligen, machte mir's immer gewisser, daß der leidende und sterbende Jesus, im Himmel und auf Erden, eine höchst wichtige Person seyn müßte; dazu kam noch etwas, auf einmal erscholl das Gerücht, daß im Augenblick des Todes Jesu, nämlich während dem Erdbeben, der kostbare starke Vorhang, der im Tempel zwischen dem Heiligen und Allerheiligsten hängt, von oben bis unten von selbst durchgerissen sey, so daß man nun in's Allerheiligste hinein sehen konnte. Dies war mir besonders merkwürdig, und es bedeutete nichts Gutes für unser Volk.

In Jerusalem war nun Alles stille, man sahe überall traurige Gesichter, denn die Raserei war nun vorbei; aber am dritten Tag des Morgens gab's wieder Unruhe, denn es hieß nun, Jesus sey auferstanden — dies mußte ich wissen; ich lief in das Haus, wo ich die Mutter Maria und seine Jünger beisammen wußte, und da erfuhr ich, daß es wirklich wahr war, und man wünschte sehnlich Ihn zu sehen. Ich mußte meiner Geschäfte halber verreisen,

und konnte es nicht abwarten; und doch brannte ich vor Verlangen, den Ausgang dieser wichtigen Sache zu erfahren; indessen war ich getrost, denn in zwei bis drei Wochen kam ich wieder nach Jerusalem.

Ich reiste nach Cäsarien, und dann nach Ptolomais, auf meiner Rückreise kam ich nach Capernaum, wo ich eine große Menge der Freunde Jesus versammelt antraf, sie beteten zusammen und unterhielten sich mit der Hoffnung der Auferstehung Jesus; ich gesellte mich zu ihnen; die allgemeine Sehnsucht, den auferstandenen Messias zu sehen, stieg mit jedem Augenblick, und wurde endlich zum allgemeinen Gebet. — Lieber Rabbi! wie wurde uns! — auf einmal stand Er da, mitten unter uns — ja Er war der Nämliche, sein Angesicht strahlte Freude, und hohe göttliche Majestät; ein lieblicher Schimmer glänzte von Ihm umher, sein Gewand war blendendweiß und seine Wunden sahen aus wie rubinrothe Flecken. Die Freude, den Jubel kannst du dir nicht vorstellen, alle weinten, wir alle lagen auf den Knieen, unserer waren bei fünfhundert. Friede sey mit euch! sagte Er, dann ermunterte Er uns zur Liebe gegeneinander, und befahl uns nach Jerusalem zu gehen, wo wir ferner seinen Willen erfahren würden, dann verschwand Er.

Jetzt waren wir Alle getröstet, wir blieben die Nacht über im Gebet beisammen, und des Morgens reiste ich nach Jericho, einige Tage hernach dann wieder nach Jerusalem; da war es nun wieder, als ob gar nichts vorgefallen wäre; außer den Freunden Jesus hörte und sahe man nichts mehr von der Sache, es war als ob gar nichts Wichtiges vorgefallen sey; das üppige Lasterleben ging unaufhaltbar seinen Gang fort.

Auf Pfingsten aber gab es wieder etwas Neues, nach einem gelinden Erdbeben strahlte ein feuriger Glanz über dem Haus, wo die Jünger und Freunde Jesus versammelt waren, dieser senkte sich in's Haus und man sahe Flammen auf den Häuptern der Jünger; jetzt wurden sie alle mit dem heiligen Geist erfüllt, und Einer von ihnen,

Petrus, ein Fischer von Bethsaida, redete so kräftig zu dem zusammenströmenden Volk, daß Tausende zu dem auferstandenen Messias bekehrt wurden. Merkwürdig ist, daß jeder von den Zuhörern den Petrus in seiner eigenen Sprache reden hörte, da er sich doch der Landessprache bediente.

Ich war eben damals in Bethanien, als ich aber wieder zurückkam, und das alles hörte, so besuchte ich den Petrus; ich fand Johannes und Jacobus den Bruder Jesus, den ich zu Nazareth hatte kennen lernen, bei ihnen. Jetzt erfuhr ich auch die Himmelfahrt Jesus. Die Männer waren nun ganz umgeschaffen, sie sprachen mit einer Kraft und Weisheit, wie ich's außer Jesu noch nie gehört habe; und nun wurde ich ganz von der Erlösung unterrichtet und überzeugt.

Sehr vieles werde ich dir noch dereinst mündlich zu erzählen haben. Lieber Rabbi! lebe wohl!

Was dünkt Euch, meine lieben Leser? wie würde uns zu Muth seyn, wenn wir unerwartet erführen, der längst Erwartete, längst Ersehnte sey da oder dort angekommen — würden wir nicht Alles stehen und liegen lassen, und dahin eilen, und wenn wir den Ort von weitem sähen, würde uns da nicht auch das Herz klopfen, wo Er anzutreffen sey?

Nun dann so laßt uns treu aushalten im Kampf und in der Liebe zu Ihm, auf jeden Fall werden wir Ihn sehen, und uns freuen mit unaussprechlicher Freude.



